# Rappelkopf

Fritz Stüber-Gunther

Digitized by Google



№ 47
Stüber
Rappelkopf i/B

Digitized by Google

K 3750 –

165 409

75.500/47

Digitized by Google



Fritz Stüber-Gunther

# Rappelkopf

Mit 8 Vollbildern nach alten Originalen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Ferdinand Raimund

Digitized by Google

# Rappelkopf

Roman

von

Fritz Stüber-Gunther

Wiener Literarische Anstalt

Alle Rechte, besonders das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.
Copyright 1922 by Wiener Literarische Anstalt, Ges. m. b. H. Verlags-Nr. 116.

Druck der Offizin der Waldheim-Eberle A. G., Wien.

Digitized by Google

PT
2639
T8948
K3

Dem kenntnisreichen Schätzer und be-
geisterten Verkünder Raimundscher Poesie
Dr. Karl Glossy
sei dies Buch in Dankbarkeit zugeeignet.

„Original, fahr hin in deiner Pracht!
Wie würde dich die Einsicht kränken:
Wer kann was Kluges, wer was Dummes denken,
Das nicht die Vorwelt schon gedacht?“

1.



Am 21. März, einem Mittwoch, war auch in jenem Jahre mit gewohnter Pünktlichkeit der Frühling auf der ganzen nördlichen Hälfte des von sogenannten Menschen bewohnten Weltkörperchens eingetreten.

Am 21. März war auf einem sehr bedeutenden Punkte dieses sehr unbedeutenden Halbkügleins, im Wallgraben von Vincennes bei Paris, der tapfere und glänzende Herzog Louis Antoine Henri von Enghien aus dem Königsgeschlechte der Bourbonen auf geheimen Befehl des blutigen Bonaparte durch Pulver und Blei in ein lebloses Nichts verwandelt worden, damit nicht etwa der neue Herr das gleiche Schicksal erleide.

Am selben Tage hatte an einer nicht minder hervorragenden Stelle derselben unregelmäßigen und buckelreichen Kugelkappe, zu Wien in der Hofburg der Habsburg-Lothringer, der deutsche Kaiser und König Franz II. eine zweistündige Audienz des Vizekanzlers Johann Ludwig Joseph Grafen von Cobenzl und des „k. k. angelehnten" Hofrates Friedrich von Gentz, die das mögliche Geschehen oder Nichtgeschehen jener in Wirklichkeit bereits vollzogenen politischen Mordtat zum Gegen-

stande nahm, mit den philosophischen Worten beendet:

„No ja . . . Wir werden's leider net ändern . . . Aber der Krug geht halt solang zum Brunn', bis daß er bricht . . . Gottes Mühlen mahlen langsam . . . Was geben s' denn heut auf d'Nacht in der Leopoldstadt im Lipperl-Theater?"

Am 21. März erschien auch eine Deputation der Wiener Hausbesitzer beim Reichsfeldmarschall Erzherzog Karl, um ihn auf das beunruhigende Gerücht submissest aufmerksam zu machen, daß die schon einmal verhinderte böse Absicht der Hofkommission, alle ferneren Mietzinssteigerungen glattweg zu verbieten, nun nachträglich doch ausgeführt werden solle; worauf der Sieger von Amberg und Würzburg, Kehl und Biberach gütig erwiderte, er für seine Person bleibe bei der Meinung, der Staat habe kein Recht, dem Landmann, Kaufmann oder Realitätenbesitzer die Kapitalsnutzung durch ein Maximum zu beschränken, und die verschieden verstockten Hausherren gleichmäßig beglückt von dannen zogen, zum Schach, Billard oder Whist.

Am Mittwoch, dem 21. März, beobachtete der Eipeldauer mit Genugtuung auf dem Schottenfelde einen öffentlichen Skandal, der dadurch entstand, daß zwei Bürgersfräulein, moderne Wiener Spartanerinnen, ihre knappen und fast durchsichtigen Spinnwebgewänder auf der einen Seite allzu hoch geschürzt hatten, und notierte sich flugs den bemerkenswerten Fall auf seiner Schreibtafel, darüber in seinem nächsten Briefe an seinen Herrn Vetter in Kagran gewissenhaft zu berichten . . .

Und am nämlichen Tage nannte in der Normal-

hauptschule zu St. Anna, nächst dem Kärntnertore, der Pater Anselm in der Religionsstunde seine sämtlichen sechsundsechzig Schüler eine verruchte Schwefelbande, weil keiner von ihnen mehr als einen oder höchstens zwei der erst neulich eingehend durchgenommenen Beweise für das Dasein Gottes anführen konnte.

Glücklicherweise rettete schließlich doch noch einer die Ehre der Klasse, ein hübscher, schmächtiger, vierzehnjähriger Bub mit dichtem, blondem Haar und schier übergroßen blauen Augen. Der wußte alle vier Beweise, den kosmologischen, den teleologischen, den ontologischen und den moralischen so fließend herzusagen, daß ihm der Pater Anselm entzückt die Wange tätschelte:

„Sehr gut! Da nehmt's euch ein Exemplum, ihr faulen Strick'! Sehr brav, Raymond!"

„Bravo, Rämong!" verspottete vorsichtig leise, mit seiner eigenen zweifelhaften Kenntnis der französischen Sprache witzelnd, den priesterlichen Lehrer und den fleißigen Mitschüler einer von den ganz Schlimmen in der hintersten Bank.

Raymond, Ferdinand Raymond schrieb sich der blonde, blauäugige Knabe, der in der Apologetik so sattelfest war. Aber er haßte die französische Form seines Namens, wie ihm alles Welsche zuwider war. Das hinderte ihn freilich nicht, auch in der französischen Unterrichtsstunde aufzumerken und daheim seine französischen Pensa ebenso gewissenhaft zu lernen und zu üben wie die anderen des reichhaltigen Lehrplanes, wie die aus dem Latein, dem Freihandzeichnen, der Naturgeschichte und Geschichte, der Geometrie und Mechanik,

der bürgerlichen Baukunst, dem Geigenspiel. Das ward ihm nicht besonders leicht, denn weder seine Auffassungsgabe noch sein Gedächtnis erwies sich stark genug, um der fortwährenden Stütze angestrengten Fleißes entbehren zu können. Und es ward ihm obendrein von den meisten seiner Mitschüler, eleganten und verzärtelten Muttersöhnchen aus reichen Häusern sowohl, wie frühreifen, tatkräftigen Großstadtbengeln, ernstlich verübelt, die ihn einen Duckmäuser und Streber schalten.

Aber er machte sich wenig aus ihrer Zuneigung oder Abneigung. Er wußte das Opfer zu schätzen, das sein Vater, der bürgerliche Drechslermeister Jakob Raymond, brachte, indem er ihn nach Absolvierung der Elementarklassen nicht kurzerhand als Lehrjungen verwendete, sondern die höhere Fortbildung bei St. Anna genießen ließ, wofür ein nach Drechslerbegriffen sündteures Schulgeld zu zahlen war. Er trachtete sich des Opfers würdig zu zeigen. Und er sagte sich, wenn sein Eifer zu erlahmen drohte, immer wieder, daß er unmöglich zu viel Wissen und Bildung sammeln konnte, wollte er einst in dem Stande, den er sich insgeheim erwählt, jene zahlreichen anderen überflügeln, die diesem Stande nicht zur Zierde gereichten, sondern ihn zu einem minder geachteten, ja fast verachteten gemacht hatten.

Daß die daheim sein Sehnen und Streben so gar nicht verstanden, sondern ihm mit Spott und Hohn, mit Drohungen und Strafen auszutreiben suchten, woran nun einmal sein Herz mit jeder Faser hing und woran er festzuhalten entschlossen war, koste es was immer — das war der Kummer und Schmerz seines

jungen Lebens. Selbst die Mutter, die so gutmütig gewesen, daß sie keinem arbeitsscheuen Bettler das Almosen abzuschlagen, keiner Nachbarin, die ihr durch Unverträglichkeit oder Klatschsucht ein Leid getan, zu zürnen vermochte, selbst die Mutter hatte ihm stets ein bitterböses Gesicht gezeigt, wenn seine heiße, heimliche Liebe unhemmbar zum Durchbruche kam oder durch einen Zufall verraten wurde, seine Vorliebe fürs Theaterspielen. Auch bei ihr hatte er vergebens das mindeste Begreifen und Verzeihen gesucht. Seit den anderthalb Jahren jedoch, da sie draußen unter den Zypressen des Hundsturmer Friedhofes schlummerte, waren seine häuslichen Verhältnisse noch weit drük-kender geworden. Die Schwester Anna, älter als er, sparsam und hausbacken, weinte ohnehin schier jedem Heller nach, der für seine Fortbildung ausgegeben und also ihrer erwarteten Mitgift entzogen wurde. Und der Vater, dem Kränklichkeit und mangelnder kaufmännischer Spürsinn geschäftliche Erfolge verwehrten, den überdies der Gattin früher Tod verbittert hatte, behandelte ihn immer mehr wie ein verirrtes Schaf, das nur durch allergrößte Strenge auf den rechten Weg zurückgebracht werden konnte . . .

Unter den Klassen- und Altersgenossen besaß der Raymond Ferdinand, der in der Schulstunde an des Lehrers Munde hing, in den Pausen still vor sich hinträumte, zwar nie einen Schabernack der anderen verhinderte oder verriet, aber auch noch niemals einen scharfsinnig angeregt hatte, keinen Freund. Mit dem ihn Neigung verband und mit dem er meist den kurzen

Weg zwischen Schulhaus und gemeinsamem Wohnhause gemeinsam zurücklegte, das war ein Jüngerer, der elfjährige Kindler Josef, der über die einfachen Weisheiten des „Namenbüchels“ noch nicht weit hinaus war und der seine eigene brennende Theatersucht noch mit papierenen Figuren auf einer pappdeckelnen Miniaturbühne wenigstens teilweise befriedigte.

Ihn erwartete nach Schluß des Vormittagsunterrichtes auch heute Ferdinand Raymond in der Annagasse. Lange wartete er vergeblich. Schon wollte er allein den Heimweg antreten, als der Säumige endlich heranstürmte und von weitem rief:

„Ah, da bist ja noch! Servus, Ferdl!“

„Servus, Pepi! Hast wieder nachsitzen müssen?“

„I hätt' soll'n, weil i Heiligtum und Wirt und Tier und — was weiß i — ohne ‚h‘ g'schrieb'n hab', aber sie hab'n mi auslassen, zum letztenmal, hab'n s' g'sagt. I kann mir's halt net dermerken. Und es is ja auch Wurscht!“

Er lachte laut, der kleine Pepi, und stieß nach einem ziemlich zerfetzten Lehrbuche, das ihm in seiner Hast entfallen war, verächtlich mit dem Fuße, ehe er es aufhob.

„Oho!“ sagte Ferdinand. „Das Rechtschreiben darf einem net Wurst sein. Und es is ja auch gar net so schwer. Mußt dich halt mehr üben zu Haus . . . Ich bin heut' belobt worden — vom Pater Anselm.“

„Oje! In der Religion! Die is gar fad!“

„O nein, die is mir beinah' das Interessanteste.“

„Der Katechissimus?“

„Der Katechismus g'rad net. Aber der muß auch sein. Schau' halt, daß d' net sitzen bleibst und auch bald zur — Ding kommst, zur Apologetik."

„Zur Apo — popo — du, was is denn das?"

„Alsdann paß auf", erläuterte Ferdinand Raymond würdig und wichtig. „Schon in der allerältesten Zeit, unter die römischen Kaiser, haben die Juden und Heiden behauptet, daß unser heiliges Christentum —"

Plötzlich, sie waren die Annagasse hinauf zur Kärntnerstraße gegangen, verstummte er, sah wie verzaubert gradaus, faßte seinen kleinen Freund am Arme und flüsterte ihm zu:

„G'schwind! Da schau hin! Weißt, wer das is?"

„Wo? Wer?"

„No, dort, der dort! Der Große mit dem breiten Hut und dem Radmantel! Siehst ihn?"

„Ja. No, wer is er denn?"

„Der Koch!"

„Wem sein Koch?"

Ferdinand Raymond stampfte unmutig mit dem Fuße auf:

„Dummer Kerl! Der Koch — Eckardt heißt er eigentlich, aber Koch nennt er sich — der Siegfried Gotthelf Koch vom Burgtheater."

„Ah so, der!" sagte Josef Kindler, jetzt ebenfalls aufmerksam und gespannt, und lief ein paar Schritte vor, den beliebten Heldenspieler näher zu betrachten. „Den hab' i noch gar nie g'sehn."

„Ich schon!" entgegnete Ferdinand Raymond stolz. „Als Ritter Talbot hab' ich ihn g'sehn in der Jungfrau

von Orleans, damals wie — wie meine Mutter noch g'lebt hat."

„Is das ein schönes Stuck?"

„Halt ja! Das is ein großartiges Stück. Wie er schon g'fallen is auf dem Schlachtfeld, der Talbot, da erscheint er noch einmal."

„Als a Toter?"

„Als Geist. In einer kohlschwarzen Rüstung erscheint er der Jungfrau. Und dabei wird's ganz stockfinster. Und dann blitzt's und donnert's, und da versinkt er."

„Das muß freilich sehr schön sein. Von wem is denn das Stuck?"

„Net einmal das weißt? Von dem großen Dichter Friedrich von Schiller."

„Aha . . . Hast du das Theaterbüchel?"

„Nein. Aber" — Ferdinand Raymond sprach leiser — „ein anderes hab' ich zu Haus, auch von Schiller, ein verbotenes."

„Hör' auf!"

„Ja. Der Herr von Seeborn hat mir's g'liehen."

Jetzt aber stellten die beiden ihr Zwiegespräch ein, denn jetzt hieß es die Kärntnerstraße überqueren, und das war nicht nur für den minder Aufmerksamen mit Gefahr verbunden wegen des wimmelnden Verkehres, der in diesem belebtesten aller Stadtteile ununterbrochen auf- und abflutete und gegen Mittag den Höhepunkt erreichte, sondern da gab es auch heute wie stets manches Anregende und Unterhaltende zu schauen und zu hören. Fuhrwerke aller Gattungen, schwere, alt-

modische Staatskarossen, tief hinab an Ketten und Lederriemen hängend, mit gepuderten Lakaien hintenauf, und ganz moderne, hochrädrige Federkutschen, wettfahrende Fiaker und plumpe Frachtwagen; flotte Reiter in Zivil oder in Uniform, breitbeinig und verdrossen ihre Last schleppende rotröckige Sesselträger, Krebsen genannt, und schwankende, quietschende Schiebkarren; dazwischen, daneben und zu beiden Seiten der Fahrstraße eine Prozession von Fußgängern, Bürgersfrauen mit umfangreichen Einkaufkörben und von ungeduldiger Eile hochgeröteten Gesichtern, Dienstmädchen mit zierlicheren Körbchen, die mit der Zeit nicht so geizten, weil sie ja bloß die Zeit ihrer Herrschaft verschlenderten, feine, sorgfältig geschminkte Damen in tief ausgeschnittenen griechischen Gewändern und türkischen Turbanen, Stutzer in enganliegenden, fast bis zu den Achselgruben hinaufreichenden Hanswursthosen, die alle Augenblicke den Hut tief zur Erde zogen, teils um mit ihrem weiten Bekanntenkreise, teils mit ihrer streng modevorschriftsmäßigen Titusfrisur zu prahlen, vierschrötige Bauern, protzig mit Silbertalern im Sacke klimpernd, die altersgrauen, verschnörkelten und mit bunten Wahrzeichen geschmückten Häuserfronten hinan gaffend und darob mit jedem zweiten der Entgegenkommenden hart zusammenstoßend, Offiziere der Armee und der Bürgermiliz, Teppichhändler, Schultern und Arme mit ihrer vielfarbigen Webware behängt, Mausfallen- und Blasbalgkrämer, polnische Juden in fettglänzenden Kaftanen, Perser und Armenier mit hohen, spitzen Mützen, tonsurierte Dominikaner und Kapuziner — das alles

sprengte und rasselte und klapperte und schob sich und drängte sich durcheinander, aneinander vorbei, vom Kärntnertor zum Stock-im-Eisen und umgekehrt, daß den des betäubenden Getriebes Ungewohnten schier ein Schwindel überkam.

Vor einem Hause waren Scheiter zu einem Haufen aufgeschichtet, und die Holzhacker schwangen ihre schweren, scharfen Axte und ließen sie krachend niedersausen, unbekümmert mitten im Gewühl, wen etwa die wirbelnden Splitter trafen.

Ein breiter, vierspänniger Lastwagen, mit vollen Weinfässern beladen, klirrte langsam daher und brachte den Verkehr ins Stocken. Die Fiakerkutscher hinter ihm schalten und fluchten, bis der witzigste von ihnen der kritischen Situation die erlösende Wendung ins Scherzhafte gab, indem er dem ebenso boshaften wie phlegmatischen Wagenlenker mit schallender Stimme zuschrie: „Wanns d'net glei' antauchst und Platz machst, so saufen m'r dir die paar Maß aus, daß d' es leichter hast – in zehn Minuten sein m'r fertig damit, was, meine Herrschaften?"

Endlich hatten sich die beiden Schulknaben hinübergewunden auf die andere Straßenseite und eilten nun durchs Komödiengassel nach dem Spitalsplatze. Durch das eine der beiden westlichen Tore des Bürgerspitalgebäudes wollten sie nun ihr gemeinsames Wohnhaus betreten, als aus dem Torbogen eine Frauensperson mit wütendem Gesichte hervorschoß. Den älteren drängte sie unsanft beiseite, den jüngeren faßte sie an der Schulter:

„Wo warst denn so lang?“

„In der Schul' halt“, antwortete kaltblütig der kleine Josef und suchte sich loszumachen von der Mutter Griff.

„Bis jetzten? Das kannst wem andern erzähl'n! Bist g'wiß wieder 'rumg'strabanzt mit dem da, mit dem Drechslerbuben.“

„Wir sind direkt z' Haus 'gangen, Frau von Kindler,“ versicherte bescheiden Ferdinand Raymond, „mein Ehrenwort!“

„Dein Ehrenwort!“ Die Frau lachte verächtlich und zog das Söhnlein mit sich, das verschmitzt über die Schulter hinweg dem zurückbleibenden Freunde Abschied und Wiedersehen winkte.

Aber der hörte noch, wie sie zankte:

„Hundertmal hab' ich dir schon g'sagt, das is keine Kompanie für dich, von dem lernst nix Gutes . . .“

Das Blut schoß ihm ins Gesicht, dem Raymond Ferdinand. Was hatte er denn Unrechtes getan, daß ihn die Frau schmähen durfte? Niemals hatte er den Pepi zu einem schlechten Streiche verleitet, im Gegenteil, immer seinen Leichtsinn und seine Trägheit gerügt. Und das der Dank dafür . . . Entsetzlich, niederträchtig . . . Und die seltsamen Worte fielen ihm ein, die sein heimlicher Schützer und Gönner, der alte Schauspieler Andreas von Seeborn, oft im Munde führte: „Die Welt ist eine Belladonna, eine giftige Tollkirsche, ausrotten kann man sie nicht, aber ausweichen soll man ihr!“ Heut' zum erstenmal glaubte er diese traurige Weisheit zu begreifen und in seinem weichen Knabenherzen nachzufühlen . . .

Er hatte vorgehabt, auf dem Wege nach der väterlichen Wohnung in den väterlichen Laden zu treten, um vom Lobe des Paters Anselm dem Vater zu berichten und dafür vielleicht auch dessen Lob zu ernten. Nun unterließ er es, zumal er durch die Glastür sah, daß Meister Raymond eben mit einer Kundschaft verhandelte.

Durch die weiten Höfe des von Kaiser Josef II. zu einem riesigen Zinshause umgebauten einstigen Clarissinnenklosters, späteren Bürgerversorgungshauses, über steile, dunkle Treppen kam er in sein Heim. Die Schwester stand am Herde und hatte, wie häufig, Gesellschaft an dem Schneidergehilfen Benesch vom dritten Trakte. Die Störung schien ihr nicht willkommen.

„Ah, der Herr Student!" begrüßte sie den Bruder. „Mußt dich schon noch ein bissel gedulden mit dem Mittagessen, ich hab' mehr zu tun g'habt als wie du."

Aber sie wurde doch auch heute zur Zeit fertig. Als es Mittag vom Turm der Augustinerkirche läutete und der Vater herauf kam, stand schon die Suppe auf dem Tisch.

Nun hätte Ferdinand Gelegenheit gehabt, auf das erfreuliche Schulereignis zurückzukommen. Allein der Vater war übler Laune, weil ihn sein Husten plagte und weil er überdies, wie er der Schwester erzählte, mit der einzigen Kundschaft, die sich heute in seinen Laden verirrt, Ärger gehabt hatte. Da war es nicht geraten, sich an ihn zu drängen.

Um zwei Uhr saß Ferdinand wieder in der Schule, aber das Lateinische, das den Nachmittag ausfüllte,

war nicht seine stärkste Seite. Er irrte sich bei den einfachsten Dingen und konjugierte schließlich gar: „Amo, amas, amat, amamus, amati . . .“

„Ja, ja, amati!“ schnauzte ihn der Lehrer an. „Da sieht man wieder, wo Er seine Gedanken hat. Beim Geigenkratzen halt! Aber zu einer — Amati wird Er's niemals bringen, Er Patzer, da garantier' ich Ihm!“

Die ganze Klasse wieherte schadenfroh auf über diesen vom Zaun gebrochenen Witz und Angriff. Der Verspottete aber wurde nur noch unsicherer und verwirrter.

„Setz Er sich!“ war das Endergebnis. „Schreib Er mir das Aktivum Präsentis, Imperfekti und Futuri von amo, amare bis morgen zwanzigmal ab. Oder laß Er sich sein Schulgeld zurückgeben, das wär' das Allerg'scheiteste!“

Der Hieb war gut geführt und saß. Das hohe Schulgeld gaben sie ihm freilich nicht zurück, das der Vater bereits für ihn vorausbezahlt hatte. Aber vielleicht war es wirklich besser, ihm das nächste zu ersparen. Kaum konnte Ferdinand Raymond die Tränen verbergen, so sehr schämte er sich.

Als er wieder nach Hause kam, fand er keine Zeit, sich sogleich an die Strafaufgabe zu machen. Der Vater brauchte ihn zum „Lieferngeh'n“, zu einer Kunde in der Wiedner Vorstadt, die besonders heikel war und auf peinlichste Pünktlichkeit hielt. Die Schwester trug ihm etliche Besorgungen für die Hauswirtschaft auf.

„Daß d' mir net etwa ein Geld verlierst!“ rief ihm der Vater nach.

Und die Schwester setzte hinzu:

„Oder verputz't!"

Er traf die Kundschaft nicht zu Hause, mußte warten und kehrte infolgedessen verspätet zurück. Der Vater glaubte ihm die „Ausrede" nicht. Schwester Anna aber war mit seinen Einkäufen wenig zufrieden.

„Was, schon wieder teurer ist 's word'n, das Brennöl? Hast denn ord'ntlich auf'paßt? Oder warst wieder in die Wolken statt auf der Erd'?" Und seufzend setzte sie hinzu: „Was wir Licht brauchen, das is nimmer schön ..."

Der Ferdinand konnte ihr heute nicht Licht sparen helfen. Nachdem er das Stück Schmalzbrot, das sein Abendessen bildete, verzehrt hatte, zog er sich in seine dürftige und enge Schlafkammer zurück und nahm die Lampe mit hinüber. Der Vater, der sich nicht wohl fühlte, war schon zu Bett gegangen, die Schwester lief in den Hof hinab zu einem kleinen Plausch mit Nachbarn und Nachbarinnen.

Ferdinand aber schrieb: „Amo, amas, amat; amabam, amabas, amabat; amabo, amabis, amabit ...", einmal, zweimal, zehnmal, zwanzigmal, bis ihn die Finger schmerzten. Nun galt es noch, die geometrische Konstruktion zu zeichnen und das „G'sätzel" aus der Weltgeschichte zu memorieren. Und dann hätte auch er schlafen gehen können.

Aber das tat er nicht.

Sondern er zog aus dem Strohsack seiner Bettstelle ein vergilbtes und zerlesenes Büchlein heraus und trug es an den Tisch. Ein anspringender Löwe war auf dem Titelblatte gestochen, „In Tirannos! — Zwote ver-

besserte Auflage" stand darunter; und darüber: „Die Räuber ..."

Der Herr von Seeborn hatte ihm diesen kostbaren Schatz anvertraut, zuerst wollte Ferdinand die schäumende, brausende, donnernde Dichtung Wort für Wort abschreiben, dann aber wußte er etwas Besseres: Er lernte sie Wort für Wort auswendig!

Das Buch lag aufgeschlagen auf dem Tische, er selbst stand vor dem Spiegel, der freilich, im Halbdunkel, sein Bild nur undeutlich zurückwarf.

Die glatte Knabenstirn zog er in düstre Falten, die Augen rollte, die Zähne fletschte er. Und mit gewaltsamen Gesichtsverzerrungen begann er vor sich hin zu flüstern:

„Es dauert mir zu lange — der Doktor will, er sei im Umkehren — das Leben eines Alten ist doch eine Ewigkeit! — Und nun wär' freie, ebene Bahn bis auf diesen ärgerlichen, zähen Klumpen Fleisch, der mir, gleich dem unterirdischen Zauberhund in dem Geistermärchen, den Weg zu meinen Schätzen verrammelt ..."

Nicht Karl Moor, der edle Mordbrenner, der Rächer und Wiedervergelter, wie sehr er ihn auch bewunderte, war seines gestaltungsdurstigen Nachahmungstriebes Gegenstand und Ziel, sondern Franz Moor, die geist- und wortreiche Kanaille, deren Charakter er verabscheute. Die Rolle des Franz, diese Riesenrolle mußte er beherrschen, ehe er seinen geheimen Lebensplan zur Tat machte, sie sollte das künstlerische Kapital werden, mit dem er über kurz oder lang seine Existenz neu aufbaute.

Er wiederholte etwas lauter unter fortwährendem Grimassieren:

„Es dauert mir zu lange — der Doktor will, er sei im Umkehren ..."

Und endlich deklamierte er, seine Umgebung und die nächtliche Stunde vergessend, bald die Arme über der Brust verschränkend, bald zu weiten und immer weiteren Schwunggebärden ausholend, aus voller Lunge:

„Es dauert mir zu lange — der Doktor will, er sei im Umkehren — das Leben eines Alten ist doch eine Ewigkeit! Und nun wär' freie, ebene Bahn . . ."

Er zuckte zusammen, ein knarrendes Geräusch machte ihn jäh erblassen und verstummen.

Die Tür war aufgestoßen worden, in ihrem Rahmen stand im Nachtkleide — der kranke Vater. Sein Gesicht lag im Schatten des dunkelgrünen Lampenschirmes, um so schreckhafter klang aus der Finsternis seine hohle, heisere Stimme:

„Bravo! Ja, dir dauert's auch zu lang, bis ich in der Gruben lieg', wohin du schon deine arme Mutter 'bracht hast ..."

Zitternd und totenbleich stand Ferdinand Raymond, tiefes Schuldbewußtsein würgte seine Kehle, seine Hand tastete nach dem Buch auf dem Tische, um es rasch zu verbergen, allein umsonst suchte er ein Versteck.

„Vater ...", stammelte er.

„Nenn' mich net mehr Vater", grollte aber der kranke Drechslermeister. „Du hast dir das Recht d'rauf verscherzt. Also war halt wiederum alles in den Wind g'redt, was ich dir zugeredet hab'. Du kannst net lassen

von dem gottverdammten Komödiantentum! Ich hab's gut mir dir g'meint, ich bin vielleicht der einzige, der's wirklich gut mit dir meint, aber du . . ."

„Vater!" bat Ferdinand abermals und schluchzte laut auf.

„Aber du," fuhr der Vater fort, „du hörst auf jeden dahergelaufenen Malefizkerl lieber als auf mich. Gut, so renn' in dein Verderben, laß dich zum Narren halten und verführen von dem alten Gaukler und Komödianten, dem Seeborn, den ich tausendmal verfluch'!"

Ferdinand Raymond hatte sich gebeugt, als wollte er dem zürnenden Vater zu Füßen fallen — jetzt richtete er sich mit einem Ruck auf, sein Antlitz wurde starr, die Tränen versiegten, um seinen Mund zuckte es schier wie bitteres Hohnlächeln. All seine Reue schien im Nu verflogen. Der Vater merkte es wohl. Fast außer sich, hob er die kraftlose Hand zum Schlage. Aber er ließ sie wieder sinken. Er nahm die Lampe und verließ mit ihr die Kammer, ohne dem mißratenen Sohne auch nur einen Blick noch zu schenken.

Bald darauf war sein schlürfender Schritt verhallt, Dunkel und Stille umgab den schuldigen Knaben.

Der stand regungslos und versunken.

Wie seltsam, grübelte er, wie gräßlich seltsam doch das Leben war. Ihn hatte heute die Mutter seines Freundes angeklagt, daß er diesen verführe. Und den alten Seeborn beschuldigte der Vater, daß er ihn, Ferdinand, auf Wege leite, die jener ihm in Wirklichkeit als ruhmlos, undankbar, dornenreich, verabscheuenswert zu schildern nicht müde ward. Ja, selbst das liebe,

teure Buch, Schillers „Räuber", hatte er dem gewesenen Schauspieler mit aller Beredsamkeit abschmeicheln und ablisten müssen . . .

Warum eigentlich handelte irgend einer nach seinem Gewissen redlich und rechtschaffen, wenn es die Welt doch keinem zutraute, sondern von jedem im vorhinein das Schlechteste vermutete? Warum? Wozu?

Dies Grübeln ließ ihn alle Vorsätze vergessen, die er bei des Vaters Drohen und Klagen schon halb gefaßt hatte.

Grübelnd entkleidete er sich, grübelnd ging er zu Bette, grübelnd schlief er endlich ein.

Und bald fing er zu träumen an.

Ihm träumte, er wandle unter sonnigem, blauem Himmel durch ein unsagbar anmutiges Wiesen- und Gartental, blühende Bäume, bunte Blumen umdufteten ihn. Und vor ihm ging ein wunderholdes Frauenbild in lichtstrahlendem Gewande und winkte und nickte ihm zu und führte ihn mit lockendem Lächeln an immer lieblichere, immer üppigere Plätze.

Mit einemmal aber flogen am heiteren Himmel fahle Wolken auf und alle Farbe schwand aus der Landschaft, einförmigem, bedrückendem Grau weichend. Und zugleich verwandelte sich der grünsamtene Boden in eine dürre, steinige Halde. Auch das Kleid seiner Fee hatte alle Helle verloren, und ihr eben noch so gütiges und mildes Gesicht starrte ihn häßlich drohend an.

Erschreckt wollte er fliehen, aber sie hielt ihn eisenfest. Und sie bückte sich und schob Gestein und kümmerliches Gestrüpp auseinander, da kam ein halbverdorrter,

bräunlichgrüner Stengel zum Vorschein, an dem eine schwarzglänzende Beere hing. Die pflückte sie und bot sie mit teuflischem Lächeln dem Knaben dar, der sich in eisigem Entsetzen verzweifelt sträubte — die drängte, zwang sie ihm auf.

Er versuchte zu schreien, er versuchte zu laufen, jedoch seine Beine waren gelähmt wie seine Zunge.

Röchelnd fuhr er im Bette empor.

Tiefe Finsternis umgab ihn.

Vom Hofe herauf tönte verweht des Wächters Ruf, der Mitternacht kündete.

Dem Knaben war höllenbang und todestraurig.

„Mutter ... Mutter!" flüsterte er mit bebendem Munde. Aber vergebens rief er. Die Mutter weilte ja längst im Jenseits.

Da sank er wieder zurück und starrte vor sich hin in die schwarze Nacht. Und so verlassen, so elend fühlte er sich, als wäre er der letzte, einzige Überlebende auf einer entvölkerten, ausgestorbenen Erde.

## 2.



Vor Jahren schon, als Vater Raymond das Bürgerrecht erworben hatte, aus einem „befugten“ vorstädtischen ein wirklicher bürgerlicher Drechslermeister geworden, war er mit seiner Familie von seinem bisherigen Wohnorte und Geburtsorte seiner beiden Kinder, dem Hirschenhause in der Mariahilfer Vorstadt, nahe der Stiftskirche, in das Bürgerspitalhaus in der Inneren Stadt übersiedelt.

Um die Weitläufigkeit und Reichhaltigkeit dieses alten Gebäudes gebührend hervorzuheben, nannten es die alten Wiener nicht nur ein „Wien im Kleinen“, sondern pflegten noch hinzuzufügen, daß ein Mensch, der einmal dort mit Sack und Pack eingezogen sei, es nimmermehr zu verlassen brauche, und wenn er noch fünfzig Jahre lebe; denn alles, dessen er zum Leben bedürfe, alles, was sein Herz begehre, Speise und Trank und Kleidung und Unterhaltung, auch mehr als genügenden Raum zum Spazierengehen finde er in den zehn Höfen des Bürgerspitalhauses. Erst nach dem Tode müsse er wieder durchs Tor, die Füße voran, denn Friedhof gab es keinen darin . . .

Die Stichhältigkeit dieser Behauptung hatte freilich

noch kein Wiener aus eigenem Antriebe praktisch erprobt. Dazu mußte wiederum ein Zugereister kommen, und natürlich ein Norddeutscher, ein „Preiß".

Aus Preußen war er nun allerdings nicht, dieser Fremdling, der alte Andreas von Seeborn, sondern bloß aus einer sozusagen benachbarten Gegend, nämlich aus Grimma in Sachsen, fünfzehn Meilen östlich von Leipzig. Aber ein wirklicher „Herr von" war er, nicht nur so einer von der wienerischen Höflichkeit Gnaden. Rund Siebzig war er bereits an Jahren. Zum gelehrten Magister und Doktor hatten ihn die Eltern bestimmt, und zu diesem Zwecke hatte er auch einst, nachdem ihn die altberühmte Fürstenschule entlassen, die nicht minder berühmte Universitätsstadt an der Pleiße bezogen. Jedoch die Leipziger Luft war seinen Studienplänen so wenig günstig wie denen manches anderen erfahrungsdurstigen Grünspechtes, der sich mit gleicher löblicher Bestimmung dorthin verfügte. In Leipzig gab es ja nicht nur ehrwürdige, bezopfte Leuchten der Wissenschaft, sondern auch, zwischen dem Grimmaischen und dem Ranstädter Tore, ein sehr reges Theaterleben, das trotz Gottscheds und der Neuberin moralischen Bestrebungen mit streng tugendhaftem, christlichem Wandel nicht viel gemein hatte und einem solchen auch nicht recht förderlich war. Das weibliche Element insonderheit, das seit der bedeutsamen Reform des Johannes Velten, Prinzipals der weitbeschrieenen „Bande Hochteutscher Komödianten", nicht nur auf der Bühne alle weiblichen Rollen, sondern bald auch außerhalb dieser eine große Rolle spielte, ward oft und oft zum verhängnis-

vollen Magnet für die charakterschwächeren unter den Leipziger Musenjüngern und das Komödiantentum zu ihrer letzten Zuflucht, wenn sie die Gelder der Herren Eltern verjubelt, die Gesundheit ruiniert und vom hochpreislichen akademischen Senate nichts mehr zu erwarten hatten als das Consilium abeundi, einen unwirschen Marschbefehl.

Ganz ähnlich gestaltete sich um Siebzehnhundertfünfzig herum das Schicksal des Studenten der Philosophie Andreas von Seeborn. Vom Vater enterbt und verstoßen, von einem leichtfertigen Theaterliebchen geprellt, von hartherzigen Manichäern bedrängt und verfolgt, floh er bei Nacht und Nebel aus Leipzigs allzu gastlichen Mauern und schlug sich nun jahrzehntelang als vagabundierender Komödiant durchs heilige römische Reich. Von Aachen bis Danzig, von Hamburg bis Basel gab es schließlich keine Stadt und kein Städtchen, ja, schier keine Dorfschenke mehr, wo er nicht um ein paar elende Groschen, allein, zu zweit, zu dritt oder in größerer Gesellschaft, zur Belustigung und Erbauung ehrsamer Krämer oder Ackerbauern gemimt hätte. Aber als er nur mehr durch eines Daumen Breite vom elenden Verkommen getrennt war, da brachte ihm eine glückliche Fügung, die sein wirkliches schauspielerisches Talent offenbarte, die längst nicht mehr gehoffte Rettung. Als früh gealterter Mann fand er Aufnahme in die solide und angesehene Eckhofsche Wandertruppe und fortan Gelegenheit zu einwandfreier Kunstbetätigung und anständigem Verdienste. Die furchtbaren Eindrücke, Not und Schmutz seiner Lehr- und Wanderjahre hatten

seinen Sinn gänzlich gewendet. Aus romantischer Abenteuerlust war spießbürgerliches Ruhe- und Seßhaftigkeitsbedürfnis, aus tollem Hang zur Verschwendung fast überängstliche Sparsamkeit geworden. Nur das Allernötigste, keinen anderen Luxuskauf als den von neuerschienenen Büchern sich gönnend, Groschen auf Groschen, Taler zu Taler legend, hatte endlich der Sechzigjährige genug erworben, um davon bis zu seinem Tode bescheiden leben zu können. Und als August Wilhelm Iffland, der gefeierte Wandervirtuose, den er schon früher kennen gelernt, das Berliner Nationaltheater übernahm und Andreas von Seeborn einlud, ihm an diese Bühne zu folgen — da schlug Andreas von Seeborn den ehrenvollen Antrag kurzerhand aus. Wie ihn als blutjungen Studenten das Theater gelockt hatte, so stieß es ihn jetzt ab. So unüberlegt entschlossen er sich einst der Bühne zugewendet, so wohlüberlegt entschlossen kehrte er ihr nun den Rücken. Noch einmal wollte er Deutschlands Gaue durchstreifen, aber nicht als Mißachteter und Gehetzter, sondern behaglich reisend, die Schönheiten des Vaterlandes beschaulich genießend. Und wo er etwa ein besonders passendes Plätzchen fand, zu rasten und zu bleiben, dort wollte er zum letztenmal sein Zelt aufschlagen.

Er fand es in Wien.

Die uralte Reichshauptstadt mit der glänzenden Vergangenheit und der lustig-lauten, lärmenden Gegenwart, sie war es eigentlich nicht, die ihn fesselte, sondern die Stadt, die hinter prunkendem und prahlendem Äußeren ein friedliches, idyllisches Innenleben verbarg.

In einem ihrer renommiertesten und doch so patriarchalisch einfachen und wohlfeilen Gasthöfe nahm er vorerst Quartier. Aber nachdem er alle ihre Sehenswürdigkeiten besichtigt und gewürdigt hatte, nachdem er, der Lutherische, besonders den Stephansdom, dessengleichen er nie gesehen zu haben vermeinte auf allen seinen Fahrten, sich in Kopf und Herz geprägt hatte, da zog er sich als Mieter in einen der innersten Höfe des Bürgerspitalhauses zurück mit dem festen Vorsatze, diese engen Grenzen nie mehr zu überschreiten. Und er hielt an dem Vorsatze mit eiserner Zähigkeit. Die Welt da draußen mit ihrem lügenden Schein kannte er bis zum Überdruß. Nun war die kleine Welt hier innen die seinige, die Welt beschränkter und einfältiger, aber fleißiger und gutherziger Pfahlbürger, die dem vereinsamten, unbekannten Zugereisten ohne Mißtrauen und Gehässigkeit, bald sogar mit einem gewissen überlegenen Wohlwollen, wennschon nicht ohne große Neugier begegneten.

Seine Herkunft, seine Lebensgeschichte mit möglichst reichen Einzelheiten zu erfahren, darum hätten sie viel gegeben — die k. k. pensionierte Hofbereiterswitwe Euphemia Schwingenschlögl im dritten Hof, neunte Stiege, vierter Stock rechts, erklärte sogar einmal feurig: „Zwei Jahr' von mein' eigenen Leben, meiner Seel' und Gott!"

Allein der Herr von Seeborn war leider ein unverantwortlich schweigsamer und verschlossener Patron, der niemandem Einblick in seine so interessanten Privatverhältnisse gewährte: niemandem als dem Drechslerssohn Ferdinand Raymond. Den hatte er kennen gelernt,

als er einmal, pfeifenrauchend und in einem Buche lesend, aus dem Fenster seiner Wohnung hinabsah und ihm das Buch entglitt. Ferdinand, der just vorüberkam, hob es auf und brachte es dienstfertig dem alten Herrn. Der blondlockige, blauäugige, bescheidene und höfliche Knabe erregte dessen Gefallen so, daß er ihn in seine Wohnung treten hieß, um seine Schulverhältnisse fragte und schließlich einlud, wieder einmal zu kommen. Der Vierzehnjährige, dem die unordentlich aufgestapelten und umherliegenden Bücherschätze des Einsiedlers in die Augen stachen, machte von der Einladung bald und oft Gebrauch.

Und bald kam auch die Stunde, da er seinen Lieblingswunsch, Schauspieler zu werden, dem alten Herrn anvertraute und ihm von dem heftigen Widerstand leidvoll berichtete, den er daheim mit diesem Vorhaben fand.

Andreas von Seeborn hatte ihn, in dicke Tabakswolken gehüllt, schweigend angehört, die überschwänglichen Ergüsse seiner Begeisterung und Erbitterung mit keinem Worte eingedämmt. Doch als der Knabe, rotglühend im Gesicht, zu Ende war, da sagte Seeborn ernst und traurig:

„Mein Junge, deine Mutter hat recht gehabt, dein Vater und deine Schwester haben hundertmal recht."

„Sie geben ihnen recht?" fuhr Ferdinand entrüstet auf.

„Ja, das tu' ich, mein Junge. Vielleicht nicht in den Mitteln, ganz gewiß aber im Zweck... Bleib ruhig

sitzen, wenn du Zeit hast, und merk mal auf das, was ich dir erzählen will."

Und der Greis begann zu erzählen: Von seiner glücklichen Kindheit, seinen guten Eltern zuerst, dann von seinem wilden Studententum; endlich von seiner Komödiantenzeit, den unsäglichen Kümmernissen, Sorgen, Demütigungen, die sie ihm beschert, und wie er sie im allerletzten Augenblick noch überwunden hatte.

„Aber überwunden haben Sie sie doch, Herr von Seeborn!" rief Ferdinand Raymond, der fieberhaft gespannt der düsterbunten Schilderung lauschte. „Und sind ein großer Künstler geworden."

„Nein, das bin ich nicht", sagte mit bitterem Lächeln Andreas von Seeborn. „Was die Menschen Größe heißen, ist meist nur ein geschmeicheltes und ihnen schmeichelndes Konterfei ihrer eigenen Kleinheit. Wirklich überragende Größe ist, ach, so selten in der Welt zu finden, und am seltensten in meinem einstigen Berufe. Und überwunden habe ich, sagst du, die furchtbare Not und Gefahr? Auch das hab' ich nicht, das hat für mich eine stärkere Macht getan, die du Zufall, Schicksal, Vorsehung, Himmel, Gott nennen magst. Mir stand sie bei, da ich jede Hoffnung aufgegeben hatte, hundert anderen verweigerte sie ihren Beistand. Hunderte, die nicht schlechter, nur genau so töricht gewesen wie ich, ließ sie verkommen, verzweifeln, am Wegrand sterben. Ihre Tränen und Flüche sind das Dauernde, Unauslöschliche, das mir von jenen furchtbaren Jahren geblieben ist: Sie — und noch eines . . ."

Er schwieg lange. Dämmerung war herabgesunken,

als glühendes Pünktchen leuchtete der Brand von Andreas von Seeborns Tabakspfeife, matter bald und bald heller, durch die Schatten, die das Zimmer erfüllten. Der Knabe regte sich nicht vom Stuhle, der Greis war aufgestanden und tat ein paar Gänge durch die Stube.

Wieder vor Ferdinand stehen bleibend, sprach er mit tiefem, schwerem Atemzug:

„Die gräßliche, nie mehr abzuschüttelnde Gefährtin, die ich mir gesellte, damals, als ich, alle Warnungen in den Wind schlagend, aus meiner Bahn sprang — weißt du, wie sie heißt, mein Junge? Frau Reue heißt sie! Und weißt du auch, daß es kein schaurigeres Wort, kein schreckhafteres Ding gibt als dieses zwischen Himmel und Erde? Du kannst es noch nicht wissen, sorge und wache und bete, daß du's niemals an der eigenen Seele erfährst! ... Reue! Grausamste und tückischeste aller Furien! Erfindungsreichste aller Quälerinnen! Mächtiger als du wäre vielleicht allein die abstumpfende Gewohnheit. Aber selbst sie verstehst du zu besiegen. Denn zwar gibst du dein Opfer nimmer frei, aber von Zeit zu Zeit verbirgst du dich ihm, daß es aufatmend Erlösung hofft. Doch kaum beginnt es zu vergessen, da beweisest du ihm deine Anhänglichkeit und erscheinst mit Grinsen wieder vor ihm: In anderer Gestalt vielleicht und dennoch stets dieselbe!"

Er beugte sich zu dem Knaben nieder und faßte ihn an der Schulter. Sein Gesicht war fahl geworden, seine Stimme heiser und gebrochen. Flüsternd fast kam es von seinem Munde:

„Ohnmächtig sind heute über mich menschliche Eitelkeit, menschliche Hartherzigkeit, menschliche Bosheit — ungeschwächt blieb die Macht der bösen Göttin Reue. Und — was denkst du, welche ihrer tausend Masken sie am liebsten und öftesten vornimmt? Das Antlitz meines sterbenden, dem verlorenen Sohne fluchenden Vaters! Ich stand nicht neben ihm, ich sah ihn nicht auf dem Totenbette — aber herzzerfleischender als das grausigste Erlebnis ist diese Vorstellung. Folg' du dem Vater! Folge ihm, folge mir! Höre und folge, auf daß die Reue dir geschenkt bleibe!"

Und nach einer Weile laut und fest:

„Nach Freiheit lechzt dein junges Herz, im Schauspielerstande hoffst du sie zu finden. Wahre Freiheit, mein Junge, ist einzig im Tode, nimmer im Leben — um so unfreier aber ein jeglicher, je mehren und je kleineren Herren er dient. Eine unzählbare Menge, jeder einzelne darin vielleicht ein harmloser, gutmütiger Schwächling, in der Gesamtheit ein starrsinniges, grausames, blutdürstiges Ungeheuer, wird dem zum Despoten, der seine Kunst zu Markte trägt und nun nichts als Beifall erwartet. Wie oft bleibt dieser Beifall aus! Wie oft, wenn er endlich eintrifft, hat der, dem er gilt, Ursache, sich ins Herz hinein zu schämen! Denn wisse, mein Junge: Schier niemals wird dem Manne und der Sache höchste Ehre zuteil, die sie am ersten verdienen; niemals dem, der es aus Stolz verschmäht, ihr haschend nachzulaufen. Und niemals will des Volkes Masse von Kunst und Künstlern emporgehoben werden, immerdar diese zu sich herabziehen. Pfui über den, der unnachgiebig

lange Jahre nach dem Kranz des Ruhmes strebte und schließlich nachgiebig sich's an allgemeiner Beliebtheit genügen läßt! Und wehe dem, der hinter der gemalten Leinwand noch Herrlicheres vermutete, als er vor ihr im täuschenden Lampenlicht sah! Enttäuscht sehnt er sich, aber vergebens, wiederum den Blick aus der Ferne zu gewinnen, da ihm einmal der Blick aus nächster Nähe beschieden war. Nur der Komödiant vom Morgen bis zum Abend, der Nichtsalskomödiant, ist glücklich auf der Bühne und glücklich außer der Bühne. Zu einem solchen aber, Ferdinand Raymond, bist du zu schlicht, zu ehrlich, zu gut, ein solcher kannst du nimmermehr werden — höre es! Und darum, folgst du nicht meiner Warnung, wirst du werden, was ich gewesen — ein Unglücklicher!" — — —

Kein zweitesmal mehr redete Andreas von Seeborn zu Ferdinand Raymond im gleichen Ton der Verbitterung und Leidenschaft. Jedoch denselben Sinn hatten noch oftmals seine Worte. Sie berührten, sie bewegten, ja sie erschütterten des Knaben Gemüt, aber sie waren nicht stark genug, sein sehnendes Planen zu ändern. Unabwendbar stand dieses nach der Bühne Glanz und Schimmer, den kein Einwand, keine Lästerung verdunkeln konnte. Und Andreas von Seeborn selbst trug wider Willen bei, diesen Hang zu nähren, mittelbar, durch die dramatischen Meisterwerke der neuen deutschen Dichter, die er rückhaltlos bewunderte, von denen er aber freilich behauptete, daß das stille Sichversenken in sie einen unvergleichlich höheren Genuß biete als die beste bühnenmäßige Darstellung. Er konnte seinem jugend-

lichen Schützling, wenn dieser bat und bettelte, die Bücher nicht weigern. Gotthold Ephraim Lessings „Minna von Barnhelm", „Emilia Galotti", „Nathan", Johann Wolfgang Goethes „Götz" und „Egmont", besonders aber Friedrich Schillers Jugend- und Feuerdramen — Ferdinand Raymond verschlang sie mit brennenden Augen und klopfendem Herzen. Natürlich tat er das möglichst heimlich. Der Vater, dessen Übelbefinden und Schwäche immer mehr zunahmen, überraschte ihn fürder weder dabei, noch bei dem Studium der Hauptrollen. Durch Gehorsam in allen anderen Dingen, durch Fleiß und Aufmerksamkeit in der Schule suchte er sein geheimes Sündigen gegen jenes einzige väterliche Verbot wettzumachen. Der Schulschluß brachte ihm ein Prämium in Form eines schöngebundenen Erbauungsbuches und ein sehr befriedigendes Zeugnis und der kranke Drechslermeister Jakob Raymond nahm das als willkommenen Beweis, daß sein Sohn endlich geheilt sei.

An einem schwülen Abende im Juli fühlte er sich besonders übel. Weder die gallbittere Medizin aus der im Bürgerspitalhause befindlichen Apotheke „Zum heiligen Geist", noch das süße Glas Wein aus der unmittelbar daneben gelegenen, das gleiche Schild führenden Schenke brachte ihm Linderung. Hektisch brannten seine Wangen, sein Atem ging kurz und stoßweise. Schwester Anna war nicht daheim, nur Ferdinand.

Da rief ihn der Vater an seinen Krankenstuhl:

„Geh', schau einmal nach, Ferdl, ob meine silberne Sackuhr dort auf dem Schubladkasten liegt."

„Ja, Vater", erwiderte der Knabe dienstfertig. „Halb sieb'n ist's."

„Bring' mir s' her!"

„Halber siebene, ganz genau, Vater!"

„I glaub' dir's schon, und es is mir auch gar net mehr so wichtig, daß ich die ganz g'naue Zeit weiß ... Aber bring' mir s', die Uhr."

„Da, Vater!"

Jakob Raymond nahm die flache Spindeluhr, die er als Altgesell um mühselig ersparte Gulden stolz erworben, in die abgezehrte Hand, strich über ihren gravierten Rückendeckel, über das blanke Glas, ließ die dünne silberne Kette durch die blassen Finger gleiten. Sah gegen das Fenster hin in die gelbe Abendsonne, seufzte und sagte:

„Nimm sie, Ferdinand, und gib recht obacht drauf. Sie g'hört jetzten dir, ich werd's auch der Anna, wann sie z' Haus kommt, gleich sagen, daß ich dir s' g'schenkt hab'. In die — in die — — Verlassenschaft soll sie net kommen, daß du keine unnötigen Scherereien und Kosten hast."

Der Knabe wußte nicht, wie ihm geschah.

„Aber Sie, Vater," stammelte er, „Sie selber ..."

Der Kranke schüttelte trüb das Haupt:

„Ich brauch' keine Uhr mehr. Da net und dort erst recht net, dort drüben, wo deine arme Mutter ..."

Er brach ab.

Ferdinand Raymond war ein frühreifer Knabe mit überweichem Herzen. Aber er war doch erst ein vierzehn-

jähriger Knabe. Daher überwog die stürmische Freude über das unerwartete Geschenk, die Freude, nun plötzlich eine eigene, richtige Taschenuhr zu besitzen, den jähen Schmerz, der ihn bei des Vaters trostloser Andeutung durchzuckt hatte.

„Dank' schön, Vater, dank' schön!" jubelte er und nahm sich kaum Zeit, des Vaters Hand zu küssen, so eilig hatte er's, Uhr und Kette sicher und doch möglichst sichtbar zu bergen und zu befestigen.

„Heb' dir s' recht gut auf, als Andenken, wann ich einmal nimmer bin", fuhr der Leidende fort. „Und, Ferdinand, bleib' immer ehrlich und brav und gottesfürchtig, ja?"

„Ja, Vater, ganz gewiß, Vater!" rief der Knabe und nun begannen ihm die Tränen hervorzuquellen.

„Ich glaub' dir's, Ferdinand. Deine liebe Mutter war eine kreuzbrave Frau. Auch ich hab' nie im Leben einem Menschen wissentlich unrecht 'tan, das kann ich mit gutem G'wissen sagen. Und du selber, Ferdl, bist ja net schlecht, das hab' ich immer g'wußt. Nur eins macht mir Sorgen. Eins versprich mir, Ferdl. Das mußt du mir fest verspre —"

Ein fürchterlicher Hustenanfall ließ ihn nicht weiter reden. Die Küchentür ging im selben Augenblick. Anna kam soeben heim und stürzte erschreckt ins Zimmer. Ihrem und des Bruders vereintem Bemühen gelang es, den Kranken zu beruhigen und zu Bett zu bringen.

Am nächsten Tage fühlte sich der Meister überraschend

wohler und zeigte sogar wieder Teilnahme fürs Geschäft, wie es ohne seine Aufsicht und Mitarbeit ginge.

Ferdinand dankte dem Himmel dafür. Schier ebenso inbrünstig aber dankte er auch, daß der Vater seine letzte Forderung nicht aussprechen hatte können und ihm selbst somit erspart geblieben war, das Versprechen, dessen Inhalt er gut genug kannte, entweder zu verweigern oder aber in dem Bewußtsein zu leisten, daß er es doch nicht werde zu halten vermögen. Er zitterte lange, ob der Vater nicht nochmals darauf zurückkommen werde, allein dies geschah nicht . . .

Der Sommer glühte und gleißte und duftete in üppiger Pracht und begann sich, allmählich zuerst, dann immer sichtbarer, dem Herbste zuzuneigen. Die begüterten Wiener Bürger waren „am Land“, in Baden, in der Brühl, in Hietzing, Penzing oder wenigstens in Meidling; die ihre Verhältnisse zum Bleiben zwangen, genossen die Natur auf Spaziergängen im Prater, in Schönbrunn, zwischen den Alleebäumen der Basteien; und die kleinen Leute verbrachten die schönen Abende in ihren Hausgärtchen, in den Höfen und vor den Toren ihrer Wohnhäuser in gemütlichem Plausch.

„Mit'n Drechsler, mit'n Raymond, geht's mir scheint do' wieder ein bissel bergauf“, sagte an einem solchen lauen und wolkenlosen Abend der bürgerliche Lederer Ägidius Pretschner im dritten Hof des Bürgerspitalhauses zu seinem Gegenüber, dem tabakschnupfenden bürgerlichen Sieb- und Käppelmacher Thomas Tretzmüllner. „Gestern war ich auf ein' Sprung bei ihm, da war er aus dem Bett und ganz fidel.“

„I glaub' leider net an die Besserung", erwiderte mit weisem Kopfschütteln der Sieberzeuger und nahm eine frische Prise.

„Da bin ich ganz und gar auf Seiner Seiten", mischte sich hier die k. k. pensionierte Hofbereiterswitwe Euphemia Schwingenschlögl ein; sie hatte auf Sommerfrische geweilt — drei Tage lang bei ihrer Schwägerin in Heiligenstadt — und war erst vorige Woche erfrischt wieder heimgekehrt, ließ aber doch den minder Glücklichen gegenüber keinen Hochmut merken, sondern nahm auch jetzt leutselig auf der Bank neben dem galant beiseiterückenden Tretzmüllner Platz. „Da muß ich Ihm leider Gottes beistimmen. Ich kann beim besten Willen nicht glauben, daß unser braver, alter Raymond wieder g'sund wird."

„Aber," verteidigte der Lederer seine Meinung, „er hust't jetzten viel weniger und hat fast gar keine Schmerzen mehr."

Die Hofbereiterswitwe lächelte mitleidig-überlegen: „Sieht Er! Eben darum. Das is allerweil' so bei dieser Art von Maladie. Das hat die medizinische Wissenschaft längst heraußen. Bei meinem Großonkel, Gott tröst' ihn, war's akk'rat so!"

Und sie berichtete den beiden aufhorchenden Handwerksmeistern und dem sich dichter ansammelnden Kreise von gleichermaßen wißbegierigen Bürgerspitalseinwohnern in lückenlos vollständiger, manchmal recht dramatischer Weise die Krankheitsgeschichte ihres lungenschwachen Groß-Ohms, der auch drei Tage vor seinem vierundachtzigsten Geburtsfeste lustiger und hungriger

gewesen war als je und doch einen Tag vor diesem „dran glauben" mußte. —

Unter den näheren und ferneren Bekannten des kranken Drechslers waren und blieben die Ansichten über dessen mutmaßliche Zukunft geteilt.

„Jetzt wird sich's ja bald zeigen," sagten die einen, „jetzt kommt dann die rauhe Jahrzeit — wann er die übersteht, so is er gerettet."

„Ah belei'", widersprachen die anderen. „Der Herbst und der Winter sein lang net so g'fährlich wie's Frühjahr. Was der November übrig laßt, das nimmt bestimmt der Marzi mit."

Jakob Raymond allein äußerte keinerlei persönliche Hoffnung oder Befürchtung. Fühlte er sich wohler, so erhob er sich vom Lager, ging im Zimmer auf und ab, hie und da auch zum offenen Fenster, aber niemals mehr in Werkstatt und Verkaufsladen, wo ein mißmutiger Aushelfer schlecht und recht schaltete. Verschlimmerte sich sein Zustand, dann blieb er still liegen. Den Ausgang überließ er der allmächtigen, allgütigen Vorsehung. Der alte Medikus, der schon Frau Raymond in ihrer Todeskrankheit behandelt hatte und hie und da „nachschauen" kam, fand ebenfalls, daß dies weitaus das Klügste und Beste sei.

Anna Raymonds Sorge um den Vater wurde glücklicherweise durch den Umstand wesentlich gemildert, daß sie Braut war: Der Schneidergesell Anton Benesch wollte sie heiraten, sobald er das Meisterrecht erlangt hätte, und das war eine Frage kurzer Zeit.

Ferdinand Raymond war traurig und aufrichtig

bekümmert, wenn er den Vater daheim leiden sah. Mit der gesegneten Leichtherzigkeit aller Jugend vergaß er, was ihn eben noch bedrückt hatte, sobald er aus dem Hause, draußen im Freien war.

Und das war besonders häufig in den Schulferien der Fall. An den wilden Spielen der Wiener Buben im Stadtgraben und auf dem Glacis nahm er, der am 30. Juni sein vierzehntes Lebensjahr vollendet hatte, ungern teil. Viel lieber streifte er, allein oder mit seinem jüngeren Freunde, dem Kindler Josef, dem seine Mutter, da er zwar kein Prämium, aber immerhin ein genügendes Zeugnis heimgebracht hatte, nun mehr Freiheit ließ, in den nächsten Umgebungen der Stadt umher.

Im Belvederegarten konnte er viertelstundenlang gedankenvoll vor den barocken Sphinxen mit den straffen Löwenleibern und den vornehm-starren Frauengesichtern stehen, im Belvedereschlosse versank er in Sinnen und Träumen vor diesem und jenem mythologischen Gemälde, vor Correggios „Ganymed", Tizians „Kallisto" und „Danae", Tintorettos „Apoll".

In Schönbrunn ahmte er vor der Sibyllengrotte mit dem ragenden ägyptischen Obelisk die Grimasse des riesigen, wasserspeienden steinernen Riesenmaules nach, bis ihn das Gelächter seines nüchterneren Freundes Pepi oder auch eines beobachtenden Spaziergängers aus seiner Versunkenheit aufschreckte; oder er starrte bewundernd über den Teich hin zur kühnen Neptungruppe mit den ins Leere sprengenden Meerrossen empor, oder er verlor sich im Schilfgestrüpp und Fels-

gestein der römischen Ruine, oder er saß beim „schönen Brunnen“ und teilte seine Aufmerksamkeit zwischen der in klassischer Schönheit ruhenden marmornen Nymphe und dem häßlichen, stelzbeinigen Maria-Theresia-Invaliden, der geschäftig jedem Nahekommenden für einen Kreuzer ein Glas aus der kühlen Quelle bot.

Zur Mahlzeit traf er dann bisweilen atemlos und verspätet ein, denn die Taschenuhr des Vaters, die er stets bei sich trug, konnte ihre Pünktlichkeit nur dem mitteilen, der nicht rechtzeitig nach ihr zu sehen vergaß. Dann schalt die Schwester, der Vater aber nie mehr.

Und die Schule begann wieder, das Stillsitzen in ihr, das Lernen und Aufgabenmachen nach ihr.

Andreas von Seeborn erkundigte sich um Ferdinands Schulfortschritte, wenn dieser ihn am Abend besuchte, ermahnte ihn, im Fleiß nicht nachzulassen, und machte davon die Erlaubnis zu weiterer Benützung seiner Bücherei abhängig. Auch seine geliebte Geige nahm Ferdinand mithinüber, die daheim wegen des Vaters Krankheit fast nie mehr laut werden durfte, und hatte an dem alten Herrn einen aufmerksamen Zuhörer und verständigen, wohlmeinenden Kritiker seines kunstlosen, aber hingebungsvollen Spieles.

Und die kühlen Oktobertage kamen in herber Klarheit und die Novembertage mit ihren frostigen oder lau-schleimigen Nebeln.

Der Drechslermeister Jakob Raymond verließ nun das Bett nicht mehr, schwer atmend lag er in den Kissen, häufig mit geschlossenen Augen, er klagte über nichts und freute sich über nichts, wies niemanden von sich,

verlangte aber auch nach niemandem. Auf die Fragen teilnehmender Nachbarbesuche, wie's ihm denn gehe, antwortete er meist: „Muß schon gut sein, dank' schön", ließ sich jedoch auf keinerlei Erläuterung dieser Auskunft ein und gab die ihm überbrachten unfehlbaren Hausmittel seiner Tochter Anna, damit sie sie wegschütte oder in den Ofen werfe.

Der Medikus schüttelte den Kopf, empfahl Ruhe und Geduld, Hoffnung aufs Beste, Gefaßtheit aufs Schlimmste. Und die „Heiligen Geist"-Apotheke verdiente durch ihn an Jakob Raymond nichts mehr.

Am 29. November 1804, da das gute Volk von Wien sich noch immer vor patriotischem Jubel kaum zu fassen wußte, weil sein guter Kaiser Franz, der römisch-deutsche Kaiser, sich seit einem Vierteljahr auch Kaiser von Österreich nannte, stieß Ferdinand Raymond auf dem Heimwege aus der Normalhauptschule bei St. Anna im Torbogen des Bürgerspitalhauses auf einen sichtlich aufgeregten Haufen alter Weiber. Die dämpften bei seinem Näherkommen ihr lautes Gerede zu leiserem Getuschel und traten, gänzlich verstummend, auseinander, um ihn durchzulassen.

Darüber machte er sich anfangs keine Gedanken. Als er jedoch die Treppe erklommen hatte und vor der Tür der väterlichen Wohnung stand, da fiel ihm das soeben Bemerkte plötzlich, ohne daß er sich Rechenschaft geben konnte, warum, schwer aufs Herz.

Die Schwester mußte seinen Tritt vernommen und erkannt haben, denn sie öffnete ihm, eh' daß er klin-

gelte oder klopfte. Ferdinand sah sie an, da sah er, daß sie verweinte Augen hatte.

„Wie geht's dem Vater?" stieß er erschreckt hervor.

„Dem Vater?" schluchzte Anna Raymond auf. „Dem Vater geht's — jetzt — sehr gut."

Und ihr Bräutigam, der Schneidergesell Benesch, erhob sich vom Stuhl neben dem Herde, wo er im Dunkel unsichtbar gesessen hatte, und sagte mit leidvollem Ernste in feierlichem Hochdeutsch:

„Der Herr Meister ist vor einer halben Stunde selig in dem Herrn entschlafen."

## 3.



ünfhundertzwölf Gulden und fünfundvierzig Kreuzer, nicht mehr, nicht weniger, betrug der bare Nachlaß des verstorbenen bürgerlichen Drechslermeisters Jakob Raymond. Von dieser so genau ermittelten Summe brachte vor allem die k. k. Verlassenschaftsbehörde ihre Expensen und Taxen in Abzug, der Rest wurde zwischen den beiden einzigen Anspruchsberechtigten, der großjährigen Tochter Anna und dem minderjährigen Sohne Ferdinand, halb und halb geteilt, so daß dieser plötzlich zu einem Vermögen von einhundertdreiundsechzig Gulden, sowie fünfzig ganzen Kreuzern und einem halben kam ...

Selbstverständlich wurde ihm die Riesensumme nicht auf die Hand gezählt, sondern vorläufig für ihn durch das Gericht verwaltet, das ihm überdies den im Bürgerspitale wohnhaften Kleidermacher Karl Reiter, des Gesellen Anton Benesch Meister, zum Vormund bestellte.

Herr Reiter zeigte sich über die ihm also erwachsene zweifelhafte Ehre und unzweifelhafte Bürde just nicht erfreut. Aber er half sich, indem er diese so leicht wie möglich nahm, indem er sich nämlich um sein Mündel anfangs nur wenig und bald gar nicht mehr kümmerte.

Um so mehr fühlte sich Herr Benesch, Annas Bräuti-

gam, berechtigt und verpflichtet, den jugendlichen zukünftigen Schwager zu leiten und zu überwachen.

„Natürlich kommt der Bub' in eine Lehr', Nettl", erklärte er schon in der ersten Woche nach des Drechslers Tode. „Du kannst ihn doch net umsonst füttern, du wirst mit dir selber g'nug zu tun haben, bis daß wir heiraten."

Anna Raymond sah dies ein, aber sie brachte es doch nicht übers Herz, den praktischen Ratschlag sogleich in die Tat umzusetzen. Sie empfand Mitleid mit dem Bruder, dem doppelt verwaisten, er war ja weit schlimmer daran als sie, der alle Einrichtungsgegenstände der väterlichen Wohnung zugefallen waren, die doch eine klare, ihr zusagende Zukunft und an dem Erwählten eine starke Stütze hatte, die vor der Gründung einer neuen, eigenen Familie stand.

„Das hat schon noch ein bissel Zeit; solang's geht, geht's", meinte sie mit echt wienerischer Philosophie.

„Es wird aber eb'n net lang gehn", entgegnete der klug rechnende Schneidergesell verdrießlich.

Und er behielt freilich recht.

Weihnachten kamen und vergingen, karg, einsam und trübselig.

Nach Neujahr schon mußte Anna dem Bruder eröffnen, daß es mit der „Studi", dem Schulbesuch bei St. Anna nämlich, ein Ende habe:

„Ich brauch' jeden Kreuzer, ich kann dich net verköstigen und g'wanden und das Schulgeld auch noch zahlen für dich... Also ich hab' eine Stell' für dich g'funden."

„Eine Stell'?" stammelte Ferdinand erbleichend, der den folgenschweren Trauerfall bisher bloß von der Gemütsseite betrachtet hatte.

„Ja. Als Lehrbub' beim Zuckerbacher Jung auf der Freyung."

„Ich — ein — Zuckerbäcker?" stieß der Knabe heftig hervor.

„Er hat halt wahrscheinlich 'glaubt, der Herr Student," mischte sich, vor wenigen Augenblicken ins Zimmer getreten, Herr Benesch spöttelnd ein, „er kriegt gleich eine Anstellung als Staatsminister oder als Erzbischof."

Anna wies den Bräutigam zurecht:

„Laß ihn . . . Es trifft ihn halt hart . . . Er is natürlich überrascht und —"

„Und er verachtet den ehrsamen Handwerkerstand, der feine junge Herr!"

Ferdinand Raymond fuhr auf:

„Nein, das tu' ich bei Gott nicht! Da hätt' ich ja auch meinen armen Vater verachten müssen. Aber . . ."

„Aber er halt't sich selber für zu gut dazu", unterbrach der Schneidergesell abermals.

Ferdinand suchte nach einer Erwiderung. Die Schwester kam ihm zu Hilfe:

„No ja, du hätt'st ja vielleicht was Besseres werden können, wann net . . . Schau, es tut mir eh' selber leid. Aber es bleibt einmal nix anderes übrig. Zu einer harten Arbeit bist zu schwach, so hab' ich mir 'denkt, beim Jung, hab' ich mir halt 'denkt, wär's 'grad das Richtige. Er is ein guter Mensch und war mit dem

Vater befreundet. Wir müssen froh sein, daß er dich ohneweiters nimmt."

„Nein! Nein! Nein!" rief Ferdinand, Tränen in den Augen und stürzte hinaus.

Er stürmte geradewegs zum Herrn von Seeborn.

Der hörte seinen hastigen Bericht, seine Zornes- und Jammerausbrüche schweigend an.

Dann sagte er:

„Verstehen kann ich dich schon. Aber helfen kann ich dir leider nicht. Also muß ich dir raten, dich ins Unvermeidliche zu fügen. Was kommt denn Gescheites heraus, wenn du dich in deinem Schmerz verbeißest und verbohrst? Schwerer machst du dir dadurch die Sache, sonst nichts. Und wenn du etwa gar — du hast es im Sinne, natürlich, dazu braucht's keinen großen Scharfblick — auf und davon läufst, ins Blinde und Blaue hinein? Dann machst du deiner Schwester schweren Kummer, dich selbst unglücklich und deinen Feinden eine Freude."

Der Knabe schluchzte bitterlich auf.

Der Greis strich ihm tröstend über den Scheitel:

„Wein' dich aus in Gottes Namen, mein Junge, das hat noch niemals geschadet. Aber dann schau' wieder vorwärts und in die Höh'! Nicht womit man sich sein Brot verdient, sondern daß man sich's ehrlich verdient und daß man auch nach Feierabend ein ganzer Kerl ist, darauf kommt's an. Du meinst, du taugest nicht zum Zuckerbäckerlehrling, weil du schon zu viel von Wissenschaft und schönen Künsten gelernt hast. Aber gerade das wird dir in deinem bescheidenen Stande nicht

schaden, sondern nützen. Der Stand macht dir keine Schande, mach' du ihm Ehre! Bestäubst du dich mit Mehl und Zucker, so denk' daran, daß Hans Sachs aus Nürenberg sich täglich mit Pech geschwärzt hat und doch der berühmteste von allen Schustern geworden ist -- wenn das auch so mancher Schuster nicht weiß."

„Ein Zuckerbäcker werd' ich nicht! Niemals!"

„Schlaf' drüber! Am Morgen sehen sich die allermeisten Dinge ganz anders an als am Abend . . ."

Aber es wurde noch mehrmals Morgen und Abend und wieder Morgen, ehe Ferdinand Raymond, unglücklich bis zur Verzweiflung, sich von der Schwester auf die Freyung zum Zuckerbäcker Jung führen ließ.

Herr Jung war ein Schwabe aus Donaueschingen, aber schon als Knabe nach Wien eingewandert. Er hatte sich fleißig, anstellig und sparsam gezeigt, hatte auch reichlich — seine Neider behaupteten achselzuckend: viel zu reichlich — Glück gehabt und war nun als fünfundvierzigjähriger Witwer dick und rund und ein gemachter Mann und Besitzer eines der schönsten Geschäftsladen in seinem Fache. Er fühlte und gehabte sich als Urwiener und war besonders stolz darauf, daß ihm niemand mehr seine schwäbische Herkunft anmerken könne, obwohl sie ein jeder auf Hörweite unfehlbar erkannte.

„No also, da ischt halt das Büeble", begrüßte er den Novizen gemütlich. „Wie heißt halt?"

Das gehörte zu den in Wien mit Fleiß angelernten Eigentümlichkeiten Meister Jungs, daß er fast jeglichen Satz, den er aussprach, und war er noch so kurz und

ungeeignet, mit einem eingeschobenen „halt“ verzierte — denn dieses hielt er für das Wesentliche der wienerischen Mundart.

„Raymond“, antwortete der Gefragte leise, dem das Weinen näher war als irgend etwas anderes.

„Natürli',“ lächelte Herr Jung, „natürli' Raymond, so hat halt dein Herr Vater, Gott hab' ihn selig, auch g'heiße, i hab' ihn halt guet gekennt. Aber mit'n Vorname halt? Ferdinand, so! Also Ferdinandle, i hab' halt g'hört, daß dir das Zuckerbackerg'werb halt scho' gar net taugt, halt zu g'ring ischt? Da hascht aber halt scho' sehr unrecht, du Spitzbüeble! Glaubscht, mir mache halt nur Zuckerkipfle und Katarrhzeltle? O noi, mir mache halt ganz andre Sache auch, aber halt scho' ganz andre, wo Kunscht dazu g'hört, ja, halt Kunscht! Weißt, was halt mei' Meisterstück war? Das war halt der Herr von Stephanie, von der Burg, der Ältere, der Gottlieble, ja! Als Sultan Soliman hab' ich ihn halt g'macht, aus Tragant halt, und alle hab'n g'sagt, er ischt halt sehr guet 'troffe. Und vorig's Jahr im Hornung da hab'n wir halt die Madam' Adamberger g'macht — weil sie halt Abschied g'nomme hat vom Theater, so hab'n wir sie g'macht für ihre Verehrer . . . Gelt, da schaust halt, du Spitzbüeble? Ja, ja, der Zuckerbäckerstand ischt halt ein Stand, wo halt auch Kunscht dabei ischt und Poesie!“

Trotz Gram und Grimm mußte Ferdinand Raymond über das gutmütig-wichtigtuerische Geplauder seines künftigen Lehrherrn lachen.

„Ja, gell,“ fuhr dieser fort, „das g'fallt dir, du Spitz-

büeble? Aber daß du selber solche feine Sache mache kannst, so weit bischt du halt no' lang net, da hat's no guete Weil' hin. Erst heißt's halt brav lerne und hübsch folge, net nur dem Meister, sondern halt auch dene Geselle, und ihne hole, was sie halt brauche, und 's Werkzeugle in Ordnung halte und alle Tag' schön zusammräume . . ."

Da ward Ferdinand Raymond wiederum so niedergeschlagen, daß er auf die folgenden, seine weiteren Lehrlingspflichten ausmalenden, von unzählbaren „halt" wie ein gut gespickter Hasenrücken starrenden Sätze Meister Jungs gar nicht hörte. Plötzlich aber gab es ihm einen Ruck durch und durch.

„Und wer halt", hatte der biedere Schwabe gesagt, „b'sunders fleißi' und anstelli' und ehrli' ischt, der wird Numero, der därf halt auf die Nacht ins Theater gehe, ins Burgtheater, und dorten unsre Zeltle und Bäckereie und Limonade verkaufe, und kann halt ganz umsonscht zuhöre und zuschaue bei der Vorstellung . . ."

„Ich werd' mir gewiß alle Müh' geb'n, daß Sie recht zufrieden sind, Meister!" rief Ferdinand so rasch und laut, daß sich selbst Herr Jung ein wenig verwunderte, die Schwester Anna aber vor Erstaunen beinahe umfiel. „Morgen in der Früh' komm' ich!"

„Warum denn halt erst morge, Spitzbüeble? Was du halt heute kannst besorge, das verschieb' halt nie auf morge, hat mein Vater selig immer g'sagt. Bleibscht halt gleich da, die Demoiselle Schwester wird dir halt deine sieben Zwetschbe bringe, und ich werd' dir halt' derweil' dei' Schlafstelle zeige. Zweie schlafe halt no' bei dir,

zwei von deine neue Kamerade, mußt dich halt hübsch vertrage mit ihne, gell?"

Nun wurde Ferdinand Raymond, der Drechslermeisterssohn, nach altem Zunftgebrauch Zuckerbäckerlehrling.

Hart genug freilich kam es ihm an, die niedrigen Dienstleistungen seiner Anfangszeit in demütigem Gehorsam zu verrichten. Meister Jung war komisch in seinem Reden und Tun wie der leibhaftige Hanswurst, dabei aber ein seelenguter Mensch, dessen ärgste Gemütserregung sich in keinem ärgeren Scheltworte, als in einem „Potztausendsapperment!" Luft machte. Unter den Mitlehrlingen und Gesellen jedoch gab es manch derben, ungehobelten Burschen, der den unbeholfenen, schüchternen Neuling, den „g'fehlten Studenten" necken und hänseln und schurigeln zu müssen glaubte.

Wenn Meister Jung so was wahrnahm, rügte er es mit aller Strenge, deren sein goldenes verwienertes Schwabenherz fähig war. Leider nahm er gar vieles nicht wahr.

Der Eifer und das Geschick, die sein jüngster Lehrling an den Tag legte, waren so groß oder so mäßig, wie sie eben ein schwächlicher und verträumter Knabe zu einer Arbeit aufbringt, die ihn unaufhörlich an zerstörte Hoffnungen erinnert. Was aber den Meister unbedingt für ihn einnahm, das waren seine unbedingte Redlichkeit und Aufrichtigkeit.

Jung war von diesen schönen Eigenschaften Raymonds keineswegs von vornherein überzeugt, zu schlimme Erfahrungen hatte er auf diesem Gebiete schon

gemacht. Er stellte Ferdinand auf die Probe, indem er kleine Geldbeträge, ihm zuerst erreichbar, vor ihm liegen ließ und an sich zu nehmen scheinbar vergaß, indem er ihm Aufträge erteilte, bei denen eine Übervorteilung keine Schwierigkeit oder Gefahr bot — Ferdinand Raymond bestand alle diese Proben glänzend.

Und einmal war der Bursch, auch nicht ganz zufällig, allein im Laden, als ihn sein Schulfreund Josef Kindler im Vorübergehen besuchte. Der Meister beobachtete beide ungesehen vom Hinterstübchen aus durch die Glastür.

„Feine Sacherln habts ihr da!" sagte nach der Begrüßung der aktive St. Anna-Schüler zu dem gewesenen, indem er entzückte und begehrliche Blicke auf die hunderterlei Näschereien rings im Laden warf. „Därfst du dir da was nehmen davon?"

„Keine Spur," erwiderte Ferdinand, „was fallt dir denn ein? übrigens mach' ich mir auch gar net viel aus den Süßigkeiten."

„Aber i desto mehr!" lachte der andere. „Mich dürft' man net allein da hereinstell'n, i fresset' auf ja und nein das halbete G'wölb' z'samm' ... Die Linzertorten da — die muß b'sonders gut sein, was?"

„Ich weiß 's net."

„Wann i mir ein Stückerl davon nehmet und die andern dann ein bissel z'sammschiebet, das bemerket kein Mensch."

„Aber der liebe Gott!" mahnte Ferdinand streng.

„Geh, hör' auf mit die öden Schulbüchelg'spaß! Der

liebe Gott hat was Wichtigeres z'tun, als wie allerweil' auf mi aufpassen ... Alsdann i nimm mir eins."

„Net untersteh'n!"

„Sei net so fad! Schau halt weg, wanns d' es net sehn kannst!"

„Pepi!"

„Was denn, Ferdl?"

„Wann du net sofort die Finger wegtust ..."

„So rufst am End' gar ein' Wachter und laßt mi arretier'n?"

„Nein. Aber hinausweisen tu' ich dich und anschau'n tu' ich dich mein Lebtag net mehr. Meiner Seel' und Gott!"

„No, so b'halt' dir's weg'n meiner, du Neidhammel, du Geizkrag'n! So ein Aufseh'n machen wegen so einem kleinen Stückerl Torten!"

„Auf die Größ' kommt's net an. G'stohl'n is g'stohl'n. Komm' lieber gar net mehr her, wann dich die dumme Backerei so in Versuchung führt ..."

Seit dieser Stunde war Meister Jungs Vertrauen in Ferdinand Raymonds Rechtschaffenheit unbegrenzt, und er hatte es niemals zu bereuen. Und als im Herbste der älteste der „Numeri", die er allabendlich zum Verkauf von Bäckereien und Bonbons, Limonade, Mandelmilch und Gefrorenem ins Burgtheater schickte, zum Gesellen aufstieg, da rückte an seine Stelle nicht jener Lehrling, der im Rang der nächste war, sondern — der am fernsten Stehende, Ferdinand Raymond.

Keiner, den je die Huld seines Monarchen plötzlich aus Dunkel und Niedrigkeit auf einen hohen Posten

rief, konnte glücklicher sein als Ferdinand, da ihm jene Beförderung zuteil ward. Keiner stolzer als er, da er zum erstenmal am Abend an der dichtgedrängten Schar jugendlicher Kunstenthusiasten, die der Tierbändigerblick des Theaterfeldwebels bis zum Augenblick des allgemeinen Einlasses in ihren Pferch gebannt hielt, gelassen vorüberwandelte und, von hundert neidischen Augenpaaren verfolgt, aus dem grimmen Rachen jenes Zerberus ein mürrisches: „Passiert!" entgegennahm.

Der steile, enge, dumpfe „vierte Stock" des berühmten Schauspielhauses auf dem Michaelerplatz war sein Gebiet und Aufenthalt. Aber er beneidete nicht im mindesten die vornehmen, prächtig und auffallend gekleideten Insassen der glänzenden Logen, in die er von fern hinabsah. Seine erwartungsvolle Freude machte ihn freilich fürs erste wenig geschickt zu dem Geschäfte, das der eigentliche Zweck seiner Anwesenheit im Theater war. Manchen Anruf von Besuchern, die zu hungrig oder zu durstig waren, um sich auch nur einen Augenblick länger gedulden zu können, überhörte, manche Bestellung vergaß oder verwechselte er, und das Tablett erklirrte, die Gläser schwankten in seiner zitternden Hand. Aber sein gutes, offenes Knabengesicht mit den fast übergroßen blauen Augen, umrahmt von dichten blonden Locken, sein schüchtern-höfliches Betragen entwaffneten den Zanklustigsten. Und viele äußerst wohlwollende Blicke aus schönen Frauen- und Mädchenaugen verweilten auf der hübschen, zarten Erscheinung des neuen „Numero" länger, als erforderlich. Ferdinand war für solche Zeichen des Gefallens sonst keineswegs

unempfindlich. Ja, wenn Meister Jung ernstlich etwas an ihm auszusetzen fand, so war es die überflüssige Dienstfertigkeit, mit der er Jungs fünfzehnjähriger Nichte, der lustigen, schnippischen Fanni entgegenkam, die schwärmerische Verzückung, die aus seinem Antlitz sprach, so oft er mit ihr zusammentraf.

Heute aber hatten des Jünglings Sinne kein anderes Ziel als den bemalten Leinwandvorhang, der Apoll im Kreise der neun Musen zeigte und der sich noch immer nicht heben wollte.

Endlich, endlich rollte er empor.

Man gab das Erstlingswerk eines jugendlichen vaterländischen Dichters namens Joseph von Hormayr, das fünfaktige Ritterschauspiel „Friedrich von Österreich".

Das hohe Lied der deutschen Treue sang es, das Lied von Friedrich dem Schönen, der eine Kaiserkrone preisgab und dafür einen alten Freund wiedergewann, dem Habsburgerherzog, der Wort und Eid höher stellte als alles, alles andere in der Welt.

Das Stück fand weniger Widerhall im Publikum, als sein feurig patriotischer Gehalt, beziehungsreich genug durch die Zeitverhältnisse, hätte erwarten lassen.

Napoleon Bonaparte, der Krug, der schon so lange unversehrt zum Brunnen ging, Napoleon Bonaparte, den Hunderttausende vor das Strafgericht Gottes forderten und der doch vor diesem gefeit schien, Napoleon Bonaparte hatte abermals Krieg begonnen, war wie ein Sturmgewitter donauabwärts im Anzuge, und der einzige Damm gegen die reißende Flut seiner Heeresmacht war eine kaiserliche Armee, der es nach dem bitte-

ren Worte Erzherzog Karls an Geld und Brot, Pferden und Menschen mangelte. Riß diese schwache Wehr, dann drohte, diesmal wohl unabwendbar, der Hauptstadt Wien das demütigende Los, dem sie vor acht Jahren noch knapp entronnen war.

Und jetzt schon herrschten in Wien Not und Teuerung, die Wohlhabende zu Minderbemittelten, Arme zu Bettlern herabdrückte. Hungerkrawalle da und dort standen noch in frischer Erinnerung und wurden überdies, wie man raunte und munkelte, durch den rollenden Franken welscher Emissäre immer wieder von neuem geschürt.

In Saus und Braus lebten bloß die Gewissenlosen, deren kalte Herzen nicht nur bei der Not ihrer Mitbürger ungerührt blieben, sondern die diese sogar wucherisch für den eigenen Geldbeutel auszunützen verstanden. Ihnen mit vaterländischen Versen beikommen zu wollen, hieß Erbsen an die Wand schleudern. Die anderen aber stimmte aufreibende, kleinliche Lebenssorge minder empfänglich.

Ferdinand Raymond jedoch, der „Numero", stand in dem glücklichen Alter, das die Welt noch so beschaffen wähnt, wie sie seine Träume sehen, und das sie, wo Vorstellung und Wirklichkeit nicht ganz übereinzustimmen scheinen, nach dem eigenen Willen umformen zu können glaubt; das so willig hochgemuten idealistischen Gedanken, am allerliebsten aber hochtönenden Worten sich schrankenlos hingibt.

Ferdinand war von den liebevoll idealisierten Gestalten der beiden edlen deutschen Fürsten, Friedrichs des

Schönen, den Joseph Lange, und Ludwigs von Bayern, den Friedrich Wilhelm Ziegler gab, völlig hingerissen.

Der Beifall, welcher der Schlußszene des Dramas folgte, schien ihm empörend matt, und nicht viel hätte gefehlt, so hätte er über seiner entrüsteten Begeisterung der bevorstehenden Geldabrechnung mit Meister Jung und des Mitnehmens der unverkauften Zuckerwaren vergessen. Noch rechtzeitig erwachte sein Pflichtbewußtsein, und sein Auftraggeber war sehr zufrieden mit ihm.

Aber sein nächtlicher Schlummer war leis und unruhig, in alte romantische Zeiten entführte ihn der Traumgott, doch die Bilder vermischten sich mit dem jüngsten Erlebnis, er begann laut und wirr zu deklamieren, bis ihn die beiden Schlafgenossen in der Lehrlingskammer wachrüttelten und ihm wütend drohten, daß sie ihn, wenn er nicht mäuschenstill bleibe, mit kaltem Wasser übergießen und außerdem, bildlich gesprochen, tüchtig „durchwassern" würden . . .

Hormayrs „Friedrich von Österreich" verschwand bald wieder vom Spielplan. Komödien aus dem Italienischen und dem Französischen, Possen von Kotzebue machten weit geringeren Eindruck auf den poesiebegeisterten Numero, gaben ihm aber um so mehr Gelegenheit, Mimik, Gebärden und Redeweise der auftretenden Schauspieler zu beobachten, um daraus zu lernen, was nur immer zu lernen war.

Vor Andreas von Seeborn, den er an jedem Sonntagsnachmittag aufsuchte, bei dem er stundenlang weilte, sobald der kurze Pflichtbesuch bei der Schwester Anna erledigt war — der gerichtlich bestellte Vormund ent-

band ihn gern auch eines solchen — vor Andreas von Seeborn, dem alten Komödianten und Komödiantenhasser, hielt Ferdinand mit seinen theatralischen Empfindungen und Erfahrungen jetzt bewußter als je zurück, da dieser nur noch ein Thema kannte und eifervoll pflegte, das Weltgeschehen, das da hieß: Napoleon.

Aus glühendem Herzen haßte Andreas von Seeborn den Korsen, sein Emporkommen nannte er Unverschämtheit, sein angestauntes Feldherrngenie zufälliges Glück, seine angebliche Größe fand er bloß in der unzweifelhaften Kleinheit seiner Gegner begründet.

„Glauben Sie, Herr von Seeborn, daß er diesmal bis nach Wien kommen wird?" fragte Ferdinand Raymond.

„Das ist für mich so gewiß, wie daß auf jeden Tag die Nacht und auf jeden Herbst der Winter folgt. Wer kann, wer wird ihn aufhalten? Eure hausmachthungrigen Schattenfürsten mit ihren eitlen Paradegeneralen doch nicht! Sein Ende wird kommen, aber nicht die Könige, nur die Völker können es ihm bereiten. Und die werden dann freilich, wie schon hundertmal in Tausenden von Jahren, hundertmal geschunden und doch niemals belehrt, erkennen, daß sie zwar Tyrannen zu stürzen vermögen, aber nie die Tyrannei. Daß auf das Schlechte, wenn nicht Schlechteres, doch ebenso Schlechtes folgt, daß nur Personen wechseln und Namen in der ungeheuren menschlichen Tragikomödie, aber niemals die Handlung sich ändert, ja nicht einmal die Szenenfolge. Als Züchtiger ward uns dieser Bonaparte vom Schicksal gesendet. Könnt' ich an den Nutzen der Züchtigung

glauben, an ihren schon erreichten Erfolg — o, den Tag würd' ich segnen, da dieser Tamerlan in unserer Stadt erscheint. Dann wollt' ich meine Einsamkeit aufgeben, mich an das Untier heften und mit Dolch und Pistol hinter ihm herschleichen, bis ich ihm trotz Trabanten und Mameluken an den verfluchten Leib käme. Und hätt' ich ein Schock Leben, mit Freuden würd' ich es opfern, um jenes einzige Lebenslicht auszutreten. Allein ich fühl' es mit jeder Faser, für mein Volk wäre damit so wenig wie nichts getan ..."

Und Napoleon Bonaparte kam.

Anfangs Oktober stand sein Heer im Herzen Oberösterreichs, wenige Tage später überschritt es die niederösterreichische Grenze. Vorher schon waren die obersten Zentralbehörden, die Minister, die Diplomaten aus der Hauptstadt geflohen, und wer von der Bevölkerung die Möglichkeit und die Mittel hatte, ihnen zu folgen, tat es unverweilt. Franz, der Kaiser, hielt aus, bis die Kunde kam, daß französische Pferdehufe durch St. Pölten klapperten. Dann gab auch er Fersengeld.

Zurück blieben jene, die zurückbleiben mußten, weil die Bedingungen ihres Lebens zu eng verknüpft waren mit dem Boden, auf dem sie es bisher gelebt hatten; unter ihnen Ferdinand Raymonds Lehrherr, der Zuckerbäcker Jung.

„Fresse werde sie mich halt net, die Franzose", erklärte er gemütlich-mutig. „Und wann sie halt viel süße Leckereie fresse, das kann mir halt nur recht sein."

Ja, das mußte ihm freilich recht sein, dem mangelhaft verwienerten Schwäblein. Denn seit einiger Zeit gingen

die Geschäfte elend, der eine Teil seiner bisherigen Kundschaft hatte kein Geld zu vernaschen, der andere, der eins hatte, räumte es beiseite, versteckte es; so gut, daß eines Tages nicht nur kein Gold und Silber, sondern selbst kein Kupfer mehr in Umlauf war: Die Gemeinde Wien druckte geschwind papierenes Notgeld, Zwölf- und Vierundzwanzigkreuzerscheine, das aber fast nur bei weit vorausschauenden Raritätensammlern Anklang fand . . .

Dem Abschiedsgruß an ihren geliebten österreichischen Kaiser ließen die Wiener den Willkommgruß an den französischen Kaiser folgen. Er nahm ihn huldvoll entgegen, mit kaum erkennbarer Ironie, und gab die allerschönsten Versprechungen für Schutz und Schonung der Stadt.

Seine Soldaten aber wunderten sich nicht wenig, als sie nicht in eine Stadt der Todestrauer, des tiefsten patriotischen Schmerzes und des grimmigsten Fremdenhasses einzogen, sondern in eine Stadt voll Leben und Geschäftigkeit, Fröhlichkeit und Gastfreundschaft. Die im Sack geballten Fäuste sahen sie nicht, und für zehn finstere Gesichter entschädigten sie hundert neugierige und staunende, ja wohl gar verführerisch lächelnde.

Und sie machten sich's so bequem wie nur immer möglich, die „Blauröckler", die „Parlewutzerln". Für die Kosten kam die Stadt auf, alle ihre Wünsche, und waren sie noch so übertrieben, entgegenzunehmen und zu befriedigen, dazu war einfach „der Wohlleben" da.

Stephan Edler von Wohlleben, Bürgermeister und Oberster der Bürgerwehr, war schon im Vorjahre auf

den greisen Hörl gefolgt, aber jetzt erst zeigte sich so recht, wie glücklich diese Wahl gewesen und daß hier der rechte Mann an den rechten Platz gekommen war.

Wenn der hochragende Fünfziger, das frische, glatte Gesicht, die klugen Augen und die hohe Stirn vom Helm mit dem Stadtwappen und dem lichten Federbusch beschattet, im wallenden schneeweißen Mantel mit roten Litzen, den stählernen Säbel mit dem silbernen Portepee an der Seite, auf seinem kräftigen Braunen zum alten, mit Kundmachungen, Extrablättern, Proklamationen und Bulletins über und über beklebten Rathause in der Wipplingerstraße geritten kam, dann grüßten ihn ehrfurchtsvoll und vertrauensvoll jene echten Wiener Bürger, denen ihr Patriotismus und ihr Wienertum nicht locker auf den Lippen, wohl aber tief im Herzen saß und die darum stets die Minderheit bildeten.

Dann aber atmeten auch nicht nur die gequälten, erregten oder verzagten Magistratsbeamten auf, dann löste sich gleichermaßen wie mit einem Schlage der Knäuel und Wirrwarr lärmender, fremder Militärpersonen aller Waffengattungen und Grade, die, Helm oder Tschako auf dem Kopfe, Gutscheine, Quartier- und Requisitionszettel schwingend, den großen Ratssaal mit den herrlichen Stuckornamenten und den mythisch-allegorischen Deckengemälden wimmelnd füllten und einer den andern zu überschreien suchten:

„Au nom de l'Empereur! Sur l'instant!" — „Ick zuerst!" — „Pour le moment!" — „Augenblick!" — „Ick warten nickt länger!" — „Sans prolongation! Au nom de l'Empereur!" — „Monsieur le maire!

Je vous prie, monsieur le maire!" — „Sacré nom — ick ersucken Sie serr, Err Burg'mästerr!"

Wohlleben wendete sich hierhin und dorthin, erledigte eine Forderung, über die man seit einer halben Stunde vergebens ins Reine zu kommen versucht hatte, in einer Minute, wies eine andere in höflichem, aber bestimmtem Tone ab; faßte wütende Krieger bei ihrem nationalen Ehrgefühl; hörte fünf, sechs Personen, die ihm zu gleicher Zeit in die Ohren redeten, gleichzeitig mit Gelassenheit an, kurz, stellte, weder unpassend hochmütig, noch übertrieben demütig, die gestörte Ordnung so rasch und gründlich wie möglich wieder her; und — erntete dafür den Dank weniger Einsichtiger, den Spott, Neid und Haß vieler, sehr vieler Einsichtsloser...

Und der Laden des Zuckerbäckers Jung füllte sich wieder mit Kunden. Sie hatten zwar wilde, schnauzbärtige Gesichter und Säbel an der Seite, aber sie klimperten mit Silbertalern und konnten sich zur Not verständlich machen, durch Gesten sowohl wie mit Hilfe des Lehrbuben Ferdinand, dem sein bei St. Anna gesammelter kleiner französischer Wortschatz jetzt wohl zu statten kam und erhöhtes Ansehen verschaffte.

Angenehm war ihm dieser Verkehr just nicht. Sein Haß gegen die siegestrunkenen Eindringlinge brauchte nicht erst durch den seines greisen Freundes Seeborn geschürt zu werden, er war ursprünglich und echt und dauerhafter als der so manches Mannes, der ihn am Abend in seinen vier Wänden zu hellen Flammen auflodern ließ, aber am Tage zu einem milden, rosenroten Lämpchen dämpfte. Indes, betätigen konnte Ferdinand

Raymond seinen Haß nicht, sondern bloß mit Gedanken kühlen und mit Versen beschwichtigen, mit Versen seines geliebten Friedrich Schiller vor allem, dessen früher Tod im Mai des Jahres ihn in tiefe Trauer versetzt hatte:

„Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht!
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — dann greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ewigen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst . . ."

Aber als einst eine Bürgerstochter aus Mariahilf, die er von früher Kindheit auf kannte, rot geschminkt und im tiefausgeschnittenen griechischen Kleide, das Haar unterm „Kinderhäubel" nach der allerneuesten Mode tief in die Wangen hineingekämmt, am Arme eines verlebten französischen Sergeanten girrend in den Laden kam, da vertrat ihr der Raymond Ferdinand den Weg und spuckte ihr seine Entrüstung buchstäblich vor die zierlichen Füßchen. Und es bedurfte aller Diplomatie seines auf das wütende Schelten des beleidigten Dämchens herbeigeeilten Meisters, um den jugendlichen Anwalt deutscher Frauenehre vor dem Degen des Galans zu retten.

„Du Tausendsappermenter!" ward er später gescholten. „Du verflixter Tausendsappermenter! Willst mir halt das G'schäft verderbe? Willst mir halt die ganze französische Armee uf 'n Hals hetze, gell? Du hast dich halt net halte könne, sagst? Paperlapah! Mit die Wölfe muß mer net nur heule, mit die Wölfe muß

mer halt b'sunders freundlich sein — und wenn du das halt net z'samm'bringst, dann därfst mir halt nimmer in den Laden ... Aber dann därfst mir halt auch nimmer auf die Nacht ins Theater!"

Das war freilich eine fürchterliche Strafandrohung. Mit den Wölfen heulte Ferdinand Raymond nicht. Aber er hielt sich künftighin besser im Zaume.

Sich unter das Volk zu mischen, wenn es einen prunkvollen militärischen Aufzug zu bewundern gab, etwa gar mit Zehntausenden nach Schönbrunn zu pilgern, um durch waffenstarrende Spaliere hindurch einen halben Blick auf das wachsgelbe und wachsstarre Antlitz des großen Mannes im gesucht schlichten Soldatenkleide zu werfen, danach trug er kein Verlangen, wenn es gleich der Meister erlaubt hätte.

Der prahlte steif und fest, er sei einmal im Wirtshaus „Zur Schnecke" auf dem Graben dem Bonaparte, der dort im strengsten Inkognito seine Halbe Bier trank, eine ganze Weile gegenübergesessen:

„Das streit't mir halt kein Mensch net ab, da laß ich mich hänge drauf, daß er's war, der Napolium. Wie ein Teufele hat er mich angeblitzt hinter seinem aufg'stellte Rockkrage, mit seine feurige Auge, weil ich mich halt just zu ihm g'setzt hab'. Aber ich hab' gar nichts dergleiche getan, als ob ich mich fürchte tät', sondern hab' ihm halt nur ganz freundlich zugetrunke: Prosit, Herr Nachbar! — Da drauf ischt er halt schleuni' aufg'stande und hat sich zur Tür 'naus salviert, der Prahlhans, der Feigling, der ..."

Der Kindler Pepi wiederum, Ferdinands Schul-

freund, fehlte niemals und nirgends, wo es eine Gelegenheit gab, die französischen Ruhmesfahnen wehen zu sehen, die französischen Hörner und Pauken schmettern und wirbeln zu hören.

Auf Ferdinands Vorwürfe erwiderte er lachend:

„Ah was! Anschau'n kann man sich alles auf der Welt. Und ob i dabei bin oder net, auf das kommt's auch nimmer an!"

Auf das kommt's nimmer an... So dachten eben Hunderttausend, die „auch dabei" waren...

Austerlitz mußte kommen, um sie endlich ihre ganze Schmach und Not empfinden zu lehren, der Triumphzug, in welchem gefangene, verwundete Landsleute von den volksfremden Siegern durch die Straßen der Stadt geschleppt wurden. Die nun immer deutlicher zutage tretende Verachtung der „Gäste" ließ viele von den Gastgebern ihre Selbstachtung wiederfinden.

Der Stephanstag des Jahres 1805 brachte die verspätete, traurige Weihnachtsbescherung, den harten Frieden von Preßburg.

Zwei Tage später empfahl sich Napoleon in einer aalglatten, gleißnerischen Abschiedsproklamation von den lieben Wienern. Am 12. Jänner hatten die letzten französischen Soldaten die Hauptstadt verlassen, und am 16. bereits zog Kaiser Franz mit seiner Gemahlin wieder ein — selbstverständlich stürmisch und jubelnd begrüßt...

Und im Burgtheater waren die Logen des Geburts- und des Geldadels, die so lange leer gestanden, nun wieder voll von gold- und seidestrotzenden Herren und

Damen, und diese klatschten am lautesten Beifall, wenn in einem patriotischen Stück Lange und Ziegler patriotische Phrasen donnerten; klatschten bedeutend lauter als der vierte Stock, wo die Leute saßen, die den Druck und die Not der Invasion am Leibe gespürt und noch nicht so bald verwunden hatten.

Ferdinand Raymond, der Numero, berichtete von dem Beifallsgetöse der Logen am nächsten Sonntagnachmittag helleuchtenden Auges dem alten Seeborn.

Und was sagte der darauf?

„Gesindel!" sagte er bloß und klopfte seine Pfeife aus.

Da schwieg Ferdinand Raymond betroffen still. Aber in sein weiches, warmes, jugendliches Herz grub es sich tief und schmerzlich ein, in seiner jungen Brust hallte es unsäglich bitter nach: Gesindel ... Gesindel ...

4.



Nichts ist dem Weibgeborenen ein sichereres Zeichen von Altwerden, Altgewordensein, als daß ihm die Zeit zu knapp wird und unheimlich beschleunigt zu verfliegen scheint; nichts bezeichnender für den seligen Zustand der Jugend, als daß sie die Jahre, die Monde, die Wochen endlos, ihren Gang verzweifelt träge finden kann. Für sie nur gibt es darum etwas wie Dauer und Gegenwart, da sie sich stets von ihr hinweg nach der Zukunft sehnt: das Alter, das diese fürchtet, sucht eifervoll, doch vergebens jene festzubannen. Des Sommers hellster Glanz mahnt den Greis an baldige winterliche Nacht. Knabe und Mädchen, Jüngling und Jungfrau vermögen sich beim Erntefest kaum vorzustellen, daß es jemals wieder Allerseelen werden soll.

Aber auch ihnen scheint die Strecke nur lang, die noch vor ihnen liegt, kurz und kürzer jene, die sie schon durchmessen haben. So wird selbst der Begriff der Zeit bloß ein Relatives in dieser relativsten aller Welten...

Ein Strafurteil auf Lebensdauer hätte unseren Ferdinand Raymond schier nicht härter treffen können als die Aussicht, volle drei Jahre Lehrling eines Wiener Zuckerbäckers sein zu müssen. Drei Jahre — unendlich



Digitized by Google

mehr, als was man so eine Ewigkeit nennt. Doch als sie um waren, da, in der Rückschau, glich ihr träger Trott plötzlich dem Lauf und Fluge. Da waren auch alle ihre vergangenen Schrecknisse höchstens noch ein winziger Schreck für Ferdinand. Und was er Freudiges in ihnen erlebt, hielt allem Unerfreulichen die Wage.

Zweierlei hatte sie ihm verklärt und verklärte sie doppelt dem auf immer weitere Fernen Zurückblickenden — Kunst und Liebe: die Kunst, der er sich allabendlich im Nationaltheater auf dem Michaelerplatz gefangen geben durfte, die heiße Liebe, die er zu des Meisters Nichte, der hübschen, schnippischen, dunkeläugigen Fanni, im Herzen trug.

Fast einer Erfüllung kam sein ihm durch glückliche Zufallsfügung geschenkter Kunstgenuß nahe.

So oft der Abend sank und die Stunde nahte, da er den Arbeitskittel mit der schlichten, doch schmucken, von ihm peinlich instandgehaltenen „numerierten" Jacke des fliegenden Verkäufers vertauschen durfte, war die Unbill des Tagwerkes, und hatte sie sich noch so rauh angelassen, verwunden. Leicht und leichter wurden ihm die Füße auf dem kurzen Wege von der Freyung über den Heydenschuß, durch die Naglergasse und über den Kohlmarkt bis zum Schauspielhause, federleicht all sein Körperliches und, weil es nun nichts beschwerte als frohe Erwartung, sein junges Herz. Und wenn er endlich durchs schmale, dunkle Pförtlein das einfach gegliederte, sparsam gezierte, aber der höchsten Darstellungskunst geweihte Gebäude selbst betreten hatte, wenn die vierstöckige Zuschauerhalle sich allmählich erhellte und füllte,

füllte mit einem Raunen und Summen, Schwirren und Klingen, das Vorspiel war und Vorgeschmack wunderbarster Wunder, doch willig erstarb, sobald der bemalte Vorhang in die Höhe ging, sein lockendes Geheimnis zu enthüllen — dann war ihm die lärmende und hastende, tausendfach zerklüftete Welt da draußen wie mit einem Zauberschlage verschwunden, und eine andere umbannte ihn, eine Welt der lauteren Schönheit, der klaren Bestimmtheit in Mittel und Zweck, des edlen Maßhaltens und des sicheren Zielstrebens, eine unirdische, überirdische Welt, ein unbegrenzter, heiliger Tempel. Die Zuschauer genossen dessen überschwängliche, unverdiente Gnaden, als kündende, segnende Priester aber walteten darin jene Seligzupreisenden, die der Dichter Vision und Wort in lebendiges Fleisch und Blut verwandeln durften — jeder von ihnen der Gottheit nahe, ja, fast selbst ein Gott. Wenn die Menge rings um ihn unergriffen blieb, er begriff es nicht; wenn sie dies oder jenes zu bemängeln, zu belächeln fand, so billigte er's äußerst selten; er sah nur das Gute, nicht das Mindergute, hielt sich ans Gelungene und überging das Mißlungene; und wenn gar in den Zwischenakten lustiger oder boshafter Kulissentratsch sich breit machte an Stelle weihevollen Überdenkens des Geschauten und Gehörten, so blieb sein Ohr dafür verständnislos. Daß etwa Korn, der neue Darsteller des gedankenschweren Hamlet, der feurige Fiesko, der fromme und tugendhafte Knecht Fridolin im „Gang nach dem Eisenhammer", im Privatleben eitel und leichtfertig sei, daß Lange, der

verführerische Prinz von Guastalla, der Edgar, Glosters Sohn, im „Lear", der Julius von Tarent, sein Geburtsdatum verhehle oder verfälsche, die rasch zunehmende greisenhafte Hinfälligkeit aber außer der Bühne nicht mehr zu verheimlichen vermöge, daß Ochsenheimers Intrigants wohl eigene darstellerische Schöpfungen, seine komischen Gestalten aber blasse Schattenbilder des großen Iffland seien, daß Koberwein als Schauspieler sklavisch dem Effekt und Beifall diene, als Regisseur jedoch unnahbar den mächtigen Herrn hervorkehre, daß das Burgtheater überhaupt nicht mehr sei, was es noch vor einem Jahrzehnt gewesen, sondern sich in unaufhaltsamen Niedergang befinde — das alles und vieles Ähnliche glitt wirkungslos ohnmächtig an dem jungen Ferdinand Raymond, an dem blankstählernen Panzer seiner dankbaren Begeisterung ab.

Also hatte die göttliche Kunst seiner frühen Kindheit sehnsuchtsvolle Träume schier erfüllt.

Seine Liebe aber war und blieb im Stande des Hoffens und blieb dadurch um so süßer, um so schöner, um so reiner.

So reich war Ferdinand Raymond in seiner Hoffnung, daß er einen Krösus hätte beschenken mögen. So lebendig war sie ihm, daß ihr Gegenstand unaufhörlich die Erscheinung wechselte und daß die folgende, schien's auch undenkbar, immer noch herrlicher glänzte als die vorhergehende. All die Gestalten der schlichten und hoheitsvollen, geduldigen und zornmütigen, leidenden und triumphierenden Frauen und Mädchen, die er auf der Bühne gesehen hatte, nahm der Gegenstand

von Ferdinands Hoffnung an. Johanna d'Arc, Leonore, Marie Beaumarchais, Iphigenie, Emilia, Minna, Ophelia, Beatrice, Adelheid, Bianca und sogar Amenaide hießen sie — und trugen doch alle für ihn noch einen zweiten, nein, ersten, einzigen Namen: Fanni! Und hatten doch alle zusammen nicht halb so viel Reize, wie sich in Fanni vereinigten.

Er huldigte ihr, er bewunderte, verehrte sie, betete sie an, vergötterte sie, kurz, er liebte sie! Und sie ließ sich seine Huldigung, Verehrung, Anbetung gefallen, wie sich solche von Mutter Eva her noch jede Evastochter gefallen ließ, wie wenn sie etwas vollkommen Selbstverständliches wären. Daß sie aber des frühreifen Knaben Liebe erwiderte oder auch nur fühlte, dafür konnte das scharfsichtigste Auge nicht die Spur eines Beweises entdecken.

Lange genügte dies sozusagen ideale Verhältnis dem idealistischen Schwärmer. Lange, aber dennoch nicht für immer.

Das vierte Jahr seiner Lehrlingschaft war bereits angebrochen, aber von des Konditors eigentlicher Kunst, der Kunst, aus Zucker und Mehl, Butter und Eiern lockere und lockende, gaumenreizende Gebilde herzustellen, hatte er noch blutwenig inne, und seine Freisprechung stand in weiter Ferne. Meister Jung hatte es damit keineswegs eilig, er konnte seinen Raymond Ferdinand, auf dessen Redlichkeit er Häuser bauen durfte, viel zu gut als Verkäufer im Theater wie im Laden brauchen, als daß er sich gesehnt hätte, dafür einen minder verwendbaren, zu solchen niedrigen

Diensten nicht mehr verwendbaren Gesellen einzutauschen.

Achtzehnhundertundacht schrieb man. Frühling war es geworden, zeitiger als sonst waren die Schwalben zu ihren Nestern unter den kühlen, dunklen Torbogen der alten Stadt zurückgekehrt, in den bescheidenen alten Wiener Hausgärtchen öffneten Tulpen und Hyazinthen ihre stolzen Kelche, Glacis und Stadtgraben schmückten sich mit Riesenteppichen in hellem Gelb und Weiß und Rosenrot, draußen auf den Hängen des Wienerwaldes hatten Küchenschelle und Anemone bereits abgeblüht und dufteten an ihrer Stelle die ersten Veilchen.

Ein Knospen und Dehnen und Schwellen und Sehnen ging durch die Welt, das die Stadt- und Häusermauern schier nicht minder weiten und sprengen wollte als die Menschenherzen.

Die unreife Jugend fühlte sich früh gereift und das gesetzte Alter wieder närrisch jung.

Auf der Freyung, vor dem Laden des Zuckerbäckers Jung boten ehrwürdige Matronen, die sich Mädchen, Blumenmädchen, nennen ließen und es heute wahrhaftig zu sein sich einbildeten, den Vorübereilenden des Lenzes holde Boten in üppigen Buschen um wenige Kreuzer an.

Meister Jung selbst hatte ihrem Locken, oder in Wirklichkeit wohl dem eindringlicheren Locken des feuchtblauen Himmels und der wärmenden Wienerwaldluft nicht widerstehen können; er hatte sich einen tüchtigen Strauß an die linke der beiden breiten Klappen seines prächtigen dunkelblauen Staatsfrackes gesteckt. Zu

diesem trug er natürlich nicht die gute, treue, unzerstörbare „Lederne" seines schwäbischen Ahns, aber auch nicht die hohen Stiefel mit den kanariengelben Stulpen, sondern lichte Kniehosen, schneeweiße Strümpfe und Schuhe mit großen glänzenden Schnallen: eine solche zierte auch das breite Band des hochmodernen geschweiften Kastorhutes, der auf einer zwar nicht entfernt so modischen, aber stattlichen, leicht gepuderten Zopfperücke saß. Man konnte, sah man ihn nur auf fünfzig Schritte, vermuten, Meister Jung in seiner ein wenig auffallenden und etwas regelwidrig zusammengestellten Tracht habe heute einen besonders wichtigen, feierlichen Weg. Und in der Tat, den hatte er . . .

Mit Strudelteigziehen, Kipfelwalken und Tortenblechschmieren waren während seiner Abwesenheit seine Untergebenen in der Backstube beschäftigt, alle bis auf einen, den Raymond Ferdinand.

Der saß im engen Hinterraume des Ladens, von wo man durch die Glastür den Eintritt jedes Kunden sofort bemerken mußte, und war mit nicht sehr großem Eifer, aber noch weniger Geschick dabei, welsche Nüsse vom vorigen Herbst, die man, einen allfälligen ranzigen Beigeschmack in das köstlichste Gegenteil zu verwandeln, mit glasigglänzendem gesponnenem Zucker überzogen hatte, in der Zahl von je einem halben Dutzend auf runde, glatte Stäbchen aufzureihen. Die hübsche, nun achtzehnjährige Fanni, der die Oberaufsicht über das „G'wölb" anvertraut war, saß, eine Stickerei in den rosigen Fingern, ihm gegenüber. Und wenn der Ferdinand sich ab und zu besonders täppisch in seiner

Hantierung zeigte, dann half sie ihm nicht etwa, sondern lachte ihn herzlich aus. Und dann wurde dieser glühend rot und heftete, das Angenehme mit dem Nützlichen verbindend, seine Verlegenheit bemäntelnd und zugleich seine Augen auf die willkommenste Weide führend, den Blick auf die reizenden Bänder, mit denen der Fanni absatzlose Schühlein über den weißen Strümpfen kreuzweis gebunden waren.

Und seufzte dazu so recht aus tiefster Brust.

„Was hat Er denn?" fragte die Jungfrau schelmisch. „Fehlt Ihm was? Oder war das gestrige Stuck so traurig, daß Er sich heut' noch net derfangen kann?"

„O nein", antwortete Ferdinand Raymond, überglücklich, endlich wieder einer Ansprache gewürdigt zu werden. „Das Stück fangt traurig an, geht aber gut aus ... Sehr, sehr gut sogar."

„Wie denn?"

Der Raymond Ferdinand schluckte ein paarmal und wurde röter als rot, faßte sich ein Herz und sagte pathetisch:

„Die beiden unglücklich Liebenden sehen ihre unwandelbare Liebe und Treue zum Schlusse belohnt und werden trotz Grausamkeit und Hinterlist ein glückliches Paar."

„Was Er nicht sagt!" spöttelte Fanni. „Mir scheint, so beiläufig geht jedes Stuck aus, was net g'rad' Trauerspiel heißt. Hat Er denn das net schon oft g'seh'n? Wird Ihm denn das net langweilig?"

Der Jüngling ließ eine verzuckerte Nuß zu Boden

fallen und das Stäbchen, an dem schon zweie staken, hintennach, legte die Hand aufs Herz und rief:

„Langweilig? Es ergreift mich jedesmal aufs neue. Es ergreift mich jedesmal stärker, in dem Maße stärker, als ..."

Er stockte. Aber sein schönes Gegenüber erließ ihm nichts:

„No, als was? Da wär' ich neugierig!"

Da schalt sich der Raymond Ferdinand grimmig einen Feigling und legte also los:

„In dem Maße, als meine eigene Liebe heftiger und heißer brennt hier innen in meinem Busen!"

„Ah!" tat das Mädchen erstaunt. „Er is also selber verliebt? Ja, dann! In wen denn? Natürlich in eine Hofschauspielerin. In die Demoiselle Koch? Oder in die Madame Demmer gar?"

Madame Demmer war genau Vierundvierzig, sah jedoch noch weit würdiger aus.

Ferdinand Raymond aber in seiner Erregung hätte jetzt auch einen viel boshafteren Stich nicht gespürt.

„Nein!" rief er leidenschaftlich und sprang auf. „In Sie, angebetete Fanni! In keine andere auf Erden als in Sie!"

Fanni zuckte ein wenig zusammen und senkte ihren Blick tiefer auf die Stickarbeit:

„Red' Er net so g'schwollen und red' Er net so laut! Wann Ihn wer hören tät' — es weiß ja net ein jeder, daß Er so gern Komödie spielt."

„Ja, das tu' ich!" rief der siebzehnjährige Ferdinand und war nun vom Kopf bis zum Fuß lodernde Flamme.

„Aber nicht im Leben und schon gar nicht hier! Fanni! Schmerz und Wonne meiner Seele! Mond und Stern meiner Nächte, Sonne meiner Tage! Himmlischer Engel! Ich weiß, daß ich deiner unwürdig bin, denn du stehst so hoch über mir wie — wie — das eisige Haupt des Chimborasso über dem Kahlengebirge! Aber ich will deiner wert werden, sei gütig, sei barmherzig mit mir, zieh' mich empor zu dir aus dem Staube meiner Demut und Niedrigkeit!"

„Red' Er net so g'schraust daher, Er narrischer Ding", sagte abermals Fanni, die nicht wußte, ob sie sich durch diese Tiraden noch geschmeichelt oder schon geärgert fühlen sollte, und machte Miene, ihr Stickzeug zusammenzuraffen. „Wann Er net gleich aufhört, zu phantasieren, so geh' ich."

„Nein, ich hör' nicht auf!" stürmte Ferdinand Raymond blindlings weiter. „Wie ewig lang hab' ich gelechzt nach diesem Augenblick! Und nun soll ich ihn mir entschlüpfen lassen? Nimmermehr! Sei gnädig, Fanni! Erhöre mich! Gib mir dein Herz, wie ich dir das meinige darbringe!"

Fanni erblaßte, sie glaubte die Tür gehen zu hören. Es war Täuschung. Aber es konnte jede Sekunde Wirklichkeit werden. Und darum wünschte sie, der peinlichen Szene ein rasches Ende zu machen. Als stillen Anbeter hätte sie sich den netten blonden Jungen wohl noch lange gefallen lassen, wenn er sich in den Grenzen der Vernunft und Vorsicht hielt. Dieser tolle Leidenschaftsausbruch jedoch, der, das sah sie schon, mit bewußter Schauspielerei nichts zu tun hatte, schien ihr

allzu große Gefahren für die Gegenwart, wie für die Zukunft zu bergen.

Sie erhob sich und wendete sich zur Werkstatt.

Da fiel Ferdinand Raymond vor ihr auf die Knie und suchte die ihrigen zu umfassen:

„Nein! Nicht von der Stelle! Nicht eher, als bis ich aus deinem süßen Munde vernommen habe, daß du mich liebst!"

„Laß Er mich los!" herrschte sie ihn, nun ernstlich böse, an. „Und scher' Er sich zum Kuckuck! Das sag' ich dem Onkel, augenblicklich, wann er z'hauskommt! Er muß aus dem Haus! Er Frechling, Er!"

Ferdinand starrte sie, wie aus einem seligen Traum gerüttelt, an und erhob sich langsam, totenbleich, mit wankenden Beinen vom Boden.

Es war die höchste Zeit. Eine Kundschaft trat von der Straße her eilig in den Laden. Aber nein, es war ja keine Kundschaft — es war der Herr des Hauses, Meister Jung selbst.

Sein dickes Gesicht glühte, die Perücke saß ihm schief auf dem Kopfe und schief und aufgerauht der kostbare Kastor auf der Perücke, der Blumenstrauß war verschwunden.

„Fanni!" rief er von weitem. „Fanni! Hörst denn net? Tausendsapperment! Da komm her!"

Fanni lief ihm entgegen:

„Da bin ich schon. Was hat denn der Herr Onkel?"

„Zürnt hab' ich mich, schrecklich zürnt! Außer mir bin ich!"

Das mußte wahr sein. Denn Herr Jung hatte, seitdem er den Mund aufgetan, noch kein einziges wienerisches „halt" mißbraucht.

„Über was denn, Onkel?"

„Also los' zu! Laß dir verzähle!"

„Komm der Herr Onkel nur z'erst herauf in die Wohnung!"

„Nein, nein, so lang kann ich mich net z'ruckhalte, gleich muß es heraus, sonst druckt's mir's Herz ab. Alsdann abg'wiese haben sie mich. Hörst? Abg'wiese — mich!"

„Ja, wo denn?"

„Herrgott von Biberach! In der Burg — im Kammeramt, wo ich wegen dem Pacht war! Also wegen dem Pacht fürs Burgtheater, du querköpfiges, begriffstütziges Moidle du! Ich soll dorten nimmer meine Zeltle und mein Gefrornes und meine Limonad' und meine Zuckerbretzle verkaufe dürfe! Ich hab' felsenfest geglaubt, sie werden wieder ohneweiters Ja sagen, aber sie haben Nein g'sagt. Sind meine Sache net guet? hab' ich g'sagt. ‚O ja', haben sie g'sagt. Sind sie z' teuer? hab' ich g'sagt. ‚O nein', haben sie g'sagt. Sind die Leut' net zufriede? hab' ich g'sagt. ‚O ja', haben sie g'sagt. Hat sich wer beschwert? hab' ich g'sagt. ‚O nein', haben sie g'sagt. Also ist mein Pacht net hoch g'nug? hab' ich g'sagt. ‚O ja', haben sie g'sagt. No, warum soll ich dann das G'schäftle nimmer habe? hab' ich g'sagt. Und darauf sind sie ein bißle verlege geworde, aber nur ein bißle, und haben g'sagt: ‚Weil's ja net allerweil derselbe habe muß. Weil ein anderer

auch drankomme will und soll. Ein Einheimischer.' Da bin ich springgiftig worde. Was? hab' ich g'sagt. Bin ich am End' kein Einheimischer? Darauf haben sie die Achseln gezuckt und haben mich stehen g'lasse, bis ich voller Zorn heimg'loffe bin ... Aber ich weiß schon, wer mir das eingebrockt hat, wer mich ausg'stoche hat — der Schneller vom Hohe Markt, der Schleicher, der Heimtücker, der Neidhammel der. Guet, soll er fett werde. Ich pfeif' ihne drauf, ich werf' ihne den Krempel hin ... Also jetzt weißt es halt. Und jetzt is mir halt a bißle leichter. Und jetzt geh halt hinauf, Fanni, und mach' mir a Würstle heiß und das Sauerkraut von gestern, daß ich halt auf andre Gedanke komm' ..."

Er warf sich erschöpft auf das „Stockerl" hinter dem Ladentisch. Fanni ging durch den Hinterraum nach der Wohnung, an Ferdinand Raymond vorbei, ohne ihn eines Blickes zu würdigen. Der hatte jedes Wort mitangehört. Jetzt kam er langsam und verstört wieder nach vorn und sagte mit bebenden Lippen:

„Grüß' Gott, Meister ... Also da komm' ich dann auch nicht mehr ins Theater?"

„Natürlich net, wann Er's halt schon g'hört hat. Außer Er zahlt sich halt seinen Platz. Oder er schaut, daß er halt beim Schneller einen Posten kriegt ... Aber was steht Er denn da herum und hält Maulaffe feil? Ich brauch' Ihn net mehr im Laden, ich bleib' halt selber da. Schau' Er, daß Er in die Werkstatt kommt, zur Arbeit!"

Ein zweifacher Unglückstag, der doppelt meine Zukunft vernichtet, dachte Ferdinand Raymond, völlig

gebrochen. Aus dem Paradies der Liebe gestoßen, aus dem Paradies der Kunst verbannt!

Wie ein Trunkener, Träumender taumelte er den ganzen Tag umher. Wie eisiger Grabeshauch wehte ihn die linde Märzluft an, ein schwarzer Trauerflor, den anderen, Glücklicheren unsichtbar, verhüllte ihm die strahlende Frühlingssonne.

Qualvoll eindrucksleer wie schier noch keiner vorher verlief der Abend im Theater.

Und endlich, endlich kam die sternenlose Nacht.

Seine Stubengenossen schnarchten mit offenen Mäulern, der eine neben, der andere über ihm. Er vergrub das heiße, schmerzende Haupt in den Kissen und fand keinen Schlaf.

Immer von neuem klagte er das Schicksal an, das ihn, ihn allein so elend machte. Doch nachdem er dies hundertmal getan — da zuckte es plötzlich durch sein Herz, daß es fast stille stand, blitzte es wie blendender Strahl vor seinen Augen auf: Wie, wenn es das Schicksal gut mit ihm meinte und er nur in Blindheit diese gute Absicht verkannte? Wenn es ihm einen Wink geben wollte, so rauh und deutlich, daß er ihn nicht mehr übersehen konnte?

War er denn nicht selber schuldig? Hatte er sich nicht jahrelang träg und feig in ein Joch gefügt, das seiner unwürdig war? Hatte er sich nicht schwächlich und schlaff einlullen lassen und immer weiter ablenken von seinem hohen Ziele? Nun war es plötzlich mit allem Behagen vorbei — warum? Damit er sich besinne! „Er muß aus dem Hause!“ hatte ihm die schöne, falsche Schlange ge-

droht. „Schau' Er, daß Er zur Arbeit kommt!" hatte ihn der Meister angeherrscht.

Hat Verliebtheit deinen Sinn umnebelt, Ferdinand Raymond? Genügt es dir, Ferdinand Raymond, anderer Kunst anzugaffen und zu beneiden? Hast du vergessen, daß du dich selbst der Kunst geweiht?

Sei bedankt, Schicksal, für die Fragen und für die unüberhörbare Art, in der du sie gestellt!

Wohl, er wollte aus dem Hause — in ein ganz anderes. Wohl, er wollte zur Arbeit — aber zu einer ganz, ganz anderen!

Fort, fort von da, so bald wie möglich, morgen schon, in aller Frühe! Zur Bühne, auf die Bretter!

Er wälzte sich hin und her, er fieberte, jubelte, jauchzte — und sank plötzlich wieder zurück in die Kissen und in die Verzagtheit.

An welche Bühne, Ferdinand Raymond? Ans Burgtheater sogleich? So tollkühn vermessen bist du selbst nicht, Ferdinand Raymond! In die Leopoldstadt, in die Josefstadt? Auch dort werden sie dich, hundert gegen eins, verlachen und abweisen. Also wohin? Gab es denn — gab es denn...

„Gut spielen sie freilich nicht da draußen — in Meidling!"

Kerzengerade fuhr er empor. Als ob sie soeben knapp neben seinem Bette mit lauter Stimme gesprochen worden wären, so deutlich hatte er die Worte gehört. Und fast mit gleicher Deutlichkeit klang das ganze, halbvergessene Zwiegespräch der beiden Stutzer an sein Ohr,

die er vor etlichen Tagen auf dem Weg über den Kohlmarkt zufällig belauscht hatte:

„Gut spielen sie g'rad nicht, da draußen in Meidling — eher wie blutige Anfänger.“

Worauf der andere:

„Es sind ja doch auch größtenteils Anfänger. Und ich finde das gar nicht so übel von dem Direktor, daß er jungen Talenten, die sonst noch nirgends unterkommen können, Okkasion bietet, sich bei ihm zu erproben und zu präsentieren ...“

Heil dir, Unbekannter! Heil dir, edler Theaterdirektor, der du junge Anfänger selbstlos förderst! Morgen sollst du einen kennen lernen, der dein menschenfreundliches Streben königlich belohnt! — — —

Am anderen Morgen kommen aus der Lehrlingskammer des Zuckerbäckermeisters Jung statt drei Zuckerbäckerlehrjungen, die am Abend in sie hineingegangen sind, nur zwei Lehrjungen heraus.

Der dritte hat sie bereits eine Stunde vorher, leise, leise und von niemandem bemerkt, verlassen.

Jetzt hat er längst die Stadt durchquert, das Kärntnertor durchschritten. Jetzt hat er schon Stadtmauer und Stadtgraben im Rücken. Jetzt wandert er durch langsam erwachende ländliche Vorstadtgassen, zwischen braungrün schimmernden Wiesen und Äckern festen, schnellen Schrittes dahin — gegen Südwesten.

## 5.



chier wie ein Praterläufer am ersten Mai hastete Ferdinand Raymond wienaufwärts, die Hauptstraße von Untermeidling entlang, und noch war seine Ungeduld größer als seine Eile. — Menschen begegnete er ganz wenigen. Aber ein wogender Schwarm breitstirniger, breithüftiger Vierfüßler kam ihm mit glotzenden Augen und dumpfem Geblök und Gebrüll entgegen — Futter für den unersättlichen Bauch der Stadt.

Ferdinand Raymond mußte seinen Schritt mäßigen, mußte beiseite treten, und das brachte ihm auch wieder ins Bewußtsein, wie früh am Tage es noch war und wie wenig Aussicht daher, den gesuchten Schauspieldirektor sofort zu sprechen.

Er zog die Sackuhr, des verstorbenen Vaters teures Geschenk: Richtig, kaum Sechs vorüber!

Er überlegte und wendete sich nach links, den steileren Wegen zu, die zu den Ausläufern des Wienerberges hinanführten.

Jetzt hatte er nur mehr Wiese und Feld um sich, in endloser Ausdehnung nach allen Seiten, hie und da unterbrochen durch die Rebstockzeilen eines aus frühe-



Digitized by Google

ren Zeiten übriggebliebenen Weingärtchens, und vor sich einen langgestreckten Wald, Buchen, Ulmen und Eichen, das Gatterholz. Übelberüchtigt war es von altersher als willkommener Schlupfwinkel von Bettlern, Vagabunden und noch ärgerem Gelichter, und sogar Kaiser Josef II., erzählte man, wurde, als er einst von Schönbrunn aus einen einsamen Spaziergang ins Gatterholz unternahm, dort räuberisch angefallen, so daß er nur durch äußerste Unerschrockenheit der drohenden Lebensgefahr entging.

Ferdinand Raymond aber dachte an keine solche Gefahr, seine Gedanken waren einzig bei dem kühnen, entscheidenden Unterfangen, dessen Gelingen oder Mißlingen ihm unmittelbar bevorstand. Kühn schien es ihm bloß darum, weil ja immerhin im Bereiche der Möglichkeit lag, daß der Meidlinger Theaterdirektor etwa schon durch allzuviele anderweitige Schauspieler-Engagements gebunden war, als daß er noch eines eingehen konnte, und nur aus diesem Grunde fürchtete er eine Abweisung. Daß sein Talent, gefördert durch eifrige Übung und reiche Erfahrung, zwingenden Eindruck machen mußte, daran zweifelte er nicht einen Augenblick. Und ins morgendliche, neblige Dunkel des Waldes tauchend, in immer einsameren, verschlungeneren Pfaden des berüchtigten und gemiedenen Holzes sich verlierend, der wilden Wurzeln, die ihn immer und immer wieder stolpern ließen, ebenso wenig achtend, wie der dornigen Zweige, die ihm die Hände ritzten und an seinen Kleidern sich festhakten, ging er im Geiste die Rollen durch, die er dem gewaltigen Herrn seines

künftigen Geschickes zur Probe vorsprechen wollte, begeisterte, betäubte, berauschte sich an ihnen: Vor allem an der Rolle des Franz Moor.

Und ein guter Stern schien über ihm zu walten, wohl rauschte und knisterte es manchmal seitlich im Gebüsch, aber der Schnapphahn, der sich etwa dort vom nächtlichen Lager zum Auslug erhob, mochte wohl die erspähte Beute keiner sonderlichen Mühe wert erachten, sondern warf sich verdrossen gähnend wieder zurück.

Der gerade Ausweg aus der Mitte des Dickichts ins Freie war selbst für den Ortskundigen nicht leicht zu treffen. Ferdinand Raymond traf ihn heute sozusagen mit geschlossenen Augen. Aber als er nur mehr wenige Schritte von den letzten Bäumen am Waldsaume entfernt war und jenseits des Wiesenraines die Schönbrunner Theresienbrücke mit ihren steinernen Sphinxen und das Gittertor des kaiserlichen Lustparkes vor sich liegen sah, da machte ihn plötzlich ein schauerlich wütendes Aufkläffen zusammenzucken. Im nächsten Augenblick stürzte eine riesige Dogge mit blutunterlaufenen Augen und schäumenden Lefzen in langen Sprüngen aus dem Innern des Waldes gradaus auf ihn zu. Leichenblaß ward Ferdinand, vergebens blickte er nach einem Stecken oder Stein umher, der ihm als Waffe dienen könnte. Das wäre auch eine armselige Waffe gegen die starke, zornige Bestie gewesen — aber siehe, Gott schützte ihn. Schon hob der Köter die Vorderbeine, schon glaubte der Jüngling glühenden Atem an seinem Gesichte zu spüren — als eine heisere, aber durchdringend laute Weiberstimme rief:

„Satan! Kusch dich! Satan! Da herein!“

Der Hund tat einen Satz zurück, bellte noch ein paarmal grimmig, dann klemmte er den Schwanz ein und trabte mit tückischem Blick auf sein zitterndes Opfer beiseite.

Aus dem Walde aber humpelte ein schmutziges und wirrhaariges, in grellbunte, doch lang verblichene Lumpen gekleidetes altes Weib, das drohte boshaft mit dem Finger und plapperte grinsend mit fremdartiger Aussprache:

„Schau, schau, was hat das Herrchen so früh da heraußen zu suchen? Hätt' verdammt schlecht ausgehen können, wenn ich nicht in der Näh' gewesen wär' und nicht just besser aufgelegt als sonst... Aber der junge Herr muß auch was an sich haben, was den Satan gar so gereizt hat, ja, ja, was dem Satan besonders zuwider ist... Mag der Herr sich nicht wahrsagen lassen?“

Unmutig wollte Ferdinand Raymond ablehnen, aber schon war die Vettel ganz nahe an ihn herangehuscht, hatte seine herabhängende Rechte erfaßt und hob deren Innenseite zu ihren trüben Augen empor:

„Ja freilich, freilich... Da kann ich's deutlich lesen... Von einem Hundsvieh droht dem Herrchen große Gefahr... Nehm' der Herr sich vor bösen Hunden in acht!“

Angewidert und geängstigt wendete Ferdinand Raymond sich ab, warf der Hexe ein Geldstück zu und floh ins Freie. Aber der ausgestandene Schreck lag ihm noch in allen Gliedern, eiskalter Schweiß stand auf seiner Stirne.

Ein paar hundert Schritte seitwärts sah er in den Feldern ein Kapellchen stehen, das Moldauerkreuz, das der walachische Fürst Kantakuzene, als er anno 1683 den heidnischen Bedrängern der Wienerstadt Gefolgschaft leisten mußte, für seine christlichen Truppen hatte errichten lassen. Dorthin eilte jetzt Ferdinand Raymond und sank vor dem schlichten Heiligtum in die Knie und dankte Gott aus brünstigem Herzen für seine Rettung und bat ihn, ihm auch fernerhin Schutz und Gnade zu gewähren ...

Und dann, da es ihm noch immer zu früh schien zu dem so unendlich wichtigen Geschäfte des heutigen Vormittags, ging er gegen Schönbrunn hin, trat durchs halboffene Gittertor und wandelte an dem wachehaltenden Invaliden vorbei den breiten, ebenen Baumgang zur Gloriette.

Und leicht und leichter ward ihm ums Herz zwischen den ragenden, schlanken Säulen, unter den hohen, kühngeschwungenen Bogen der luftigen Ruhmeshalle. Zum weithin kündenden Denkmal seines eigenen Ruhmes ward sie seinem Geiste, der die Flügel der Zukunft entgegenspreitete wie der doppelköpfige Adler dort oben auf dem Giebel. Und die steinernen Trophäen, die den Treppenbau flankierten, gute Zeichen schienen sie ihm, stolze Vorzeichen seines sicheren Sieges.

Und nun war der träge Zeiger seiner Taschenuhr gar auf einmal mit Windeseile vorgerückt: Fast zehn Uhr war es, höchste Zeit, den Gewaltigen aufzusuchen. —

Der Gewaltige, der für diesen Frühling und Sommer das Theaterchen im Meidlinger Theresienbade — eine

„Mignonbretterwelt", wie es ein geistreicher zeitgenössischer Kritiker nannte — gepachtet hatte, war ein kahlköpfiges, schmerbäuchiges, tabakschnupfendes Männlein namens Wenzel Kralitschek, gebürtig aus dem nördlicheren Österreich und ohnmächtig, diese Abkunft zu verhehlen. Stumpf und weich war die Nase in seinem bleichen, bartlosen und doch unrasierten Gesicht, klirrend und rasselnd aber seine Aussprache der hochdeutschen Konsonanten; tiefe, urechte Provinz sprach aus seinen hoheitsvollen Geberden sowohl, wie aus seinem genial nachlässigen Anzuge, dessen abgeschabte Knöpfe durch die zerfransten Knopflöcher an Zahl weit überwogen wurden.

Dem armen, nun zwischen himmelstürmender Zuversicht und tiefster Hoffnungslosigkeit hin- und hergeschleuderten Ferdinand aber erschien das enge, kahle, kaum aufgeräumte Gemach im dritten Hofe des Theresienbades, in das er mit vielen ehrfurchtsvollen Bücklingen eingetreten war, wie der Vorraum zum Paradiese; und der augenblickliche Besitzer dieses Gemaches wie ein furchtbar prächtiger Cherub, wie der machtvolle Hüter und unbeschränkte Herrscher jenes Paradieses.

„Also Sie!" sagte Herr Wenzel Kralitschek und kreuzte die Arme über der Brust und setzte den rechten Fuß kräftig und doch zierlich vor und warf aus unmeßbarer Höhe einen majestätischen Blick auf den fremden Besucher. „Also Sie sind der junge Mann, der, wie mir des Hauses Meisterin berichtet, mich schon zu nachtschlafender Zeit so dringend zu sehen und

zu sprrechen wünscht? Nun ist Ihr Wunsch errfüllt. Also was woll — Nein, was sind Sie?"

Keine Frage hätte Ferdinand Raymond in größere Verlegenheit gesetzt als diese. Er konnte doch jetzt unmöglich antworten: Ein Zuckerbäckerlehrbub!

Glücklicherweise fuhr der Gewaltige, sich selbst ergänzend, fort:

„Wie heißen Sie?"

Aber auch diese Auskunft war, vorher nicht überlegt, keineswegs so leicht gegeben wie gefordert.

Sollte er seinen wahren, bürgerlichen Namen nennen? Oder rasch ein nom de guerre, ein Schauspielerpseudonym ersinden? Er entschloß sich für den Mittelweg, entschied sich für die günstige Gelegenheit, die verhaßte französische Form seines Namens zu germanisieren. Und sagte mit aller ihm zu Gebote stehenden Deutlichkeit:

„Ich heiße Raimund — Ferdinand Raimund."

„Leimund?" wiederholte fragend der Gewaltige.

„Ferdinand Raimund."

„Ich verstehe. Also, Herr Leimund, was führrt Sie zu mir?"

Nun war der große Moment gekommen, der über die Zukunft entschied.

Ferdinand nahm allen Mut und alle Kraft zusammen, duckte sich, bildlich gesprochen, wie ein Löwe zum Sprunge und stieß, heiser vor Aufregung, hervor:

„Herr Direktor — wollen Sie — wollen Sie mich in Ihre Gesellschaft aufnehmen?"

„In meine Gesellschaft? Als was denn —?"

„Herr Direktor — ich bitte Sie — hören Sie mich an!“

Der siebzehnjährige Ferdinand trat rasch zwei Schritte zurück, zog die Augenbrauen dicht zusammen, dehnte seinen Mund möglichst nahe zu den Ohren, schlug eine gellende Lache auf und legte los:

„Tröste dich, Alter! Du wirst deinen Sohn nimmer an diese Brust drücken! Der Weg dazu ist ihm verrammelt, wie der Himmel der Hölle! Er war aus deinen Armen gerissen, ehe du wußtest, daß du es wollen könntest! Da müßt' ich ein erbärmlicher Stümper sein, wenn ich's nicht einmal so weit gebracht hätte, einen Sohn vom Herzen des Vaters loszulösen, und wenn er mit ehernen Banden daran geklammert wäre!“

Und so fort mit krampfhaft gefurchter Stirn, mit rollenden Augen, mit immer wilderen Mundverzerrungen, immer tollerem Armschlenkern, die Stimme dumpf bald und bald schrill und dann sich überschlagend — den ganzen langen ersten Monolog Franz Moors bis zu den Schlußsätzen:

„Frisch also! Mutig ans Werk! Ich will alles um mich her ausrotten, was mich einschränkt, daß ich nicht Herr bin! Herr muß ich sein, daß ich das mit Gewalt ertrotze, wozu mir die Liebenswürdigkeit gebricht ...“

Er schwieg erschöpft, wischte sich den Schweiß von der Stirn, der dort in hellen Tropfen stand, und starrte erwartungsbang auf Kralitschek, den Gewaltigen.

Der löste seine bisher unbeweglich starre Miene in ein ironisches Lächeln auf:

„Aha! Sie wollen also Schauspieler bei mir werrden, Herr Leimund?"

„Ja. Es ist mein sehnlichster Wunsch."

„So. Diesen Wunsch kann ich freilich nimmerrmehr errfüllen."

„Herr Direkt . . ."

„Sie haben nämlich nicht das mindeste Talent. Nicht die Spurr von Talent."

Dem Jüngling flimmerte es vor den Augen, die Wände des Zimmers begannen sich ihm zu drehen, die Möbel einen tollen Reigentanz anzuheben. Er griff sich in die Haare, er griff sich an die Stirn, glaubte zu träumen, glaubte mißverstanden zu haben.

Aber unerbittlich fuhr Herr Direktor Wenzel Kralitschek fort:

„Ihr Frranz Moor ist kein genialer Bösewicht, sondern ein Verrrückter. Vom Geiste der Rrrolle haben Sie keine Ahnung. Aber einen Sprrrachfehler haben Sie dafürr, in Wien heißt man's, glaub' ich, ein Hölzel. Hat Ihnen denn das noch niemand gesagt?"

„Ich — ich weiß nicht", stammelte Ferdinand; er hatte die Frage kaum verstanden, so betäubt war er. „Darf — darf ich nicht — nicht bei Ihnen auftreten, Herr Direktor?"

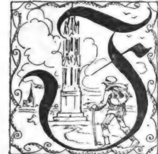
Der Gewaltige reckte sich hoch empor, wölbte seine Brust, steckte seine Rechte zwischen die beiden ausgefransteſten Knopflöcher seines Leibrockes, stemmte die Linke in die Hüfte und sprach feierlich:

„Was denken Sie von mir? Nimmerrmehrr würde ich den sauerr errworrbenen Ruf meines künstlerrischen

Unternehmens so leichtfertig aufs Spiel setzen! Nimmerrmehrr ein hochzuverehrendes Publikum so unverrantwortlich enttäuschen und beleidigen! Nimmerrmehrr! Sie sind kein Schauspieler und werden niemals einer werrden, Herr Leimund. Ich hab's gesagt. Adieu!"

Die Tür des Zimmers stand offen. Wenzel Kralitschek hatte sie geöffnet.

## 6.



Ferdinand stand wieder auf der Straße.

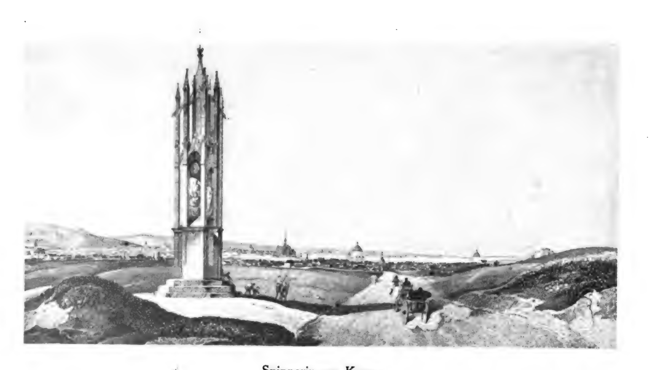
Wie war er dahin gekommen? War er gegangen, geglitten, geschwebt, gestürzt? War es Morgen, Mittag, Abend oder Nacht? Waren Minuten verstrichen, waren's Jahrtausende? Oder hatte die Zeit den Krebsgang angetreten und ihn plötzlich in eine versunkene Urwelt zurückversetzt? Sah er Häuser und Bäume, Menschen und Pferde vor sich oder Gletscher und Steppen, Larven und Gespenster? Wandelte er noch auf der Erde oder lag er schon klaftertief unter ihr? Rauschte, brauste, donnerte es rings um ihn oder herrschte Totenstille? Stand die Sonne noch oben am Himmel? War sie für ewig hinabgesunken? Zeigten all die sonderbaren Wesen, bald riesengroß, bald zwerghaft klein, bald ängstlich nah, bald meilenfern, mit Fingern auf ihn oder blickten sie durch ihn hindurch, als ob er gar nicht vorhanden wäre? Setzte er Fuß vor Fuß aus eigenem Willen oder zog ihn einer an Drähten? Eins, zwei ... eins, zwei ... Wohin sie mich tragen werden, diese zwei Beine, darauf bin ich neugierig und sonst auf gar nichts mehr ...



Digitized by Google

Nun geht's wohl bergauf... Es kann aber auch bergab sein... Da links im Tale scheint eine große Stadt zu liegen, richtig, Wien heißt sie, hat sie einst geheißen, so sagt man... Dort rechts im Weiten — Erhebungen, Berge, Ber — ge... Und hier vor mir ein Turm... Nein, kein Turm... eine Säule... ein Kreuz... eine steinerne Spinne... eine Spinnerin... Kreuzspinne... Spinnenkreuz... Spinnerin am Kreuz! Und knapp daneben... ein Hügelchen... ein zweites... Ja freilich, ja natürlich... das Hochgericht... der Galgen... Verurteilte... zum Tode Verdammte... Wer ist heut' dem Henker verfallen? Wer sonst als — ich! Ich! Oder doch nicht? Aber nein, das ist gar keine Richtstätte... das ist ein Theater... eine Bühne... ja, eine Bühne! G'rad' tritt einer auf... Wie ein Handwerksbursch ist er gekleidet... Täuschend echt gekleidet... Wachstuchhut und Knotenstock und Ränzel... Jetzt setzt er sich auf die Säulenstufen... Jetzt steht er wieder auf... reckt sich empor... schreibt, kritzelt an die Säule... schaut lange auf die Stadt dort unten, die sie Wien nennen... Jetzt hält er wohl einen Monolog... Bravo! Bravo! Jetzt fährt er sich über die Augen... Und jetzt schwenkt er den Hut zum Lebewohl und tritt ab... Der Vorhang fällt...

Zweiter Akt... Jetzt komm' ich dran... Herr Ferdinand Leimund — aber nein, Raimund, Rrraimund... Hölzel hab' ich doch keins im Munde, das hat mir noch niemand gesagt, Herr Direktor... Aber zum Schauspieler nicht das mindeste Talent, nicht die Spur von Talent...? Das wollen wir erst sehen, Herr



**Spinnerin am Kreuz**
zu Anfang des 19. Jahrhunderts

Digitized by Google

Digitized by Google

Direktor: „Tröste dich, Alter! Du wirst deinen Sohn nimmer — nimmer ...“

Der siebzehnjährige Ferdinand, totenblaß, verwirrt und verstört, mit bestaubten Schuhen und in Unordnung geratenen Kleidern, wankt auf die alte, verwitternde und zerbröckelnde gotische Säule zu, von der aus schon so mancher Abschied genommen hat, für kürzere oder längere Zeit oder auch für die Ewigkeit, und sinkt auf die Steinstufen, wo eben noch der unbekannte Handwerksbursch gesessen. Und starrt vor sich hin und läßt das blonde Haupt sinken, tiefer, immer tiefer, und bricht mit einemmal in bitterliches Weinen aus.

Knarrende Lastwagen rollen an ihm vorbei über die Höhe, nach Westen, gegen die Stadt, nach Süden, nach Osten, aus der Stadt. Das Firmament hat sich umdüstert, ein kühler Wind erhebt sich ...

Endlich erhebt sich auch er. Nun ist er ein wenig ruhiger und hat seine Gedanken mit Mühe gesammelt. Zurück, nach Hause, zu seinem Meister will und kann er nimmermehr. Was soll er dem als Grund seines Verschwindens, seines Ausbleibens angeben? Soll er um Verzeihung bitten, Besserung geloben? Sich schelten lassen wie ein dummer Bub und dann sich in Gnaden wieder aufnehmen lassen? Und sich verlachen, verspotten lassen ob des mißlungenen Bubenstreiches, von seinen Arbeitskollegen und von — Fanni? Nein, die Brücke ist abgebrochen und bleibe es. Nun gibt es kein Zurück mehr, nur ein Vorwärts. Meidling ist nicht die Welt und eines Mannes Rede keines Mannes Rede. Und in der engsten Heimat ward schon so mancher mißkannt.

Dort im Osten, wo die sanftgewölbten nebelblauen Kuppen schimmern, ist der österreichischen Heimat Grenze, dort beginnt das freie Ungarn. Dort fragt man wohl nicht lang nach Herkunft, dort weiß niemand, was man daheim gewesen, dort vielleicht gilt der Mann, was er ist. Vielleicht blüht in der Fremde das Glück. Frisch auf die Wanderung! ... Nichts hat er für diese Wanderung als sein dünnes, abgetragenes Kleid und im Sack ein paar mühselig ersparte Groschen; sonst nichts, nicht einmal einen Wanderstecken. Und — just fällt es ihm ein und schmerzt besonders — auch nicht seine liebe Geige ...

Aber trotzdem: Nicht mehr umkehren, nur vorwärts, vorwärts!

Nicht mehr zurückdenken, nur vorwärts, vorwärts!

Also frisch nach Osten, schnurgerad, querfeldein, ist's auch im Anfang mehr ein Stolpern, als ein Laufen oder Gehen. Über Hecken und Graben mit raschem Sprunge in eine breite, staubige, beiderseits mit Bäumen besäumte Straße, die Laxenburger Allee. In ihr ein Stück nach Süden, wider Willen, dann aber den weidenumstandenen Liesingbach entlang, unter dem vielbestaunten und vielbeschriebenen, gewaltigen Aquädukt des neuen Wiener Neustädter Kanals hindurch, rasch und rascher auf das Ziel zu.

Vor einer Mühle laden sie Säcke ab — eine Frage ist frei: Wie heißt das Dörfchen dort vorn? — Kledering. — Und die größere Ortschaft dort links? — Schwechat halt. — Also auf dem richtigen Wege ... Vielen Dank ... Wenige Minuten später liegt die offene,

ebene Landstraße, die Hauptpoststraße nach Ungarn, vor dem flüchtigen Wanderer.

Keine Rast, keinen Augenblick hatte er sich bisher gegönnt, sondern seinen Schritt beschleunigt, als fürchtete er, daß ihn sein plötzlicher Entschluß reuen könnte, solange es noch Zeit zur Umkehr.

Drei Uhr war nun vorüber, die Zeit, da die Lehrlinge und Gesellen des Zuckerbäckermeisters Jung ihre Jause erhielten, und keine schlechte, noch karge Jause. Dem jugendlichen Wanderer, der seit dem vorigen Abend nichts gegessen, hätte eine noch so bescheidene Mahlzeit recht wohl getan. Aber anstatt in einem der drei Brauhäuser oder im Kaffeehause des Ortes Schwechat einzukehren, trat er durch das stets offene Seitenpförtchen in die kühle, dunkle Pfarrkirche und stärkte bloß seine Seele.

Dann schnallte er den Leibriemen fester und machte sich von neuem auf den Marsch, einen Frachtwagen nach dem anderen überholend und viel zu sehr mit sich und seiner Zukunft beschäftigt, als daß er den Versuch gemacht hätte, ob nicht einer der Kutscher menschenfreundlich genug wäre, ihn „aufsitzen" zu lassen.

Der uralte, massive Torturm an der Brücke über die Fischa, der kuppelbedachte Marktturm von Fischamend mit seinem eisernen Fisch als Wetterfahne hätte wohl unter anderen Umständen seine Aufmerksamkeit und Wißbegierde erregt. Diesmal jedoch, der laue Abend dämmerte bereits, lenkte er den müden, schleppenden Schritt gradaus nach dem nächsten Wirtshaus, das innerhalb des Tores lag.

Ein großer, stark gebauter, schön verzierter und wohl in Stand gehaltener Reisewagen, mit zwei Braunen bespannt und nach Wien hin gerichtet, stand vor dem Tore, der Kutscher mit dickem, schwarzem, nach oben gewichstem Schnurrbart und kurzem geflochtenem Haarzopf, in einen fast bis zu den Knöcheln reichenden, grünen, dunkelrot verschnürten Pelz gehüllt, saß auf dem Bänklein am Eingange, ein volles Glas Wein neben sich, ein Messer, eine riesige Schnitte Brot und ein nicht viel kleineres Stück Speck in den Händen.

Bei diesem Anblicke siegte in dem siebzehnjährigen Ferdinand das Gefühl, das er bisher standhaft hinabgekämpft hatte, mit unwiderstehlicher Macht über alle andern: der Hunger.

Schnell trat er in die Gaststube — sie war leer; das Honoratiorenstübchen daneben desgleichen, die Küche nicht minder. Keine lebende Seele zeigte sich, ein erfreulicher Beweis für das Vertrauen der Besitzer und die Ehrlichkeit der Besucher, unerfreulich jedoch für den nach irgend einem Bissen schreienden Magen Ferdinands.

Er wendete sich wieder ins Freie und wendete sich mit höflichem Gruße an den kauenden und schmatzenden, bezopften, pelzverwahrten Rosselenker: Ob er etwa wisse, wo der Wirt zu finden?

Der Gefragte zog die Achseln hoch und erwiderte etwas, das zwar recht laut, aber für Ferdinand vollkommen unverständlich war.

So ging er zurück in den Flur und zögernd die steilgewundene Holztreppe hinan. Sie führte ohne Absatz

zu einer Tür im ersten Stocke, durch die eine rauhe, dabei offenbar vergnügte Stimme hörbar war.

Ferdinand klopfte, schüchtern zuerst, dann etwas stärker.

„Tessek! Herein!" erscholl es von innen, so kräftig, daß er fast zusammenfuhr. Nun nahm er den Hut ab und klinkte auf.

In dem kleinen, aber ungemein sauberen und behaglichen, von vier Kerzen schier verschwenderisch beleuchteten Gemache saß am blütenweiß gedeckten Tisch ein kahlköpfiger Herr mit rundem, rotem Gesicht und starrem, schwarzem Schnurrbart, der eine Flasche Wein vor sich hatte und mit Messer und Gabel in einen dampfenden Braten einhieb — bis auf den fehlenden Zopf eine zweite Ausgabe des Kutschers vor dem Tore, wie es Ferdinand schien, aber eine vornehmer ausgestattete, eine Luxus- oder Liebhaberausgabe sozusagen statt jener volkstümlichen. Neben ihm, nämlich in so respektvoller Entfernung, wie die Enge der Stube gestattete, stand in weißer Schürze, die Arme in die Seiten gestemmt, eine kugelrunde, kleine Frau zwischen Vierzig und Fünfzig und sah dem Schmausenden hochbefriedigt zu, unverkennbar die Wirtin.

Beide blickten erstaunt auf den fremden Eindringling.

Der verbeugte sich und sagte:

„Bitte vielmals um Entschuldigung — aber es war niemand unten."

„Wünscht der Herr was zu essen?" fragte die Wirtin.

„Ja," stammelte Ferdinand, griff dabei unwillkürlich nach der Tasche, in der sein mageres Geldbeutelchen stak,

und errötete gleich darauf heftig, „ja — wenn ich ein Stück Brot und Käs' ...“

„Geh' der Herr nur hinunter in die Gaststub'n,“ sagte die Frau mit gemäßigter Höflichkeit, „ich komm' gleich nach.“

Ferdinand verbeugte sich abermals und wollte dem Rate folgen — da rief ihn der Zechende, nachdem er sich befriedigt den Mund gewischt, in fremdartig gefärbtem Deutsch an:

„Holt aus! Warum soll junger Herr hinuntergehn? Ist jo Plotz genug do, soll do blaiben. Haißt dos, wonn Sie nichts dogegen hoben, Frau Wirtin!“

Die Wirtin beeilte sich, dem noblen Gaste die gewünschte Zustimmung zu erteilen, der aber betrachtete sie wohl als selbstverständlich und fuhr fort:

„Nehm' Er sich ainen Sessel, nehm' Er Plotz. So, jo. Ich bin ain Fraind von Dischkurieren — sogt mon Dischkurieren, jo? Also — wo kommt Er her, junger Herr?“

„Von Wien, Euer Gnaden“, antwortete Ferdinand, dem das ganze selbstbewußte Benehmen des stattlichen Herrn imponierte, noch mehr aber die Schüsseln mit Fleisch und Kartoffelsalat, die jener, nun offenbar gesättigt, beiseite schob.

„Von Wien, so? Dos ist sehr gut! Dort soll ich hin, haite noch, wird aber wohrscheinlich nix draus werden. Hob' ich mich in Petronell bißl zu long aufgeholten, ist holt guter Fraind von mir dort und sehr guter Wein. Hohoho!“

Er lachte dröhnend, schenkte sich aus der Flasche ein, verschluckte sich und trank zur Beruhigung nochmals:

„Ist der hier auch nit schlecht. Gefollt mir überhaupt hier ausgezeichnet. Wird schon sain, daß Janosch ausspannen muß und ich hier übernochte. Hohoho! Haißt dos, wonn mich Frau Wirtin beholten will."

Die Wirtin versicherte schnell, daß es ihr eine besondere Ehre sein werde. Der Gast schien auch das selbstverständlich zu finden und wollte eben wieder das Wort an Ferdinand richten, als dieser, unfähig, sich länger zu bezwingen, sagte:

„Könnt' ich jetzt mein Brot — und meinen Käs' ..."

„Gleich geh' ich!" sagte die Wirtin und wendete sich zur Tür.

Aber der gesprächige Herr hielt sie auf:

„Bleib' Sie do! Brot liegt hier — und Käs' — no, Käs' konn Sie jo später bringen, wonn der Herr so ain großer Fraind von Käs' ist. Ober — will der Herr nit früher ain Stückl Schweinernes essen? Und Solot? Jo? Ober bitte! Bedien' Er sich!"

Und als Ferdinand zögerte, sprach er gönnerhaft weiter:

„Kain' Schenierer, bitte — sogt mon so in Wien, jo? Greif der Herr zu, hob' ich olles bezohlt. Haißt dos, werd' ich donn olles bezohlen, notürlich! Hohoho!"

Der müde, hungrige, siebzehnjährige Ferdinand hielt es durchaus für unangebracht, sich länger zu zieren. Daß Teller und Eßbesteck, die ihm der freundliche Bewirter hinschob, bereits von diesem gebraucht waren, verursachte ihm keinerlei Bedenken oder Aufenthalt.

Nach zehn Minuten war weder vom Schweinsbraten, noch vom Salat das geringste Restchen mehr übrig.

Der kahlköpfige, rotgesichtige, schnurrbärtige Herr hatte ihn mit Wohlgefallen beobachtet.

Jetzt sagte er:

„Kriegt mon förmlich naien Appetit und Durst, wonn mon Ihm zuschaut. Bring' Sie, bitte, frische Butellje, Frau Wirtin! Und zweites Glasel!"

Die Wirtin beeilte sich, den Auftrag auszuführen, und zeigte nicht übel Lust, dem ungleichen und nicht ganz gewöhnlichen Paare weiterhin Gesellschaft zu leisten. Zu ihrem lebhaften Bedauern jedoch wurde sie gerade jetzt durch ein Lärmen unten in der Gaststube abberufen, eine hungrige und durstige Gesellschaft von Bauern aus der Umgebung, die lang nicht so geduldig waren wie vorhin der jugendliche Fußwanderer aus Wien.

Der aber war nun wieder allein mit seinem freundlichen Gastgeber, der ihm aus der neuen Flasche das Glas füllte:

„Trink Er! Schönes Ungarlond soll leben! Und schöne Wienerstodt doneben!"

Ferdinand tat gern Bescheid. Der Wein war freilich ein bißchen säuerlich und gar nicht schwer, ihm aber, der fast sein Leben lang bloß Wasser getrunken hatte, stieg er rasch zu Kopfe.

Als daher der Schnauzbärtige sagte: „Und jetzt erzähl' Er! Was ist Er?" — da fehlte nicht viel, so hätte er ihm seine ganze Lebens- und Leidensgeschichte bis zur Tragik der gestrigen und heutigen Ereignisse offenherzig und haarklein berichtet.

Allein ein Rest von zurückhaltender Selbstbesinnung, ein Mißtrauen und Schamgefühl, durch eben jene Ereignisse geweckt und genährt, hielt ihn davon ab, so daß er nach einigem Überlegen bloß kurz und bestimmt sagte:

„Ich bin Schauspieler."

Der andere riß die Augen auf und fragte nochmals:

„Wos ist Er?"

„Schauspieler", wiederholte Ferdinand.

„Aber nain! Dos is jo sehr gut! Dos is wirklich ausgezeichnet! Schauspieler!"

Ferdinand wußte nicht recht, warum diese Auskunft das Staunen des gutmütigen Fremden erregte, auch nicht, ob er es durchaus günstig deuten solle. Da fuhr dieser fort:

„Also dos muß Er mir bewaisen! Wonn Er Schauspieler ist, dann muß jetzt Er mir wos zum Besten geben!"

Ferdinand begann sich äußerst unbehaglich zu fühlen. Die Aufforderung kam ihm nichts weniger als gelegen. Verweigern konnte er seinem Gönner wohl kaum dies immerhin wohlfeile Entgelt für das bisher unentgeltlich Genossene. Aber den großen Monolog des Franz Moor, mit dem er am Morgen solchen Mißerfolg erlitten, jetzt am Abend zu wiederholen, fühlte er keine Lust. Oder sollte er's doch?

Sein Wirt machte den Zweifeln ein Ende, indem er sagte:

„Aber nichts Trauriges, dos bitt' ich mir aus. Je lustiger, desto besser. Und donn — wonn möglich was Gesungenes. Konn Er singen?"

Ferdinand glaubte es zu können, obwohl er außer

der Schule noch wenig Gebrauch von dieser Gabe gemacht hatte. Also jetzt wußte er wenigstens genau, wohin des Fremden Wünsche zielten. Wenn er sie nur auch erfüllen konnte! Es war ihm plötzlich zumute, als ob von dieser neuerlichen Probe darstellerischen Talentes viel für ihn abhinge. Er strengte sein Gedächtnis an, da fiel ihm ein heiterer Zweigesang ein, den er vor ein paar Jahren im Bürgerspitalhause von einem blinden alten Harfenisten und seiner Begleiterin gehört hatte. Rasch überschlug er im Geiste, was davon in seiner Erinnerung haften geblieben. Und siehe, es war der größte Teil des Duetts. Was ihm entfallen, das getraute er sich immerhin durch eigene Erfindung wohl oder übel zu ergänzen. Er sprang auf, trat möglichst weit vom Tische weg in den Hintergrund des kleinen Gemaches, fast bis zur Tür, legte sein jugendliches Gesicht nach Möglichkeit in greisenhafte Falten und sang mit der Geziertheit eines verliebten, alternden Gecken:

„Du mein Engel! Mein Vergnügen! Meine Lust!
Könnt' ich dir mich endlich schmiegen an die Brust!
Lang hab' ich dich schon geliebet,
Doch du hast mich stets betrübet
Unbewußt!"

„Bravo!" rief der glatzköpfige Magyar und beugte sich im Stuhle vor, gespannt an Ferdinands Munde hängend.

Der fuhr, seine hochmütig-schnippische Miene aufsetzend und seine Stimme fast bis zur Fistel emporschraubend, fort:

„Bist du denn schon ganz verrücket, alter Mann?
Oder hat dich Wein verzücket? Schau' dich an!
Wisse, daß zu solchen Ränken
Und zu deinen dummen Schwänken
Ich bloß lachen kann!"

Der Zuhörer platzte dröhnend heraus:
„Bravo! Bravo! Sehr gut!"
Und eine zweite, weibliche Stimme sekundierte:
„Wirklich gut! Bravo!"

Die runde Wirtin hatte sich hinter Ferdinands Rücken durch den Türspalt gezwängt und blieb nun, auf das Weitere begierig, an der Wand stehen.

Durch so viel Beifall ermutigt, sang Ferdinand von neuem im Tone des Alten:

„Ei, mein Schatz, nicht so vermessen! Spar' den Scherz!
Deiner werd' ich nie vergessen, denn mein Herz
Muß, seitdem ich dich gesehen,
Lichterloh in Flammen stehen...
Welch ein Schmerz!"

Und darauf im Tone der jugendlichen Schönen:

„Armer Alter, deine Triebe dauern mich.
Mir ist deine kalte Liebe lächerlich.
Kannst mein'tswegen nach Ybbs hingehen,
Dich um eine Braut umsehen.
Schäme dich!"

„Bravo!" rief von neuem die Wirtin. „Bra..."
Der Ungar jedoch unterbrach sie kritisch:
„Ybbs? Wos ist in Ybbs?"

Die Wirtin gab rasch Auskunft:

„Ein Greisenasyl! Ein Versorgungshaus für die Wiener Pfründner!"

„Pfründner —?" fragte abermals der Ungar. Und plötzlich in ein dröhnendes Gelächter ausbrechend: „Aha! Versteh' ich schon! Szegény agastyán! Nyomorék! Hohoho! Ausgezeichnet! ... Geht noch weiter?"

Zur Antwort sang der jugendliche Künstler, nun mit ganzem Eifer in seiner dankbaren Doppelrolle:

„Pfui! Was soll ich denn dort machen? So ein Hohn!
Wart' nur! Weißt du meine Sachen? Pension
Krieg' ich bare tausend Gulden
Und ich mach' dich — ohne Schulden —
Zur „Frau von"!

Ach, was nützt mir so ein Titel? 's ist zu dumm!
Ganz umsonst sind diese Mittel. Auch Ihr Ruhm
Scheint mir nicht vom hohen Adel,
Sondern falsch wie Ihre Wadel.
Sei'n Sie stumm!

Nun, so hol' dich gleich der Teufel! Spott und Schand'!
Ich krieg' eine, ohne Zweifel, noch vom Land.
Die wird sich ganz gern bequemen,
Meinen Antrag anzunehmen,
Meine Hand!

Na, ich bin ihr drum nicht neidig, dieser Gans.
Führen Sie sie nur recht zeitig auf den Tanz,

Daß Sie sich nur nicht verspäten
Und, statt tanzen, mit ihr beten
Rosenkranz!"

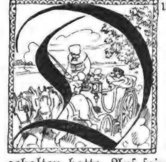
Das Lied war aus, Ferdinand schwieg erschöpft, wischte sich den Schweiß von der Stirn und ging an seinen Platz. Die rundliche Wirtin klatschte begeistert in die Hände. Der freigebige, kunstbegeisterte Magyar aber hielt ihm das volle Glas entgegen:

„Trinken! Austrinken! War sehr schön! Und sehr gut! Er ist ein ausgezeichneter Schauspieler, auf Ehre! Bravissimo, junger Herr!"

Und sich so jäh und laut zur Wirtin wendend, daß diese fast zusammenfuhr:

„Ausspannen! Janosch soll gleich ausspannen! Geben Sie ihm Nochtmohl, bitte, ihm und Pferden auch! Und mir richten Sie Zimmer her mit Bett zum schlafen! Und für jungen Herrn auch! Scheint mir, konn ich sogen: Heureka! Wir blaiben do miteinonder! Holt! Zuerst frischen Wein! Aber guten, besseren, allerbesten, wos Sie hoben! Hohoho! Ausgezeichnet! Wir blaiben beisommen, junger Herr Schauspieler!"

# 7.



urch den herben, zart=nebligen Frühjahrsmorgen rollte auf der Poststraße, die längs dem südlichen Donauufer nach Ungarn führt, ein zweispänniger Reisewagen, der solide und bequeme Wagen, der am Abend vorher vor dem Gasthofe in Fischamend gehalten hatte. Auf seinem Kutschbock saß im verschnürten, dunkelgrünen Pelz der Janosch, in seinem Innern saßen der gastfreundliche Magyar, der Herr von Pogany, Gutsbesitzer aus Preßburg, als den er sich in später Nachtstunde und fröhlicher Weinlaune zu erkennen gegeben hatte, und neben ihm sein Schützling, der Wiener Drechslersohn, gewesene Zuckerbäckerlehrling und künftige Schauspieler Ferdinand Raimund; denn diesen Künstlernamen fortan zu führen, war er jetzt erst recht fest entschlossen.

Die beiden Braunen, die den breiten, offenen, geraden Weg zum heimatlichen Stalle aus mehrjähriger Erfahrung kannten, trabten mit hängenden Köpfen gleichmütig dahin. Der Janosch, dem die Gegend auch nichts Neues bot und der gestern noch den Fischamender Bauern eine kleine Vorstellung gegeben hatte, wie hin=

gebungsvoll und ausdauernd man im schönen Ungarn Wein zu trinken verstehe, machte von Zeit zu Zeit ein Nickerchen. Sein Herr vollends, der da wußte, daß er den Rössern wie ihrem Lenker vertrauen durfte, und der seine Festigkeit auf demselben Gebiete wie Janosch, nur ohne größeres Publikum erprobt hatte, der Herr von Pogany hatte den massigen Körper tief in die weichen Wagenkissen geschmiegt und schnarchte, daß es anzuhören ordentlich gruselig war.

Nur Ferdinand Raimund reiste in völlig wachem Zustande.

Zwar fühlte auch er sein Haupt etwas schwer und benommen von der ungewohnten Menge Alkohols, mit der das gestrige Abendessen und die gelungene dramatische Produktion noch begossen worden war, allein die Fülle und Bedeutung seiner Erlebnisse, sowie die gespannte Erwartung der bevorstehenden ließ ihn an keine nachträgliche Fortsetzung des kurzen nächtlichen Schlummers denken.

Welch ungeheurer Abstand zwischen Morgen und Abend, zwischen der Enttäuschung, die ihm in Meidling, und der goldenen Überraschung, die ihm wenige Stunden später in Fischamend beschieden gewesen!

Nachdem er das Lied vom verliebten, heiratslustigen Alten und der kecken Schönen, die ihm einen Korb gibt, unter dem begeisterten Beifall des vornehmen Gastes beendet, nachdem dieser die Wirtin mit der geänderten Ordre an den abfahrtsbereiten Rosselenker hinausgesendet und, als sie frischen Wein gebracht, abermals deutlich verabschiedet hatte, da — ja, da zeigte es sich, daß

man den Tag vor dem Abend nicht loben, aber auch niemals verwünschen soll.

Er sei, sagte der freigebige ungarische Herr, indem er sich zum fünftenmal die silberbeschlagene Pfeife stopfte, er sei, sagte er paffend, auf dem Wege von Preßburg nach Wien gewesen, um für das Theater in Preßburg einen neuen Schauspieler zu suchen:

„Einen Komiker, wos auch singen kann — no, hát, einen Gesangskomikus, sagt man so?"

Ferdinand Raimund bestätigte mit zitternder Freude, daß dies der richtige Fachausdruck sei.

Er habe nämlich, fuhr der andere gewichtig fort, aus „kedvelés, aus Liebhaberei olsdann" Anteil an der Leitung des Preßburger Theaters, das von einer Gesellschaft reicher und vornehmer, kunstsinniger Kavaliere gehalten und gefördert werde:

„Beste Namen von ganzem Ungarland, junger Herr — no, hát, wird Er — werden Sie ja selber bald kennen lernen wohrscheinlich!"

Ferdinand Raimunds kühne, rosige Hoffnungen stiegen aufs höchste.

An einen älteren, akkreditierten Komiker von einem der Wiener Theater, fuhr der andere fort, habe er weniger gedacht, weil einem solchen das Anerbieten doch nicht verlockend genug sein dürfte — vielmehr an einen Anfänger von anständiger Herkunft, guten Manieren und entsprechender Begabung; doch freilich habe er sich die Schwierigkeiten nicht verhehlt, gerade einen solchen aufzutreiben.

„Aber jetzt," fuhr er mit einem Ausdruck wirklicher

Vornehmheit und Herzensgüte fort, der sein luftgebräuntes, weingerötetes Vollmondgesicht bedeutend verschönte, legte die Pfeife aufs weiße Tischtuch und streckte Ferdinand die Hand hin, „aber jetzt hab' ich richtigen Mann gefunden. Konn ich sagen wie Archimedes: Heureka! Müßte mit Teuxel zugehen, wann ich mich sollte irren. Also wollen Sie mit mir fahren, wann ich morgen früh umkehr' nach Poschonj? Wollen Sie? Zehntausend Gulden Gage kann ich Ihnen natürlich nicht versprechen für Onfong, auch nicht fünftausend, aber Hunger werden Sie kainen leiden in Poschonj. Denn echter Ungar sagt grade so wie echter Wiener: Leben und leben lossen! No, hát, wollen Sie?"

Und ob Ferdinand Raimund wollte! Nicht viel fehlte, und er wäre dem fremden Mann, der ihm erschienen war wie ein Engel Gottes aus lichten Himmelshöh'n, um den dicken Hals gefallen.

Aber er bezwang sich und stammelte bloß:

„O ja ... Sehr gern."

„Also donn: Dictum factum! Das heißt, natürlich, ongaschieren kann ich Ihnen nicht glaich. Sie müssen erst Probespiel holten vor andere Herren Direktoren und donn auch vor Publikum, natürlich. Ober zweifel' ich nicht, daß wird gut ausfallen. Hab' ich schon selber vélemény — wie sagt mon — Beurtailung ... Aber jetzt singen Sie mir noch wos Lustiges!"

Das war freilich leichter gefordert als erfüllt. Ferdinand Raimund durchstöberte abermals sein Gedächtnis. Lange vergebens. Ja, wenn von ihm ein Monolog aus dem „Don Carlos" oder dem „Tell" gewünscht

worden wäre! Aber lustige Lieder ... Schließlich fiel ihm doch noch eines ein, das seine Mutter, als sie noch gesund und lebenslustig war, öfters gesungen hatte:

„Als nun in dem itzgen Jahr
Erster Wiener Jahrmarkt war,
Hatt' auch auf des Marktes Mitte
Amor eine Kramershütte.
Und er bote jedermann
Herzen, Herzen zum Verkaufe an.

Eine Schöne trat hinzu:
Was für Herzen hast denn du,
Sprach sie, darf ich welche sehen?
Alles soll zu Dienste stehen,
Sprach der lose kleine Knab',
Was ich in der Hütte hab' ..."

Auch mit diesem Liede, das unzählige weitere Strophen hatte, erntete Ferdinand den Beifall seines Gönners. Aber jenes erste, gestand der, gefalle ihm doch noch besser. Ob er's nicht noch einmal hören könnte ... Natürlich konnte er das, wie durfte ihm's Ferdinand Raimund abschlagen?

Darauf ließ der Herr von Pogany, Gutsbesitzer von Beruf und Theatermitdirektor aus Neigung, eine frische Flasche Wein kommen und noch eine und abermals eine, und erzählte Bühnenanekdoten, deren Spitze meist in seinem eigenen dröhnenden Gelächter unterging, und versuchte das lustige Lied vom verliebten Alten nachzusingen, und wurde schließlich gerührt und nannte Fer-

dinand Raimund ein- übers andremal seinen „lieben, tairen jungen Fraind".

Und als er nach Mitternacht schlafen ging, da mußte ihn der liebe, teure junge Freund recht fest am Arme führen und sich mit aller Kraft gegen seine Schulter stemmen, sonst hätte vielleicht ein gemeinsamer Sturz über die steile Holztreppe allen Zukunftsplänen ein jähes Ende bereitet.

Aber um halb sieben Uhr morgens pochte der Herr von Pogany bereits an Raimunds Kammertür und bestellte gleich danach mit etwas belegter Stimme ein reichliches Frühstück und verzehrte es mit einem Appetit, der kaum nach dreitägigem strengem Fasten erfreulicher hätte sein können ...

Jetzt allerdings holte er in den Wagenpolstern nach Möglichkeit nach, was er des Nachts versäumt hatte.

Ferdinand Raimund aber wachte und sah mit brennenden Augen in die langsam vorübergleitende Landschaft hinaus und sah sie doch nicht — denn weit dichter als der Morgennebel verhüllten sie ihm die eigenen Gedanken an Vergangenheit und Zukunft, die sich unaufhörlich in seinem Hirne kreuzten.

Was mochten sie wohl zur Stunde in Wien von ihm sprechen? Vielleicht vermuteten sie gar, er habe sich ein Leids getan, vielleicht suchten sie ihn durch die Polizei? Und dann fiel es ihm schwer aufs Herz, daß er seinem Lehrherrn, der doch jahrelang gütig gegen ihn gewesen war, Ärger, daß er der Schwester, die immerhin nach des Vaters Tode sich seiner angenommen, soweit es in

ihren schwachen Kräften stand, Kummer und Sorge bereitet hatte. Zwar hatte er dem Meister Jung ein kurzes, gekritzeltes Lebewohl hinterlassen, das jedoch keine Andeutung enthielt, wohin er sich gewendet, und an Anna vor dem heutigen Aufbruche von Fischamend ein Brieflein gerichtet, das er der Wirtin zur Beförderung übergab; aber ob und wann dieses an sein Ziel gelangte? Auch seines Schulfreundes Pepi Kindler gedachte er, was der etwa sagen werde, wenn er von seinem plötzlichen Verschwinden hörte, und was dessen Mutter, die den Drechslerbuben insgeheim stets als Verlorenen und Verworfenen betrachtet hatte.

Mit dem leichten Sinn der Jugend gelang es ihm in kurzer Frist, sich diesen peinlichen Bedenken zu entwinden. Hartnäckiger haftete in seinem beunruhigten Geiste die Vorstellung einer Person, die es besonders gut mit ihm gemeint und gegen deren Warnungen er ganz besonders gesündigt hatte, des alten Andreas von Seeborn. Der kam wahrscheinlich am ehesten auf die rechte Spur, was aus seinem Schützling geworden, und vor dem fühlte er die meiste Scham und Reue... Scham? Reue? Warum denn? Bewies nicht der unmittelbar bevorstehende eigentliche Beginn seiner neuen Laufbahn, daß nicht immer die schwärzesten Befürchtungen eintreffen mußten, daß vielmehr, was dem einen Unsegen gebracht hatte, dem andern Heil bescheren konnte? Sobald er nur dies Glück, das sich ihm nun greifbar zeigte, fest in Händen hielt, sobald sein Debüt in Preßburg erfolgreich vorüber war, wollte er alles ausführlich an Andreas von Seeborn berichten und

seine Verzeihung, seinen Segen erbitten, die dann gewiß nicht ausblieben.

Daß es schon so weit gewesen wäre! Daß er doch schon auf den Brettern stünde oder wenigstens seine erste Rolle empfangen hätte, seine erste große künstlerische Aufgabe! An Fleiß und Eifer, sie vollkommen zu bewältigen, wollte er es wahrlich nicht fehlen lassen, und darum zweifelte er auch nicht einen Augenblick an dem glänzenden Gelingen.

Wiederum warf er einen Blick voll Dankbarkeit auf den Schlafenden neben sich, den ihm Gott gesandt hatte und seine hochheilige Mutter Maria. Ewig wollte er ihn lieben und ehren, mit Offenheit und Aufrichtigkeit ihm seine Güte vergelten und — diese Aufrichtigkeit, wenn jener erwachte, sogleich beweisen, indem er ihm seinen bisherigen Lebenslauf wahrheitsgetreu darlegte.

Aber mit dem Erwachen des Herrn von Pogany hatte es noch gute Wege. Vorläufig schnarchte er so gleichmäßig weiter, als läge er um Mitternacht daheim in seinem warmen Bette.

Der Nebel hatte sich gehoben, Ferdinand Raimund sah jetzt aufmerksamer in die Landschaft hinaus, linkshin über die Auwälder der Donau, über die Kirchen, Schlösser und Dörfer des Marchfeldes, rechtshin über schier endlos sich dehnende braune Acker- und hellgrüne Wiesenbreiten. Da ließ ein Naturschauspiel von niegesehener, zauberischer Schönheit sein Herz andächtig erbeben: über dem Horizonte, der in ungeheurer Rundung das fruchtbare Flachland begrenzte, getrennt von ihm durch einen dunklen Nebelstreif, von rosenrotem Morgen-

licht bestrahlt und aller Erdenschwere ledig, schwebte in feierlicher Majestät ein Riesenleib, das ungeheure Felsmassiv des Schneeberges. Ein Fürst der Berge, ein König der Alpen! Ein Sinnbild der Allmacht, der Ewigkeit! Und in seiner erhabenen Ruhe ein ergreifender Gegensatz zur Kleinlichkeit und Nichtigkeit alles menschlichen Hastens...

Kaum konnte des Jünglings trunkenes Auge sich losreißen von dem Anblick. Allmählich aber verblaßte dieser und versank wieder.

Zwischen Häusermauern, Stroh- und Schindeldächern rollte nun der Wagen dahin, durch langgestreckte Dorfzeilen, Bauernkinder begafften ihn neugierig, Hühnerscharen stoben vor ihm auseinander, Gänseherden beschnatterten und befauchten ihn. Und abermals die weiße, baumbestandene Landstraße, und abermals eine Ortschaft: Wildungsmauer.

Gleichmütig trabten die Gäule dahin.

Da tauchte mitten aus dem Meer der Felder ein neues Wunderwerk auf, freilich ein viel kleineres, denn Menschenhände hatten es einst geformt — längst erstarrte und vermoderte Hände: Ein ruinenhafter Bau, zwei massige braunschwarze, moosbewachsene Quaderpfeiler, aus Schutt und Geröll emporstrebend, durch einen flachgewölbten Mauerbogen verbunden, hinter der torartigen Lichtung gleich einem kunstlosen Altare ein wuchtiger Steinblock. Ein vereinsamtes Denkmal verklungener Zeitalter war es, das Heidentor, ein Denkmal römischer Soldatenherrschaft über diesen germanischen Gau, eines Triumphbogens oder Tempels oder

Grabgewölbes karger, zerbröckelnder Rest. Wohl wäre auch dieser seit langem verschwunden, moderner Vernichtungsgier anheimgefallen, hätte nicht der Lothringer Franz seine Erhaltung dekretiert — Ferdinand Raimund erinnerte sich, daß es ihnen bei St. Anna vom Lehrer gesagt worden war, und freute sich seines heute lebendig gewordenen Schulwissens.

Und nun erschien, von Baumwipfeln umkränzt, über dem Ufer, unter der Straße, das Schloß von Petronell, wo der Herr von Pogany sich gestern mittags so ausgiebig gestärkt hatte; nun hob sich die pappelbesäumte Straße, weiter und weiter hin erglänzte der inselreiche blaue Spiegel des Stromes, zwischen ihm und ihr wurden abermals, in Gruppen oder regellos verstreut, antike Mauertrümmer sichtbar und verstärkten das Seltsame, Heroische des Landschaftsbildes; auf einem Hügel schwang eine Windmühle ihr Flügelkreuz schläfrig im Kreise; die kahlen Abstürze und Brüche des Hundsheimer Bergzuges bedrängten und zwängten den Fahrweg; und jetzt stieg dieser fast zu der Höhe auf, die der Friedhof, der Karner, die Kirche von Deutsch-Altenburg malerisch krönten.

Leise und vorsichtig, um seinen schlafenden Gefährten nicht zu stören, beugte Ferdinand Raimund sich weit zum Wagenfenster hinaus, das farben- und formenreiche Gemälde näher an sich zu ziehen.

Und als er sich daran satt geschaut hatte und den Kopf wieder nach innen wenden wollte — siehe, da erglänzten in der Tiefe vor ihm, hart am Ufer der Donau, eingeschlossen zwischen einem dichtbewaldeten Schloß-

berge und einem schroffen, kahlen, düster dräuenden Felsrücken, im Frühlingsscheine die zerbröckelnden Mauerzinnen eines uralten Städtchens: Hainburg.

Der Janosch schnalzte fröhlich mit der Geißel, die Pferde griffen flotter aus auf der nun ebenen, schnurgeraden Stromstraße.

Kaum ein Viertelstündchen noch, dann dröhnend und klirrend durch ein dunkles Tor mit verstümmelten steinernen Wächtern und morschem altem Fallgitter, vorüber an Kaufhäusern und Handwerksläden und stattlichen Gasthöfen — vorüber? Nein, denn jetzt fährt der Wagen langsamer, und mit einemmal hält er still vor dem „Goldenen Lamm", und der Janosch springt vom Bock, preßt das bartbuschige, breite Gesicht ans geschlossene Wagenfenster, pocht mit den Knöcheln ans Glas und ruft mit lauter Stimme:

„Uri ember! Uri ember kegyes!"

Der Herr, der gnädige Herr bewegt sich schwerfällig, gähnt, reibt sich die Augen, stößt das Fenster auch auf seiner Seite nieder:

„Wo sind wir — wos? Kutya lanczos, warum hast du mich nicht aufgeweckt in Petronell?"

Der Janosch zuckt ehrerbietig die Achseln und schweigt. Innerlich aber lacht er, denn er weiß schon, warum er's nicht getan: Einem tüchtigen Gabelfrühstück ist er gewiß selbst nicht abgeneigt, nun, das kann man auch hier, beim „Goldenen Lamm" haben. In Petronell jedoch, wo der Herr von Pogany so gute Freunde hat, könnte leicht wieder, wie's bei der Hinfahrt war, aus einem Morgentrunk ein Abendtrunk werden — und der Ja-

nosch sehnt sich schon nach der Heimat und der Herzallerliebsten, der schwarzen Boriska, gleichwie sich die Gäule nach dem gewohnten Stalle sehnen.

Rasch findet sich der Herr von Pogany mit der unerwarteten Sachlage ab. Der lange Schlaf hat ihm neue Eßlust geschenkt; was er in der Küche des „Lammes" persönlich zur Bereitung als zweites Frühstück bestellt, kann ganz gut für ein Mittagmahl gelten, und durchaus kein karges. Die Wartezeit in der geräumigen, kühlen Gaststube, von deren gewölbter, rauchgeschwärzter Decke in zierlichen Glaskästchen die Innungszeichen der Zimmerleute, der Faßzieher, der Bootsmacher herabhängen, füllt er durch Schäkern mit den beiden hübschen Wirtstöchtern, denen der reiche, lustige Herr ein alter Bekannter ist, und durch gründliche Erprobung der Güte des Hainburger lichtroten Rebensaftes aufs angenehmste aus. An dieser beteiligt sich Ferdinand Raimund fast gar nicht, ihm tun noch die Haare von gestern weh. Aber daß von den Töchtern des „Goldenen Lammes" besonders die eine, die hochbusige Mirzl, keinen Vergleich mit des Zuckerbäckers Jung grausamer Fanni zu scheuen braucht und dabei viel treuherziger ist als diese, stellt er ganz entschieden fest. Und zum essen läßt er sich nicht nötigen, das hieße die Kochkunst der Mutter dieser Prachttochter beleidigen.

Richtig haben sie schon Mittag von der Hainburger Pfarrkirche geläutet, ehe man wieder im Reisewagen sitzt.

Aber nun treibt der Herr von Pogany zur Eile an.

Jetzt ist er gründlich erfrischt und, nachdem er sich die silberbeschlagene Pfeife frisch gestopft hat, gern bereit, seines Schützlings Lebensbeichte anzuhören.

Als er sie gehört, spricht er bedächtig:

„Also, pajtás — Kamerad, sagt man — wos geschehen ist, ist geschehen, und wos sain muß, muß sain. Ducunt volentem fata, nolentem trahunt. Gescheiter Mensch denkt niemals an Vergangenheit, aber stets an Zukunft. Dank' ich Ihnen, daß Sie mir haben alles gesagt, hab' ich übrigens nicht anders von Ihnen erwartet. Papiere werd' ich Ihnen verschaffen in Poschonj, Stadthauptmann ist guter Fraind von mir. Gestohlen haben Sie ja nix. Hauptsache ist, daß Sie anderen Herrschaften auch so gut gefollen wie mir. Freu' ich mich schon ungeheuer auf erstes Auftreten. Poschonj ist wunderschöne Stadt, wird Ihnen sehr gut gehen dort. Ungar liebt Wein und Wiener, Ungar liebt daitsche Kunst, Ungar hört gern singen und locht für Leben gern. Müssen sich halt alle Mühe geben. Was Pogany für Ihnen tun kann, wird Pogany tun."

Ferdinand Raimund ergriff die neben ihm auf dem Sitze liegende braune, haarige Rechte. Und wenn er sich auch bezwang, sie zu küssen — geschämt hätte er sich dessen wahrhaftig nicht — so drückte er sie doch voll Inbrunst.

Alleebäume zu beiden Seiten, breitästige Linden, dazwischen weißblühender Ahorn, dann eine lange, lange Dorfstraße.

„Wolfsthal", erklärte Herr von Pogany. „Allerletzter österreichischer Ort. Gleich kommen wir an

ungarische Grenze, in schönes, heiliges Ungarland ... Und dorten — figyelem! Achtung! Schauen Sie, pajtás, schauen Sie geschwind! Dorten ist Schloßberg von Poschonj!" Seine Stimme zitterte vor Rührung, als erblickte er nach jahrzehntelanger Abwesenheit zum erstenmal die teure Heimat wieder. „Sehen Sie großes, prachtvolles königliches Schloß oben? Ist schon in graue Altertum gegründet worden — von König Istvan wahrscheinlich, aber weiß man nicht genau. Fürst Palffy Pál hat ihn umgebaut und dann wieder vor fufzig Jahren Königin Maria Theresia. Ist so schön und interessant wie — no, hát, fast beinahe wie alter Steffel in Wien."

Ferdinand Raimund drückte seine Bewunderung und seine Breitwilligkeit aus, es recht bald zu besichtigen.

Doch da kniff sich erstaunlicherweise sein Gönner ins Ohr und sah eine Weile tiefsinnig die Nase entlang. Dann sagte er bedachtsam:

„No ja, wird sich schon finden früher oder später. Ist nämlich so Sach' für jungen Menschen. Jedenfalls sagen Sie mir, wonn Sie hinaufgehen wollen, damit ich Ihnen beglaite. Allein gehen Sie nicht, lieber nicht!"

„Warum denn?" fragte Raimund erstaunt.

„Warum? No, hát — weil Schloßberg verhext ist!"

Ehe Raimund aus seiner Verblüffung über diese seltsame Auskunft gekommen war, hatte Herr von Pogany sich abgewendet und wies mit ausgestreckter Hand zum Wagenfenster hinaus: Sie waren durch Wiesen und Auen am Ufer der Donau, an der großen Preßburger Schiffbrücke angelangt. Über den flimmernden Wogen

erglänzten im goldigen Sonnenschein die Türme und Kuppeln der ungarischen Krönungsstadt, majestätisch und lieblich zugleich stieg vor ihren Augen das weite Häuserrund von der Ebene zur Höhe hinan.

* * *

Nicht in einem der beiden ersten Gasthöfe von Preßburg, weder bei den „Drei grünen Bäumen" an der Donau, noch in der „Goldenen Sonne" bei der Domkirche hatte Herr von Pogany seinen Schützling auf eigene Rechnung einquartiert, wohl aber in einer anständigen, halb ländlichen Herberge, die stromabwärts gegen die Mühlau zu lag. Die Besitzer waren zwei einfache alte Leute schwäbischer Abstammung und Zunge. Deutsch war überhaupt zu Raimunds freudiger Überraschung das ganze Gepräge der Stadt und ihrer nächsten Umgebung, fremdartig magyarisch oder slowakisch bloß Kleidung und Sprache des niederen Dienstpersonals und der Bauern, die von weiter her zu Markte kamen. Die Fiaker auf dem Theaterplatz luden den Fremden in nicht minder unverfälschtem Wienerisch zur Benützung ihres Fuhrwerkes ein, als die bei der Pestsäule auf dem Graben in Wien: „Fahr'n m'r, Euer Gnaden?" Und beim Abendkonzert auf der Promenade konnte man sich schier nach der Burgbastei zurückversetzt fühlen. Österreichische, wienerische Herkunft war kein Brandmal, sondern eine Ehre, und von Verachtung seines Schauspielerberufes merkte Raimund nicht die Spur. Die Mitglieder des Theaters, von denen er bald einige persönlich kennen lernte, schienen gutgestellte

und bürgerlich ehrbare, wenn auch recht lebensfrohe Leute, die dem jugendlichen Neuling gegenüber weder Eifersucht noch Anmaßung an den Tag legten, das Theater eine anständig geleitete, wohlausgestattete Anstalt. Den reichen ungarischen Kavalieren, die es, wie schon Herr von Pogany gesagt hatte, unterhielten und förderten, den Csákys, Eßterhazys, Erdödys war es ehrlich um die Pflege dramatischer Kunst zu tun und sie hatten es zu einer Höhe gebracht, die wenige Provinztheater erreichten. Seinem Verbande einverleibt zu werden, war zweifellos ein erstrebenswertes Ziel, und gar für einen blutjungen, unbekannten Anfänger.

Schon wollte Ferdinand Raimund dies an Andreas von Seeborn, den Schwarzseher und Unglücksraben, nach Wien schreiben — dann aber verschob er doch den Bericht über sein glückliches Geschick bis nach der Probe, die er vorerst in geschlossener Privatgesellschaft abzulegen hatte und auch tatsächlich am dritten Abende nach seiner Ankunft ablegte. Sein Vortrag des Liedchens vom Herzenverkäufer Amor und des Couplets vom heiratslustigen, abgeblitzten Alten befriedigte trotz gefährlicher Nebenbuhlerschaft gewiegterer Schauspielkräfte die vornehmen Damen und Herren nicht minder, als er im Gasthofe zu Fischamend den Herrn von Pogany befriedigt hatte. Der strahlte voll Stolz über seine Zufallsentdeckung.

Nun wäre Ferdinand vollauf berechtigt gewesen, seinen Sieg nach Wien zu melden. Allein abermals schob er es auf bis zu dem Ergebnisse seines ersten Auftretens vor einem zahlenden, fremden Publikum.

Seine Rolle erhielt er am anderen Tage, die Rolle des Onuphrius in Holbeins noch neuem Lustspiele „Der politische Zinngießer", dessen Preßburger Erstaufführung binnen kurzem stattfinden sollte. Jedoch sie verzögerte sich, durch Opernaufführungen, die einen großen Raum im Spielplane einnahmen, durch Erkrankung eines Hauptdarstellers. So hatte Raimund mehr Zeit, als er erwartet. Er nützte sie vor allem zu eifrigem Studium. All die Unermüdlichkeit, die er als St. Anna-Schüler in heimlicher Abgeschlossenheit an die Verkörperung des Franz Moor und ähnlicher tragischer Bösewichter gewendet, all die Bühnenerfahrung, die er als „Numero" im Burgtheater gesammelt hatte, er widmete sie nun der derbkomischen Rolle, die ihm zugefallen war. Und die kleinen, aber unentbehrlichen Kunstgriffe und Kniffe des Handwerks suchte er seinen Kollegen abzufragen und abzulauschen, die sie für selbstverständlich hielten. Keine noch so späte Stunde, kein Zeustreuungsbedürfnis hemmte ihn in seinem Fleiße. Sein Gedächtnis, dem er sonst jede Riesenaufgabe zutraute, nun prüfte er es ängstlich immer von neuem, jede Geberde übte er zehnmal, den Sprachfehler, den ihm der Meidlinger Theaterdirektor vorgehalten, trachtete er mit selbstquälerischer Beharrlichkeit zu ergründen und zu bessern. Seine Wirtsleute, Herr von Pogany erkundigte sich gelegentlich bei ihnen, waren voll Lobes über den jungen Mieter, dessen Zurückgezogenheit ihnen freilich unverständlich blieb.

Die Zeit aber, die ihm trotzdem noch zur Verfügung stand, verwendete Raimund dazu, die Stadt und ihre

liebliche Umgebung zu durchstreifen und kennenzulernen.

Der Krönungsdom, dessen reichgegliederte gotische Pracht die willkürlichen Zubauten späterer Jahrhunderte nicht gänzlich verhüllen konnten, war sein erstes und dann sein häufigstes Ziel; die ehrwürdigen Kriegstrophäen an den Wänden und Pfeilern, die Grabdenkmale in den Nischen fesselten seinen Fuß und Sinn, vor den Altären sank er in stumme Dankgebete, Raphael Donners Heiliger Martin, der seinen Mantel mit dem Bettler teilt, ward ihm zum Symbol des wackeren Mannes, dem er selbst so viel schuldete. Die kleine, zweitürmige Franziskanerkirche, das Rathaus, das Landhaus und andere Sehenswürdigkeiten erweiterten sein Wissen und befruchteten seine Einbildungskraft. Der Hügel an der Donau, auf welchem die gekrönten Könige von Ungarn vor versammeltem Volke mit dem Schwerte des heiligen Stephan vier Kreuzhiebe nach den vier Himmelsrichtungen führten, zum Zeichen, daß sie das Land in allen Teilen schützen und schirmen wollten, dieses Allerheiligste der magyarischen Nation erfüllte auch den jungen Wiener, der über Nationalstolz und Volksrecht noch wenig gehört oder gedacht hatte, mit ehrfürchtigen Schauern. Und das rege, bunte Treiben an den Ufern des gewaltigen Stromes wie auf seinen grauen Fluten bot ihm Einblicke in das Leben des Volkes, das sich hier, wie stets und überall in der ganzen Welt, wo es gesund geblieben, aus kargen Genüssen und reicher Arbeit mischte und beide mit harmloser Kurzweil würzte. Die

Brückenau wiederum mit ihren vielen Gast- und Kaffeehäusern, Schaubuden, Ringelspielen und Schaukeln war ihm ein kleiner Prater.

Weitere Spaziergänge führten Ferdinand in die ausgedehnten Weingebirge, auf den Kalvarienberg, zum Sauerbrunnen, zum reizenden Aussichtspunkte der sogenannten friedlichen Hütte.

Herrliche, beglückende Frühlingstage waren es für den empfänglichen Jüngling mit ihrer Fülle von neuen und tiefen Eindrücken, in ihrer farbenreichen Abwechslung von lohnverheißender, ja, schon den Lohn in sich bergender Arbeit und willkommener, köstlicher Erholung.

Die Proben im Theater nahmen ihren Anfang, ihren Fortgang und folgten einander immer rascher. Mancher von den Schauspielern nannte sie nachgerade übertrieben und lästig, Ferdinand Raimund aber hätte eine doppelte Zahl und Dauer nicht zu groß gefunden. Den Anordnungen der Regisseure kam er mit unbedingtem Gehorsam nach, gelegentliche Winke eines oder des anderen seiner Kollegen befolgte er willig. Freundliche Aufmunterung vernahm er hie und da, ausdrückliches Lob nur selten, allein er war für jene fast dankbarer als für dieses.

Und endlich erschien der entscheidungsschwere Tag der Erstaufführung und seines ersten öffentlichen Auftretens, ein lauer, blauer, sonnenglänzender, himmelsreiner Lenztag. Ferdinand Raimund sah ihn vom Fenster seines Gasthausstübchens, das sich ostwärts

öffnete, mit einer Ruhe und Sammlung anbrechen, die ihn selbst schier wundernahmen.

Am Vormittag war Schlußprobe. Alles schien vortrefflich zu verlaufen, kein Mißton störte die Harmonie. Nur bedrückten den jungen Neuling einigermaßen das geheimnisvolle Dunkel und die lautlose Stille des leeren Zuschauerraumes, doch die Spannung, die er dem Spiele zuwenden mußte, halfen ihm auch dies Gefühl überwinden. In wenigen Stunden schon, am Abend war es ja ganz, ganz anders . . .

Nach dem Mittagessen, das ihm seine Wirte, um auch für ihren Teil des Tages Bedeutung nach Möglichkeit zu würdigen, besonders reichlich und erlesen bereitet hatten, wollte er seine Rolle noch einmal durchgehen. Doch diesmal siegte sein Körperliches über seinen Geist und Willen: Eine wohlige Ermattung überkam ihn, mitten in der Beschäftigung sanken ihm die Lider.

Aus tiefem Schlaf erwachend, beschloß er, den herrlichen Nachmittag zu einem Spaziergange zu benützen und den Rückweg unmittelbar nach dem Theater zu lenken.

Ohne bestimmtes Ziel die Stadt durchquerend, kam er durch das schmutzige Ghettoviertel ans Wienertor und zu dem steilen Stiegenaufgange, der den Abhang des Schloßberges hinanführte. Das Schloß, dessen Pracht und geschichtliche Bedeutung der Herr von Pogany so sehr gerühmt, hatte Ferdinand Raimund bisher noch nicht besichtigt.

„Ist halt so Sach' für jungen Menschen", hatte jener bei ihrer Ankunft in Preßburg gesagt. „Jedenfalls

sagen Sie mir, wenn Sie hinaufgehen wollen, damit ich Ihnen begleite . . ."

Um diese Begleitung zu bitten, hatte Raimund bisher nicht gewagt. Aber er konnte sich auch nicht vorstellen, daß sie unerläßlich sei.

Wie hatte der Schluß jener Warnung gelautet?

„Schloßberg ist verhext . . ."

Der Jüngling mußte lächeln in der Erinnerung an diesen seltsamen Scherz. Denn ernst nehmen konnte er den Ausspruch doch unmöglich.

Nun, da er am Fuße des angeblichen Hexenberges stand, war seine Neugierde gereizt. Was für Wunderdinge mochten ihn erwarten dort oben im Preßburger Königsschloß?

Entschlossen hügelan steigend, den Blick in die Höhe gerichtet, fühlte er sich plötzlich von einem süßlich-weichen Wohlgeruch umschmeichelt, der mit den herben Frühlingsdüften der grünenden Bäume und Wiesen nichts gemein hatte. Und im nächsten Augenblicke streifte ihn ein Kleid — ein Frauenkleid. Und als er sich jäh zur Seite wendete, streifte ihn ein Frauenblick, ein Frauenblick so heiß und lockend, daß es ihn bang durchschauerte. Ein Mädchen, voll und rund von Formen, seltsam bunt gekleidet, auffällig frisiert und geschminkt, als ginge es zu einem Ballfest am hellen, lichten Tage, trippelte auf hohen Stöckelschuhen an ihm vorüber, verlangsamte den Schritt vor einem der niedrigen Häuschen am Wege, denen er bisher noch keine Beachtung geschenkt hatte, und sah über die

Schulter nach ihm zurück und lächelte mit den blutroten Lippen.

Ferdinand Raimund erschrak: Wo hatte er Ähnliches bereits einmal erlebt? Schon fiel es ihm ein: Im Traum nach jenem furchtbaren nächtlichen Auftritt mit dem kranken Vater, im Traum, der so feenhaft begann und so bedrückend endete.

Es war ihm auch heute, als müsse er fliehen, hinwegeilen, so weit er konnte. Aber er war's auch heute wie damals nicht imstande.

Das Mädchen stand vor dem jungen Toren wie eine Erscheinung aus einer farbigeren, froheren, sorgenloseren Welt und wiegte sich in den Hüften und lächelte und lockte.

Da fühlte Ferdinand Raimund, wie sein Herz in wilden, rasenden Schlägen zu pochen begann und wie ihm das junge, warme Blut brausend zu Kopfe stieg. Und da versank alles um ihn her ins Bodenlose, Stadt und Landschaft, Sonne und Himmel, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, nichts mehr war vorhanden für ihn als das phantastische, verführerische Frauenbild, das seinem betörten Blick Schönheit, Freude und Genuß in sich zu vereinigen schien. Es zog ihn an wie den genarrten Schiffer Magnetberg und Sirenenlied. Er stürzte ihm nach mit geblendeten Augen, fliegenden Pulsen, zitternden Knien. Und stürzte kopfüber in einen wirbelnden, wallenden, brausenden Abgrund von unerhörter, niegeahnter Seligkeit und Sünde.

* * *

Es war Abend, das Preßburger Theater gefüllt von der ersten Parterrereihe bis zum letzten Galeriesteh- platz, die Szene gestellt, der Souffleur im Kasten, die Darsteller auf ihren Posten — alle bis auf einen, den des Onuphrius, Ferdinand Raimund. Der mühte sich in der Garderobe mit bebender Hast, sein Kostüm an den Leib, die Schminke aufs Gesicht zu bringen, und konnte nicht fertig werden damit und stellte seiner Vor- gesetzten und Kollegen Geduld auf die härteste Probe.

Schon hatte man sein Ausbleiben sich nicht mehr erklären können, schon wollte man den Anfang der Vorstellung verschieben und Boten aussenden, den Säumigen zu suchen — als dieser, keuchend vor Eile, eingetroffen war.

Hart fuhr ihn der Regisseur an — da schnitt ihm ein Blick in des Jünglings bleiches, verstörtes Antlitz die Scheltrede entzwei.

„Ja, wie sehen denn Sie aus?" fragte er erstaunt. „Was ist denn Ihnen Schreckliches passiert?" Und dem Übeltäter in die Garderobe folgend, fuhr er mitleidig fort: „Gar so sehr brauchen Sie sich doch nicht auf- zuregen. So was von Lampenfieber ist mir noch nicht vorgekommen. Na, es wird sich schon geben . . . Also jetzt nur schnell, daß Sie fertig werden!"

Raimund machte sich fertig, so rasch er konnte; aber bloß aus Zwang und Pflicht, ohne Freude, ohne Glauben, ohne Hoffnung. Jene Milde schnitt ihm tiefer ins Herz, als es der zornigste Tadel vermocht hätte. Lampenfieber vermuteten sie, Gott sei Dank! Aber es war ja etwas anderes, weit Ärgeres, das ihn mit einem

Schlag umgewandelt hatte. Es war tiefes Schamgefühl, Selbstverachtung, Verzweiflung. Mit diesen Brandmalen auf der Stirn mußte er nun vor das Publikum. Eiskalte Angst umklammerte und schüttelte ihn. Ach — stumm und tot sein, tief unter der Erde liegen — welches Glück! Stier sah er um sich in dem engen, mit Flittertand und grotesken Geräten vollgeräumten Gelasse, ob er denn kein Mittel erspähe, dies gräßliche Glück augenblicks herbeizuzwingen.

Da schrillte die Klingel. Da taumelte er zur Tür. Da wankte er hinaus. Da fiel sein Stichwort.

Er trat aus der Kulisse und stolperte. Er öffnete den Mund und stotterte. Er begann einen Satz und erreichte nicht das Ende. Der Souffleur redete lauter, die Mitspieler sprangen ihm bei. Endlich fand er sich einigermaßen im Texte zurecht. Aber das erste Witzwort, das er von der Zunge zu schnellen hatte, kam träg heraus und fiel bleiern zu Boden. Kein einziger im Publikum lachte. Dafür erzielte bald darauf eine ernst gemeinte Phrase unbeabsichtigte Heiterkeit.

Als Ferdinand Raimund am Schlusse des ersten Aktes allein auf der Bühne stand, da regte sich nicht eine Hand zum Beifallklatschen.

Im Zwischenakte mieden ihn die Kollegen, von ferne sah er sie die Köpfe zusammenstecken und achselzuckend tuscheln.

Bloß der Regisseur sagte im Vorübergehen mit flüchtigem Troste:

„Hoffentlich wird's im zweiten Aufzug besser!"

Allein es wurde nicht besser, sondern eher schlechter.

Das Publikum fühlte sich grausam enttäuscht von dem mit Spannung erwarteten Debüt des jungen Wieners, und schließlich entlud sich sein Unmut in einem scharfen, lauten Zischen.

Als der Vorhang zum letztenmal fiel, da war auch der neue Schauspieler Ferdinand Raimund gefallen.

Vernichtet saß er nun noch immer in der Garderobe, nachdem bereits alle anderen Darsteller das Theater verlassen hatten, und fand noch immer nicht die Kraft, sich auszukleiden und abzuschminken.

Der Garten meines Eden, dachte er unablässig, auf ewig verschlossen, für immerdar verloren; verschlossen, verloren durch meine Sünde, meine Schuld ...

Niemand störte ihn in seiner Einsamkeit, niemand weckte ihn aus seinem dumpfen Brüten.

Doch — einer: der Herr von Pogany!

Mit ernstem, doch keineswegs zornigem Gesicht trat er ein:

„No, hát, was is? Belieben doch nicht hier zu übernachten?"

Ein Hoffnungsfunke entzündete sich in Ferdinands lichtlosem Busen.

Der Herr von Pogany fuhr fort:

„Ist ja gewiß recht unangenehm, was Ihnen passiert ist, hab' ich auch nicht erwartet, können Sie mir glauben. Waren ja heut wie verhext, rein wie verhext, pajtás. Aber Istenem! Cholera oder Genickbruch ist noch ärgeres Malheur!"

Der Hoffnungsfunke in Ferdinands gemartertem Herzen flackerte zum Flämmchen auf. Im nächsten

Augenblicke jedoch erlosch es wie unter einem kalten Strahle:

„Tut mir aufrichtig leid, daß wir Sie nicht ongaschieren können, natürlich nicht, müssen Sie selber begraifen. Ober wos nicht ist, kann werden, später einmal. Ungarland ist sehr groß, probieren Sie halt wo anders. Rechnung in Wirtshaus zahl' ich für Ihnen, Mantel, was ich Ihnen hab' gekauft, können Sie mitnehmen, Reisegeld gib ich Ihnen auch. Da! Sind zwanzig Gulden, zählen Sie nach . . . Also nur nicht Kopf hängen lassen, pajtás, das ist allerweil Hauptsach'... Geben Sie mir Hand! Leben Sie wohl! Und Kopf in Höh'! Fortes fortuna adjuvat!"

## 8.



um sechstenmal hatte der Lenz die Erde in ein duftend Blütenmeer verwandelt, der Sommer eine kleine Zahl der Blüten zur Entfaltung und zur Reife, eine unendlich größere zum Welken und Dorren gebracht, der Herbst seinen Erntesegen über manchen Würdigen und Dürftigen und über viel mehr unwürdige Vergeuder geschüttet, der Winter Wald und Flur und Berg und Tal in sein eisiges Leichentuch gehüllt, das doch ohnmächtig war, das Wiederauferstehen zu verhindern; zum sechstenmal waren Ostern und Pfingsten gekommen, war der Weihnachtsengel herabgeschwebt, um des Friedens Botschaft zu bringen, die stets an taube Ohren hallte; zum sechstenmal hatten die Menschen eine abgebrauchte Jahresziffer mit einer neuen, unverbrauchten vertauscht, diesen urgewohnten Tausch wie ein unerhört freudiges Ereignis, ein nie gehofftes Himmelsgeschenk begrüßt und dabei dem Nachbar all das Gute gewünscht, das sie keinem als sich selbst gönnten: zum sechstenmal, seitdem der Zuckerbäckerlehrling Raymond, seinen welschklingenden Namen in einen deutschen verwandelnd, den Posten und die Hei-

mat im Stiche gelassen hatte, um wie der Wandervogel frei und ungebunden in der weiten Welt sein Schicksal zu erproben.

Längst waren die Wellenkreise, die dieser Fall im eng umgrenzten Bezirke geworfen und gezeichnet hatte, verebbt, geglättet, waren die Erregungen, die dem Geschehnis folgten, besänftigt.

Der Zuckerbäcker Jung dachte immer seltener an seinen verläßlichsten „Numero", und wenn er einmal seiner gedachte, dann tat er's ohne die bitteren Vorwürfe von Undankbarkeit und Treulosigkeit, mit denen er anfangs in der Werkstatt und am Stammtisch so verschwenderisch freigebig gewesen; die hübsche Fanni, der das Verschwinden ihres so feurigen wie täppischen jugendlichen Liebhabers im ersten Augenblicke einige Selbstanklagen beschert hatte, bewahrte es nun höchstens als ein romantisches Abenteuer in ihrer Erinnerung, dessen aufregende Umstände, wie sie sie ihrem eifersüchtigen anerkannten Bräutigam, einen wohlhäbigen, frühgealterten Hausherrnsohne, hie und da lebhaft schilderte, mit der verblaßten Wirklichkeit nicht gar viel gemein hatten; die Schwester Anna, verehelichte Benesch, Schneidermeistersgattin und zweifache glückliche Mutter, war mit dem Bruder zugleich die Sorge für ihn losgeworden und fand vor anderen, neuen Sorgen keine Zeit, ihre Geschwisterliebe mit jener wägend zu vergleichen; Andreas von Seeborn stand an der Schwelle jenes Greisenalters, da der Gedanke an das unausbleiblich Kommende alle Gedanken an Gewesenes allmählich erdrückt und das

Dunkel des Reisezieles auch die liebsten Reisegefährten zu verschwimmenden Schatten macht; Pepi Kindler aber, Ferdinands Kamerad und Schulfreund, weilte selbst nicht mehr an den stillen Stätten, die ihm den Verschwundenen ins Gedächtnis gerufen hätten, sondern schwamm im reißenden Strome des Lebens, dessen hochgehende Wogen seiner Brust, seinen Armen, seinem Kopfe täglich und stündlich so viel Anstrengung zumuteten, wie der Kräftigste nur immer zu leisten vermag.

Die übrigen Wiener aber, für die der doppelt verwaiste Drechslersohn ohnehin eine Null, ein Nichts, ein Unbekanntes und des Kennenlernens Unwertes gewesen war, hätten seiner wohl auch dann kaum mehr gedacht, wenn er ehemals zu den Zierden der Stadt gezählt hätte.

Ganz andere, wichtigere, bedeutendere Ereignisse vollzogen sich rings um sie, in nächster Nähe wie in weiter Ferne, aber selbst die fernsten von diesen griffen unerbittlich in ihr Leben und Geschick und ließen sie bald schaudernd erbeben, bald hoffnungsbang aufatmen.

Abermals ist Kaiser Franz aus seiner getreuen Wienerstadt geflohen, abermals sitzt Kaiser Napoleon finster und prächtig trotz aller gesuchten äußeren Bescheidenheit im Schlosse zu Schönbrunn. Aspern dämpft seine frevlerische Überhebung, Wagram stachelt sie zu nie erreichter Höhe. Peter Thell, der Tischler und Bürgerwehroffizier, und Jakob Eschenbacher, der Sattlermeister von der Wieden, fallen seiner grausamen Rachsucht zum Opfer, er aber entgeht dem Dolche, den

der zugereiste Naumburger Predigerssohn Friedrich Staps gegen ihn zückt. Von „Vive l'empereur"-Rufen erzittert der Stephansturm im August, vom Donnergekrach der gesprengten, zusammenstürzenden Basteien im Oktober. Der Schönbrunner Friede stutzt dem Doppeladler die Fänge, daß sie blutend schmerzen, aber stolz und protzig, als wäre nichts geschehen, erscheint er wieder am Kopfe der „K. k. Wiener Zeitung" und über so vielen Toren, von denen er wie ein räudiger Rabe verbannt gewesen. Die Geistesfesseln, die Johann Philipp Stadion lockern wollte, Wenzel Klemens Metternich zieht sie wieder straffer, straff bis zum Erwürgen. Franzosenhaß prahlt ohnmächtig mit lauten Tiraden, Franzosenfreundschaft wühlt erfolgreich im Geheimen, starrköpfige Vaterlandsfreunde stoßen stets und überall an, scharfohrige, wandlungsfähige „Patrioten" sind immer obenauf. Gutgläubiger Opfermut trägt sein Letztes zum Altar des allgemeinen Wohles, schlauer und kalter Egoismus mästet sich an den letzten Bissen von tausend verhungernden Brüdern. Luisens Rock und Napoleons Hosen sollen nicht nur Österreicher und Franzosen vereinigen, sondern auch den sinkenden Geldkurs heben, aber siehe, der feierlichen Prokura-Vermählung des korsischen Emporkömmlings mit der habsburgischen Kaiserstochter folgen Bankozettelsturz und Staatsbankerott, dem unbegründeten Freudentaumel ein nur zu begründetes Wehgeheul. Schlechtestes Brot, das kaum noch den Namen verdient, wird unerschwinglich und unerhältlich, mit Leckerbissen rarster Art aber sind die Feinkostladen der vornehmen Wiener

Gassen überschwemmt. Auf flackernde Kerzenstümpfchen in elenden Häuschen und Hütten strahlen die verschwenderisch illuminierten Fenster stolzer Paläste herab, ans Hungerland grenzt auf allen Seiten das Schlaraffenland. Und als es geballte Fäuste nur mehr im Sacke gibt, dumpfe, stumpfe Ergebung ins Unvermeidliche selbst auf den sonst Regsamsten lastet, da wird der eisige Winter im fernen Osten zum Frühling für den europäischen Westen, der furchtbar düstere Brand des heiligen Moskau zum Freudenfeuer für die geknechtete Welt. Ein waffenklirrendes Riesenheer hat sich durch die deutschen Gaue gewälzt, ein gespenstischer Haufe hohläugiger Vagabunden taumelt nun zurück und ruft das Mitleid der kürzlich noch Verachteten, Getretenen, Geschundenen flehend an. Aber noch gibt sich der Menschenschlächter, der große, der Glückzertrümmerer, der glorreiche, nicht geschlagen, sondern wie ein verblendeter Hasardspieler setzt er alles, was er neu zusammenraffen kann, auf eine letzte Karte. Und sie fällt zu seinen Ungunsten. Auf seine Siege von Großgörschen, Bautzen, Dresden folgen, immer schwerer, immer vernichtender, die Niederlagen an der Katzbach, bei Kulm, bei Dennewitz — bei Leipzig.

So gewaltig war dieser Wechsel von Geschehnissen und Geschicken, daß keiner sich dem Eindruck entziehen konnte; und wieder doch nicht gewaltig genug, daß auch nur einer über den großen Sorgen der Welt die eigenen kleinen vergessen hätte, daß diese ihm, wenn sie ihm hart an den Leib rückten, nicht unvergleichlich wichtiger galten als jene; dem Armen seine Not, dem Bedrückten

sein Kummer, dem Ehrgeizigen seine Zurücksetzung, dem Kranken sein siecher Leib . . .

In der königlich ungarischen Freistadt Raab, der kirchen-, brücken- und pferdereichen, die der Magyar Györ nennt, deren Festungswerke Frankreichs General vor viereinhalb Jahren geschleift hat, deren gestern noch schneegefüllte Straßen und Plätze ein verfrühter lauer Lenztag des Jahres 1814 in einen endlosen, grundlosen Sumpf verwandelte, liegt in einem ärmlichen Häuschen, in enger Kammer, auf dürftiger Bettstatt ein junger Mann und ringt seit Wochen mit einem Leiden, das nicht von ihm weichen will, das in seinem mageren, mangelhaft genährten Körper allzu willkommenes Quartier fand, das seine Züge in die eines verfallenen Greises wandelte.

Eben wieder hat die weißhaarige, bebrillte alte Frau, die des Kranken Beherbergerin ist, den Arzt zur Tür begleitet. Lange schon war er nicht dagewesen, er kommt höchstens einmal die Woche, denn erstens hat er sich längst zu der Weisheit bekehrt, daß Natur und Schicksal doch stärker sind als alle ärztliche Kunst, und zweitens hätte es keinen Zweck, eine ärztliche Rechnung überflüssig hoch anwachsen zu lassen, deren Bezahlung günstigstenfalls ein äußerst zweifelhaftes Ding ist.

„So viel schwoch is er holt, ormer Kerl", hat er wiederum in seinem breiten und langsamen Ungarisch-deutsch zu der Frau gesagt, die nur Deutsch versteht. „Wor holt niemols kein Ries' nit, und unüberlegter kolter Flußbad hot ihm Rest gegeben. Kár érte! Soll viel essen, ober gute, leichte Sochen, und Wein trinken, ober

nur echten, donn könnt' besser werden mit ihm. Is stork verhungert, dos is gonzer Taifel. Ormer Komediant!"

Ja — armer Komödiant, denkt auch die alte Frau und seufzt. Sie kann ihm nicht helfen, kann ihm nicht geben, was der Herr Doktor empfiehlt, weil sie es ja selbst nicht hat. Daß sie ihn um das Geld, das er schon schuldet und das sie dringend genug brauchte, noch niemals gedrängt hat, daß sie ihn nicht auf die Straße wirft, wie's ihr sogenanntes gutes Recht wäre, sondern um Gotteslohn weiter im Hause behält, das ist alles, was sie zu tun vermag.

Sie setzt sich neben das Bett des Kranken und rückt die große, horngefaßte Brille zurecht und greift nach ihrem Strickstrumpfe, ab und zu einen Blick werfend auf den in unruhigem Schlummer sich Wälzenden.

Der aber ist im Geiste weit, weit weg von hier, weit im Raume, weit in der Zeit.

Der Zeitraum, in dem so vieles Hohe erniedrigt, so vieles Niedrige erhöht wurde, der dieses, wenn es auf dem Gipfel schien, wieder in die Tiefe schleuderte und jenes, da sein Untergang nahe, neuerlich emporhob, der Zeitraum, an unaufhörlichem Wechsel aller Geschehnisse und Verhältnisse überreich — ihn, den armen Komödianten Ferdinand Raimund, ließ er bloß kleiner werden und ärmer an Besitz und Hoffnungen.

Und als wäre es noch nicht genug, daß er diese fürchterliche Zeit in Wirklichkeit durchlebt und durchlitten hat, durchlebt und durchleidet er sie nun nochmals, im Krankenschlafe, im Fiebertraume, zweimal, dreimal, immer wieder von neuem. Und schreckhafter noch wird

sie ihm jetzt in der rückwärtsgewendeten Phantasie, da sich an die Trostlosigkeit des jeweils vorüberziehenden Bildes unmittelbar die Trostlosigkeit des folgenden knüpft, die er damals noch nicht kannte, nun aber kennt ohne die Spur von beschönigender Hoffnung.

Wiederum sieht er sich auf dem abendlichen Wege von jenem Preßburger Hause, in dem er zum erstenmal unreiner Liebe Süßigkeit und Fluch erfahren, von Selbstanklagen gefoltert auf dem Wege nach dem Theater, in dem sich innerhalb der nächsten Stunde sein ferneres Schicksal entscheiden soll. Wiederum kämpft er, zwischen bemalten Kulissen und bemalten Kollegen, von grellem Lampenlicht umflossen, vor einer gähnenden, schwarzen Höhle, die von grausamen, halbsichtbaren Ungeheuern erfüllt ist, um jene Entscheidung. Aber er kämpft ohne Kraft und Mut und Vertrauen, und darum, er weiß es, kann er nicht siegen. Und er unterliegt, so ruhmlos, so kläglich, so schmählich, daß ihm Ekel vor sich selbst die Kehle schnürt...

Und er sieht sich im Morgengrauen plan- und ziellos die Stadt verlassen, in die er mit so kühnen Plänen einzog; ihr und dem Lande der Magyaren kehrt er den Rücken, dem Land der Verheißung, das für ihn nicht das Land der Erfüllung war. Zurück über die Grenze, zurück nach Österreich. Daß der Weg ihn über seine Vaterstadt, seine Heimatstadt führt, er hat es nicht gewollt und kaum bedacht. Erst als das Spinnenkreuz wieder vor ihm auftaucht und dahinter der stolze Aufriß von St. Stephans teurem Turm, kommt es ihm zum Bewußtsein. Soll er die Schwester, soll er den alten

Mahner und Warner und Freund, soll er den Lehrherrn aufsuchen, sich ihnen reuig zu Füßen werfen? Nein, nur das nicht, das nimmermehr! Tore und Basteien liegen vor ihm, aber er überschreitet sie nicht. In der Vorstadt nimmt er Quartier, für eine einzige Nacht. Aber auch diese einzige verbringt er nur zum kleinsten Teil in seinem Bette — schlaflos, ruhelos, von Vorwurf und Sehnsucht gepeinigt, irrt er durch die mondbeschienenen Vorstadtgassen. In Mariahilf, gegenüber der Stiftskirche, vor einem großen Hause, das als Schild überm Tor einen springenden goldenen Hirsch trägt, hemmt er den Fuß. Dort haben in längstverklungenen, glücklicheren Tagen die Eltern gewohnt, dort hat er selbst das Licht der Welt erblickt, auf seinen Gängen, seinen Stiegen die ersten kühnen Gehversuche unternommen, die ersten kindlichen Spiele gespielt. Es ist ihm, als müsse er ans verschlossene Tor hämmern, daß es ihm aufgetan werde und ihm den Zutritt öffne, den Wiedereintritt in die selige, goldene Jugendzeit. Aber da wächst eine Gestalt aus dem Boden empor, schwarz und riesengroß, und wie der Mond auf ihr totenbleiches Gesicht fällt, da nimmt das Gesicht die Züge des verstorbenen Vaters an. Und die Gestalt streckt ihm abweisend, verwehrend die Arme entgegen und spricht grollend: „Weg mit dir! Du hast des Vaters Willen verhöhnt, hast dir das Vaterhaus verscherzt!“ ...

Der Kranke stöhnt ihm Schlafe.

Die alte Frau streicht ihm sanft über die Stirn, glättet ihm die Kissen, da wird er wieder ruhiger. Und

das alpdrückende Wandelbild seines Erinnerungs-traumes rollt von neuem dahin.

Wiener-Neustadt, die allzeit getreue . . . Halb-verwunden ist die grimmige Enttäuschung seines ersten öffentlichen Auftretens, das zweite soll sie völlig in Vergessenheit bringen. Ermutigung findet er keine bei dem neuen Herrn Direktor und den neuen Kollegen, kalt und gleichgültig treten sie ihm gegenüber, sie warten einfach ab, was das Publikum sagen wird, und darauf muß auch er wieder warten, wie schwer und lang es ihm wird. Daß er komisch wirken wollte, das scheint ihm jetzt der schwerste Irrtum und Fehler, zum Spaßmacher ist er nicht geboren, nein, zum Tragiker. Im Ritter-schauspiel, im Ritterkostüm will er die Zuschauer packen und erschüttern, lachen sollen sie nicht mehr durch ihn. Aber, o fürchterlicher Graus, nun gerade lachen sie über ihn: Sie lachen ihn aus! Wie schriller Chorus von Millionen höllischer Geister klirrt ihr Gelächter an sein Ohr. Da muß doch auch er selbst —

„Um Gottes willen, was hat er denn jetzt?“ entsetzt sich die Pflegerin über des Träumenden schreckliches, krampfhaftes Gekicher.

Aber schon verstummt diese schaurige Heiterkeit wieder. Was jetzt kommt, das ist alles, alles eher als lustig. Wieder über die Grenze, zurück nach Ungarn. Das Preßburger Reise- und Zehrgeld, das beschämende Almosen des Mitleids, verbraucht bis zum letzten Heller, leer wie der Beutel das Herz und der Magen, die Kleider fadenscheinig und beschmutzt, die Sohlen durch-getreten . . . Endlose Fußmärsche in Regen und Kot,

in Straßenstaub und Sonnenbrand, mutterseelenallein oder in zufälliger Gesellschaft schamloser Bettler, abgebrühter Vagabunden . . . Widerwillig geschenkte dürftige Mahlzeiten auf Treppenstufen vor spaltoffenen oder roh zugeschlagenen Türen, heimlich erbeutete auf weiten Rüben- oder Maisfeldern, Nachtlager auf Dachböden, in Strohtristen, im Moos der Wälder, im Straßengraben, banges Verstecken, keuchendes Fliehen vor mißtrauischen Flurwächtern und Gendarmen . . . Versuchungen dutzendfältig, immer lockender, immer dringender, über die letzten Schranken von Gewissen und Moral in wildem Sprunge hinwegzusetzen, einfach zu nehmen, was der Leib gebieterisch fordert, was die anderen ringsum in Fülle besitzen und was sie ihm allein schroff verweigern . . .

Was flüstert der wilde, abgerissene Kerl, der sich am Abend auf dem Marsche zu ihm gesellt hat und mit dem er nun das armselige Nachtlager auf modriger Streu im hintersten, leeren und verfallenen Schuppen des riesigen Bauernhofes teilt, ihm ins Ohr? „Alles hab' ich längst ausgekundschaftet", flüstert er. „Die Knechte und Mägde", flüstert er, „liegen in tiefem Schlaf, die Hofhunde zu täuschen, nehm' ich auf mich. Das gitterlose Fenster der Stube, neben welcher der protzige Bauer und sein knauseriges Weib und die boshaften Rangen schlafen und in welcher die Geldkiste steht, geräuschlos einzudrücken, sich durchs Fenster dann hineinzuschwingen, ist keine Kunst. Werkzeug hab' ich bei mir," flüstert er, „bloß einen Aufpasser brauch' ich, das ist ein leichtes Geschäft, ein Narr bist du, wenn

du's nicht übernimmst. Gelingt der Streich, so sind wir gemachte Leute. Mißlingt er, nun, so sind das Dach und die Kost des Zuchthauses noch immer besser als gar kein Dach und gar keine Kost. Aber mißlingen wird's nicht . . . Halbpart, natürlich. Schlag ein, Bruderherz! Und frisch ans Werk!" . . .

Hat er sich denn nicht geweigert, auf den schändlichen Antrag einzugehen? Hat er nicht dem Versucher ins Gewissen geredet, abzulassen von seinem verbrecherischen Vorhaben? Und hat er ihn nicht schließlich dazu gebracht durch die unerschrockene Drohung, sofort das Haus zu alarmieren und den Plan laut hinauszuschreien?

Nein, es muß doch anders, ganz anders gewesen sein. Denn jetzt knien sie beide in des Bauers Schatzkammer auf dem Boden vor der offenen Truhe, die einer allein nicht zu sprengen imstande war, und wühlen in Silberstücken und stopfen sich gierig die Taschen voll. Da regt sich's im Nebenzimmer, der Bestohlene ist erwacht — jetzt bleibt nichts übrig, als ihn kaltzumachen — Hund, verdammter, du oder ich — ein lauter Schrei —

Der Fieberträumende, der arme Komödiant selbst hat ihn ausgestoßen. Jetzt starrt er mit weitaufgerissenen Augen wild um sich, das dichte, blonde Haar klebt an seiner schweißbedeckten Stirn.

Gott sei Dank, diesmal hat der Traum übertrieben, erfunden, gelogen. Zum Verbrecher ist er nicht geworden, in ärgster Not und bitterstem Elend sind sein Gewissen und seine Hände rein geblieben!

„Wasser", stammelt er mit zersprungenen Lippen. Die alte Frau bringt es ihm eilfertig, froh, diesen

Wunsch nicht zu den unerfüllbaren legen zu müssen. Durstig trinkt er. Und schließt von neuem die müden Augen und entschwebt abermals der Gegenwart und der Wirklichkeit. Dunkle Nacht wird es um ihn, aber siehe, das Dunkel teilt und lichtet sich und ein freundliches Städtchen, freundliche Leute, eine freundliche Bühne treten hervor: Steinamanger! Schon war sein Schifflein am Zerschellen und Versinken, hier aber findet es einen stillen, sicheren Hafen und wirft für längere Zeit Anker. Hier gibt es Brot, hier gibt es künstlerische Beschäftigung. Künstlerische? Allzu streng und engherzig darf man das Wort freilich nicht anwenden. Zettelaustragen, Lampenputzen, gelegentliches Soufflieren werden dem jugendlichen Neuling zur selbstverständlichen und unabweisbaren Pflicht gemacht, haben jedoch mit seinem Kunstideal wenig gemein. Spielen darf er auch am Abend, stumme oder sehr wortkarge Bediente einmal, das andere Mal karikierte Dummköpfe, deren unfreiwillige humoristische Wirkung darin besteht, daß sie möglichst oft geprügelt werden, das drittemal den Harlekin, der mit Luftsprüngen und Purzelbäumen den Ernst der vorangegangenen Tragödie mildern muß. Um größere, bessere Rollen kämpft er einen vergeblichen Kampf, stets bleiben die älteren Mitglieder der Hainschen Truppe Sieger. Hunger tut weh, Sättigung wohl, ein noch so bescheidenes Bett zur Nacht ist unvergleichlich besser als der Stein zum Kopfpolster und Erinnerung an kaum überstandene Beschwerde ein trefflicher Zuchtmeister. Aber die Erinnerung verblaßt gar rasch und die Sehnsucht regt,

schüchtern zuerst, dann immer mächtiger die neu sich befiedernden Flügel. Der Mensch lebt nicht allein vom Brote . . .

Darum wiederum Wandern und Streifen ins Blaue hinein, wiederum Geldnot, Nahrungsnot, Kleidernot, Wohnungsnot, Schulden bei hartherzigen Gläubigern und bei gutmütigen, deren Aussichten auf Wiedererlangung des Geborgten gleichermaßen schlecht stehen; demütiges Bitten hier und dort, das dem Betteln zum Verwechseln ähnlich sieht.

Gesellen der Wanderschaft von verschiedener Art, sicht- und greifbare, vor deren Verkommenheit man die Augen schließen möchte, und noch fürchterlichere, wesenlose, die doch kein Augenschließen auch nur für eine Sekunde hinwegzuschaffen vermag: des Verzweifelns wechselnde Folterknechte.

Da, mit einemmal, wie aus lichten Höhen herab, eine rettende Hand: Die Hand eines Mannes, der das Rechte tut, weil es das Rechte ist, der keine Worte davon macht, weil er sich gar nicht vorstellen kann, daß er jemals anders denken oder handeln könnte, eines Mannes von der seltenen Gattung jener, die eigens dazu erschaffen scheinen, den so leicht ins Wanken geratenden Glauben an die Menschheit immer wieder zu beleben und zu festigen. Kunz heißt er, und zwei Theater leitet er, in Ödenburg das eine, das andere in Raab. Er weiß, daß das Kleid nicht den Mann macht und der Kern gar sehr verschieden sein kann von der Schale. Er ahnt, er weiß, er entdeckt den guten, echten Kern hinter Ferdinand Raimunds düsterbrennenden Augen,

hohlen Wangen, bitteren Worten, geflicktem Kittel. Er fragt nicht viel, er überlegt nicht lang, er läßt Raimund auftreten. Und als ginge von seinem schlichten, festen, redlichen Wesen eine Macht aus, die selbst das widerspenstige Schicksal zu zwingen vermag, so knüpft sich an des wackeren Schützers wackeres Handeln das Glück auch für seinen Schützling. Unter Kunz erntet Ferdinand Raimund das erste starke Beifallsklatschen, die ersten Hervorrufe. Unter Kunz trifft er auch für kurze, ach, so kurze Zeit mit seinem Freunde Pepi Kindler zusammen, der ebenfalls die Schauspielerlaufbahn eingeschlagen hat, freilich unter viel günstigeren Auspizien.

Des Träumenden Brust hebt sich ruhiger und regelmäßiger, die unnatürlich wechselnde Glut und Blässe seiner Wange weicht einem gesünderen, zarten Rot.

„Gott sei Dank," murmelt die Alte am Bett, „jetzt is ihm, scheint mir, endlich ein bissel leichter . . ."

Aber bald geht sein Atem wieder rasch, bald werden seine Traumgesichte wieder dunkel und drückend.

Ein Schelm gibt mehr als er hat, ein Ehrenmann nur, was er wirklich zu geben vermag. So viel, wie zur Bestreitung unumgänglicher Notdurft erforderlich, kann Kunz seinen Schauspielern bieten, so viel jedoch bei weitem nicht, daß ein gänzlich Heruntergekommener damit sich wieder emporzuarbeiten vermöchte. Einen Rock besitzt Ferdinand Raimund, einen einzigen, und der ist so fadenscheinig, daß er als Kostümstück für Bettler- und Vagabundenrollen leihweise benützt wird.

„Ein Bettlerrock — Herrn Raimunds Frack", verzeichnet sachlich trocken der Requisitenzettel. Wird es

jemals möglich sein, dies fürchterlich demütigende Dokument aus dem Gedächtnisse zu tilgen?

Und endlich wieder ein Stern in dunkler Nacht — doch welch ein armselig kleiner! Die erste Benefizvorstellung für den Schauspieler Ferdinand Raimund!

„Beneficium — beneficii — die Wohltat", so hat er einst bei St. Anna in der Lateinstunde deklinieren gelernt. Ja, eine Wohltat soll es sein für einen armen Schlucker, und alle, die da großmütig oder knickerisch, herablassend oder widerwillig, rascher oder zögernder beisteuern zu ihr, all die Krämer und Spießbürger des Städtchens soll er als seine Wohltäter schätzen und ehren. Und vorher, vorher wollen sie natürlich recht schön gebeten sein, in persönlichen Einzelvorsprachen von Haus zu Haus, von Tür zu Tür zuerst, dann noch insgesamt mit einem gereimten, möglichst launigen Spruche von der Bühne herab. Wer einen solchen nicht selbst zu verfassen imstande ist, der geht einen begabteren Kollegen an, das Ding für ihn zu kleistern.

Ferdinand Raimund aber glaubt dies nicht nötig zu haben.

In einsamer, nächtlicher Kammer, ermüdet und notdürftig gesättigt, verdrossen und verbittert, setzt er sich an den wackligen Tisch und „dichtet" beim flackernden Schein eines zerrinnenden Kerzenstümpfchens voll herbeigezwungenen grimmigen Galgenhumors:

„Das übermorgige Lustspiel, der Wirt genannt,
Ist mir von der Direktion als Einnahme zuerkannt.
Zwar darf ich nicht auf eigenes Verdienst vertrauen,
Doch will ich hoffnungsvoll auf Ihre Nachsicht bauen.

Ich weiß, wenn Phöbus seinen Wagen in das Meer
will senken,
So werden gütig Sie den Schritt nach diesem Tempel
lenken;
O würd' es wahr! Dann sollt' mir nichts den Freuden-
tag verhunzen,
Dann, ihr neun Musen ihr, freßt's Leberwürst' und
Blunzen!"

Ja, so dichtet Ferdinand Raimund, der zwanzig-jährige, arme, hungernde Komödiant Ferdinand Raimund.

Und der gefürchtete und erhoffte, verwünschte und herbeigesehnte Tag der Benefizvorstellung kommt und dank der Weichherzigkeit und Nachsicht der Wohltäter, der Gönner wird es wirklich ein Freudentag. Nicht nur Applaus gibt es, sondern auch eine Einnahme, welche, die Überzahlungen zum Billettenpreis geschlagen, hin-reicht, daß Ferdinand Raimund wieder einmal seine dringendsten Schulden bezahlen, sich Leberwürste und „Blunzen" im Vorrat für mehrere Tage kaufen und sogar noch die Kollegen und Kolleginnen auf ein Glas Wein laden kann.

Aber welch ein schneidender Gegensatz zwischen dem hohen Ideal, das unzerstörbar in seinem Innern lebt, und dieser Art von Kunstleben!

Zeit und Gewohnheit stumpfen gegen Übleres, Schwereres ab als gegen solche Wohltaten, „Benefiz" genannt, die wahrlich neben ihren dunklen Seiten auch ihre helle haben.

Aber Zeit und Gewohnheit sind nicht imstande, Ferdinand Raimund lässiger und lauer zu machen in der Ausübung seines freigewählten Berufes. Bequemlichkeit kennt er nicht, Faulheit liegt ihm meilenfern. Die Klage so vieler Kollegen und Kolleginnen, sie würden überangestrengt und gar zu arg ausgenützt, kommt niemals über seine Lippen, jeden Abend, an dem er nicht auf den Brettern steht, hält er für einen verlorenen. Wird je und je ein Ersatz notwendig, er steht stets zur Verfügung. Und will der Herr Direktor an Ausstattung, an Kostümen sparen und ist er durch kein Zureden zu Ausgaben zu bewegen, die Ferdinand Raimund für unbedingt nötig hält, nun, so greift dieser selbst in seinen schmalen Beutel. Den Geßler im „Tell" soll er zu Fuß spielen, da doch der Dichter ihn zu Pferd erscheinen läßt? Nimmermehr! Und zahlt niemand sonst die Mietkosten für die Mähre, nun, so zahlt sie eben Raimund selbst und streicht dafür etliche Mahlzeiten. Und ist der Sturz des pfeilgetroffenen Landvogtes vom Rosse schwierig, beschwerlich, selbst gefährlich — Raimund übt ihn so lange, bis die Sache gelingt. Bei den einsamen Proben auf dem Anger außerhalb des Städtchens verlachen ihn Bauern und Schulkinder, bei den Proben auf der Bühne lachen die Mitspieler, bei der Aufführung lachen sie nicht mehr. Aber einen Narren und Streber nennen sie den Raimund. Und spielen ihm bei günstiger Gelegenheit einen Possen. Als orientalischer Prinz steht er einmal auf der Bühne, in prächtigem Gewande, in purpurnem Mantel, goldgestickter Jacke und weiter, seidener Pluderhose. Da

knackt und kracht es plötzlich um seine Hüfte, was ihn beengte, wird leicht und lose, statt nach dem Schwerte, wie es die Szene verlangt, fährt seine Hand nach dem Hosenbund — aber schon ist es zu spät: Das Beinkleid sinkt, langsam, aber unaufhaltsam, zu den Knöcheln hinab. Das Publikum amüsiert sich fürstlich, die Gesellschaft auf der Bühne königlich — Ferdinand Raimund jedoch stürzt zitternd, totenblaß, mit gesträubtem Haar ab. Niemand wagt sich in die Nähe des Rasenden, selbst der Direktor nicht. Eine tiefe Ohnmacht beendet seinen Paroxysmus. Doch wochenlang bleibt er danach der Überzeugung, er sei entehrt für alle Zeiten . . .

Der Schlafende, Träumende stöhnt, ächzt, murmelt.

Seine Wärterin beugt sich über ihn und lauscht angehaltenen Atems.

„Liebe — liebe...", vernimmt sie endlich. Den Frauennamen, der folgt, kann sie nicht erlauschen. Aber der ihrige ist es sicher nicht.

Ein Mädchenname ist es, der damals für den Verzweifelnden so holden, erlösenden Klang hatte und ihm doch bald darauf wie höllisches Gelächter in die Ohren gellte, ein Mädchenantlitz erscheint vor seinen geschlossenen Augen, ein Engelsgesicht, das sich im Nu zur teuflischen Fratze verzerrt.

Oft schon hatte er es in den vordersten Reihen des Parterres bemerkt, wie es gespannt an seiner Gestalt, seinem Spiele hing, und nicht lange dauerte es, da sieht er im ganzen weiten Zuschauerraum nichts mehr als dieses süße Mädchenantlitz, und sucht er es einmal vergebens, dann ist ihm zu Mute, als wäre das Haus leer

von lebenden Wesen, als spiele er vor seelenlosen Wachs-puppen.

Und endlich trifft er sie außerhalb der Bühne. Ein Mädchen aus gut bürgerlichem Hause, keines von den frühreifen oder frühgealterten Dirnlein, wie sie beim Theater sind, wie sie leichtherzig ihre Gunst vergeben, dem einen um ein neues Kleid oder ein üppiges Mahl, dem anderen aus Sinnenreiz, wie sie auch mit ihm schon getändelt und gekost. Eine Bürgerstochter — und doch eine Dirne! Ein Engel nach Aussehen und Rede — ein Dämon an Treulosigkeit und Hinterlist! Einen Bräutigam hat sie bereits, sie braucht nur noch einen Liebhaber. Ist es ihre Schuld, daß Ferdinand Raimund sich damit nicht abfinden will? Daß er, anstatt sorglos zu genießen, mißtrauisch hinter ihr her spioniert? Daß er endlich und schließlich die Beweise findet, nach denen er mit törichtem Eifer gesucht, und, da er sie gefunden, sich als Tyrann und Rächer aufspielen möchte? Ein Glück nur, daß der andere klüger ist. Zu ihm, dem zuerst Betrogenen, flüchtet die doppelte Betrügerin vor Ferdinand Raimunds Zorn. Der will sie beide ermorden und dann sich selbst. Aber jenes wird ihm unmöglich gemacht, bloß das zweite steht ihm frei ...

Mit verkrampften Fingern und gepreßten Lippen wirft sich der Träumende hin und her, daß die morsche Lagerstatt erzittert und in allen Fugen kracht. Abermals sucht ihn die alte Frau neben ihm zu besänftigen — aber ihre Bemühungen stört ein Pochen, das sie an die Türe ruft.

Währenddessen ersteht vor des kranken Komödianten

fieberirrender Seele ein neues Bild, das dunkelste, das letzte.

Spätherbstnacht am Ufer der Raab. Wild fegen die Wolken am Himmel dahin, wild donnert und tobt der hochgeschwellte Fluß in seinem engenden Bette. Und Ferdinand Raimund steht am Ufer, in seinem Blute glüht der Wein, den er, die letzte Spur von Todesfurcht zu verscheuchen, um seine letzten Groschen jäh hinabgeschüttet, in seinem Herzen glüht der Haß gegen die Welt, die ihn so grausam betrogen. Leb' wohl — nein, hol' dich der Teufel, wie er mich in wenigen Minuten holen wird! ... Und dein kindlicher Gottesglaube, Ferdinand Raimund, deine Frömmigkeit? Ach was, sie haben mich im Stiche gelassen, so lass' auch ich sie im Stiche, so hol' auch sie der Satan!

Ein Anlauf — ein Zurückprallen. Ein zweiter Anlauf — ein Sprung — ein Aufklatschen, Aufspritzen, Aufschäumen.

Ferdinand Raimund versinkt, ist rettungslos verloren, wenn nicht . . .

Gurgelnd, röchelnd kommt es aus des Träumenden Kehle:

„Hilf mir — Freund . . ."

Wo ist der Freund, der rettende?

Ist's der fremde Jüngling im Reisekleide, der vor wenigen Augenblicken an der Tür pochte, der ins Zimmer kam, der erstaunt aufhorchenden Alten kurze Erklärung zuflüsternd und rasche Auskunft von ihr heischend, der nun, angstvolle Liebe in den Zügen, mit ihr ans Bett tritt?

„Hilf mir — Pepi . . .“

Noch eine Sekunde ringt der Fiebernde mit dem lähmenden Bild und Bann, dann fährt er empor und starrt mit aufgerissenen Augen um sich. Starrt auf den Ankömmling — träumt er noch immer?

„Freund — Pepi — du?“

„Ja, ich bin's“, sagt der Ankömmling sanft und Tränen stürzen ihm aus den Augen, die er vergebens zurückzudrängen sucht. Und legt den Arm um des Kranken hagere Schulter, stützend, schützend, und faßt seine heiße, abgezehrte Hand: „Ich bin's wirklich, der Kindler Pepi. Lang g'nug hab' ich mir Zeit g'lassen, aber jetzt bin ich da und allein geh' ich nimmer fort, du mußt mit mir. Warum hast mir denn auch gar net g'schrieben, Ferdl? Geh', das war net schön von dir!“

„So — ja — freilich...“, flüstert Ferdinand Raimund und schmiegt sich fest in des Freundes Arm. „Aber von dir ist's schön, sehr schön ist's von dir, daß du trotzdem 'kommen bist.“

Frau Scheible, Ferdinand Raimunds greise Quartiergeberin, hat neben unleugbaren Vorzügen leider auch einen großen, großen Fehler: Sie ist neugierig wie Lots Weib. Diesmal aber siegt ein starkes und echtes und schönes Gefühl über ihre unschöne Neugierde, das Gefühl, daß sie bei dem, was die beiden Freunde, der kranke und der gesunde, nun einander zu sagen haben, vollkommen überflüssig ist. Die Schürze verstohlen an die Augen führend, trippelt sie hinaus.

Als sie nach einer Viertelstunde wieder zum Türspalt hereinlugt — denn auch ihre Selbstüberwindung

hat eine Grenze — da sieht sie ihren Pflegling ohne alle Unterstützung aufrecht im Bette sitzen, sein Aug' ist hell, seine Miene fröhlich und seine Stimme klar. Als sie eintritt, verstummt er jäh, fast wie verlegen.

Statt seiner aber spricht Herr Josef Kindler zu ihr:

„Nämlich, wir haben gerade davon geredet, wieviel Ihnen mein Freund schon schuldig ist, liebe Frau Scheible. Ich kann leider augenblicklich nicht für ihn bezahlen, aber ich garantier' Ihnen, daß Sie das Geld von Wien aus kriegen. Der Ferdinand fährt nämlich mit mir nach Wien, sobald er überhaupt fahren kann — heißt das, wann Sie ihn unter diesen Umständen fortlassen."

Frau Scheible ist eine neugierige, aber keine habgierige Frau. So erklärt sie unter Räuspern und Schneuzen und Schluchzen, gern lasse sie natürlich den Herrn von Raimund nicht fort, aber aus anderen Gründen als wegen der paar Gulden, die sie noch für Kost und Wohnung von ihm zu fordern habe. Die werde sie schon einmal kriegen, darum sei ihr gar nicht bang. Und sie hoffe nur von Herzen, daß der Herr von Raimund alles Glück, das er so redlich verdient habe, in der „Wienstadt" finde.

## 9.




ch Gott, ach Gott, wann ich nur schon in Pension gehn könnt'!" jammerte der zweiundvierzigjährige Rechnungsoffizial der niederösterreichischen Provinzialstadtbuchhaltung in Wien, Herr Joseph Alois Gleich, da er an einem Märznachmittag des Jahres 1814 aus dem Amt nach Hause kam. „Das halt' ich nicht mehr aus! Das is kein Leben mehr! Wann ich nur schon in Pension gehn könnt'!"

Mit allen Zeichen körperlicher und geistiger Erschöpfung, gleichsam mit gebrochenem Rückgrat, sank er auf einen Stuhl am Tische, der für ihn allein zum späten Mittagmahl gedeckt war. Frau Elisabeth Gleich, geborene Engel, ebenfalls eine angehende, aber sehr rüstige und rührige Vierzigerin, trug mit möglichster Eile die Suppe auf.

Herr Gleich schöpfte sich gierig einen tüchtigen Löffel heraus, fuhr zum Munde, schnitt ein jammervolles Gesicht und schrie:

„Au weh! Himmelsackerment! Die is wiederum heiß wie das höllische Feuer!"

„Sie is ja auch am Feuer g'standen", beschwichtigte Frau Gleich humorvoll den erbosten Gatten.



Digitized by Google

Der war jedoch keineswegs in der Laune, auf den Scherz einzugehen.

„Wie oft hab' ich dir schon g'sagt," polterte er, „du sollst s' rechtzeitig auf die Seiten stell'n. Jetzt hab' ich mir ordentlich 's Maul verbrennt. Wann man eh' zum Z'samm'fall'n is!"

„Hast wieder hübsch viel z' tun g'habt im Amt?"

„Halt ja! Alles soll ich machen. Wo's was recht was Z'wideres zum erledigen gibt und wo kein anderer anbeißen will, das teilt natürlich der Herr Rechnungsrat dem Gleich zu und die Herrn Kollegen, die Faulenzer, lachen sich in die Faust. Mir, der doch einen Namen hat, mir, der schon bald hundertmal aufgeführt und gedruckt is, und nicht nur in Wien, sondern auch in Kaschau und Frankfurt und Leipzig, mir, dem Verfasser des „Wendelin von Höllenstein", mir, der die Seel' vom Josefstädter Theater is und ohne den der Sumper, der Huber will ich sagen, schon längst hätt' zusperren können, mir, den der Fürst Kaunitz-Rietberg und noch andere, höhere Herren protegieren — mir halsen sie alles auf und mir tun die Bärenhäuter alles zu Fleiß! Aber man weiß ja auch warum, aus Neid natürlich, aus purem Neid!"

Er fing nun die Suppe kräftig zu blasen und hörbar zu schlürfen an und brummte zwischen je zwei Löffeln fort:

„Aber wann eine Remuneration ausgeteilt wird, da fallt keinem der Gleich ein ... Da kommt der schäbigste Praktikant eher dran ... Und wann ich mich beschwer' und auf meine angesehene literarische Stellung in aller



Luise Gleich

Digitized by Google

Bescheidenheit hinzuweisen mir erlaub' — dann heißt's: Mein lieber Herr Offizial, Ihre außeramtlichen Verdienste in allen Ehren — aber schließlich müssen wir doch — die zuerst berücksichtigen, die sich ihre Verdienste — im Amt erworben haben... Meiner Seel', das hat mir so ein Dalk, der — nicht einmal sicher multiplizieren kann ohne Raitknecht — vom Dividieren will ich gar nicht reden — neulich ganz schmafuh ins G'sicht g'sagt. Oder die Herren Vorgesetzten frotzeln mich gar: Aber verehrtester Herr von Gleich, Sie können doch unmöglich auf die schäbigen paar Gulden anstehn, Sie haben ja andere gute Ressourcen!"

Der Suppenteller war leer, Frau Elisabeth Gleich holte den zweiten Gang aus der Küche. Aber wenn sie gehofft hatte, damit des Herrn Gemahls ärgerliche Gedankenläufe in freundlichere Bahnen zu lenken, so hatte sie sich getäuscht.

Zwar beschäftigte sich dieser ungesäumt mit der Zerkleinerung und Vertilgung des reichlichen und kompakten Stückes Rindfleisch, doch nicht so ausschließlich, daß er nicht Zeit fand, dabei seine Beschwerdereden fortzusetzen:

„Andere gute Ressourcen! Ja, Schnecken! Bei die Schandhonorare, was die Herren Verleger und die Herren Direktoren zahlen, könnt' man Tag und Nacht fortschreiben, bis einem das Blut unter die Nägeln außerspritzt, da könnt' man Stuck' und Bücheln fabrizieren wie die Würscht' und käm' doch niemals auf keinen grünen Zweig nicht. Ich bin g'wiß kein Raunzer und Weltschmerzler, ich pfeif' auf die Maulhenkolie und den Pessi-

mismus, ich leb' fürs Leben gern, aber manchmal — manchmal ..."

„Weilst dich aber halt auch gar so plagst!" sagte Frau Elisabeth mit Achselzucken. „Warum schreibst denn gar so viel?"

Herr Joseph Alois Gleich ließ Gabel und Messer sinken und starrte seiner Gattin ins rundliche Antlitz:

„Weib, wie kommst du mir vor? Bist narrisch worden oder willst mich razen? Warum ich mich so plag', warum ich so viel schreib' — das fragst du mich? Wann ein Rezensent, der von seiner gänzlichen Unwissenheit und Ahnungslosigkeit seinen Beruf zum Alleskritisieren herleitet, so dumm daherplauscht, wann so ein ignoranter, arroganter Tintenfisch was besonders Geistreiches von sich zu geben glaubt, wann er drucken laßt: Schade, daß Herr Dellarosa-Walden-Blum-Gleich sein unleugbares Talent in kaninchenhafter Fruchtbarkeit zersplittert — so wundert's einen nicht. Aber du — du fragst, warum? Alsdann ich werd' dir in der G'schwindigkeit mit ein paar Gegenfragen antworten: Warum macht die Holzrechnung so viel aus? Warum kommst du niemals mit deinem Wirtschaftsgeld aus? Warum sind das Rindfleisch, das Mehl und die Milch so teuer? Warum schenkt dir und der Luis' der Schuster die Schuh' nicht? Warum tragt's ihr eure Hüt' nicht zwei Jahr' lang, sondern gebt's der Maschandmod' alle Augenblick' so einen Haufen z' verdienen? Warum hab' ich ..."

Er biß sich auf die Lippen. Allein jetzt knüpfte Frau Elise Gleich den abgerissenen Faden kunstvoll zusammen:

„Warum hab' ich schon mit vierundzwanzig Jahr'

g'heirat't, ich Stockfisch, gelt, das willst noch sag'n? Sag's nur, schenier' dich net. Aber ich hab' wahrlich auch nichts zum lachen, ich bin auch keine Gnädige, weil's zu einem Dienstboten net glängt, und ich muß mich halt auch zufrieden geben. Ich bin dir net nachg'laufen, ich hab' dich net mit der Maxen g'fangt..."

„Hab' ich auch net behauptet", warf Herr Gleich ein, nun gesättigt und darum wieder etwas milder gestimmt. „Ich kann mich ganz gut erinnern, ich hab' freiwillig angebissen auf deine Reize... Krieg' ich eine Mehlspeis'?"

„Am Dienstag? Nein! Geht eh so viel Geld auf in der Wirtschaft, hast mir's ja grad vorg'worfen."

„Alsdann auch recht. So gib mir wenigstens ein Bussel zum Dessert."

„Laß mich in Fried'!"

„Alsdann muß ich mir halt 's Maul abwischen. Und eine Pfeifen Tabak anzünden. Wo steht s' denn, die Pfeifen?"

„Wo du s' gestern hing'stellt hast."

„So... No, und wo is die Luis'?"

„Das weiß i net. Vielleicht auf der Prob' im Theater."

„Um die Stund' gibt's keine Prob'."

„Alsdann vielleicht spazieren 'gangen. Vielleicht mit einer Freundin."

„Oder mit einem Freund, was? Du, das wollt' ich dir schon längst ganz im Ernst sagen: Gib mir besser obacht auf das Madel. Einen Hang zum Leichtsinn hat sie leider Gottes eh."

„Von mir net.“

„Alsdann halt von mir in Gott'snam'. Das is jetzt schon ziemlich egal.“

„Hätt'st sie net zum Theater gehn lassen!“

„Beim Theater bin ich sozusagen selber, und sie hat Talent und ein eisernes Köpferl. Ich hab' ihr's net verbieten können.“

„Und ich kann s' net einsperr'n z' Haus. Du bist der Vater!“

Nach dieser letzten bestimmten Feststellung erhob sich Frau Elisabeth Gleich zürnenden Antlitzes und begann mit bedeutendem Geräusch das Mittagsgeschirr abzuräumen.

Herr Joseph Alois Gleich stand ebenfalls auf und begab sich seufzend in sein Studierzimmer, das klein und eng und düster und mit Papier, bedrucktem wie beschriebenem, vollgepfropft war wie der Laden eines Makulaturwarenhändlers.

Er setzte sich an den papierbetürmten Schreibtisch, stopfte sich seine Tabakspfeife, die er wirklich am gewohnten Platz gefunden hatte, und begann, breit in den Lehnstuhl hingeräkelt, vor sich hinzupaffen und hinzuträumen, fest entschlossen, sich einmal tüchtig „auszurasten“. Doch keine zehn Minuten dauerte seine behagliche Siesta, dann zog er plötzlich die Stirne kraus, kraute sich das bereits kahlwerdende Haupt und legte den Rauchtiegel hin. Seine Miene nahm den Ausdruck angestrengten Nachdenkens an. Und nach weiteren fünf Minuten schob er ein tiefes Fach des Sekretärs auf und entnahm ihm einen Pack gelblicher Kanzleibogen, genau

von der Sorte, auf der er vormittags in der niederösterreichischen Buchhaltung lange Ziffernkolonnen aufmarschieren und exerzieren ließ. Die obersten waren voll beschrieben, Herr Gleich blätterte so lange, bis er auf einen halbbeschriebenen stieß, und setzte, nachdem er sich hastig die Feder geschnitten, knapp unter die letzte, trockene Zeile eine neue, feuchtglänzende:

„Fünfter Auftritt."

Einen Augenblick noch kaute er an der Federfahne, dann aber ging es hurtig vorwärts wie geschmiert:

„Ein finsteres Thurmgewölbe, in der Mitte steht in Lebensgröße die Gestalt einer Jungfrau von Eisen.

Rulf, auf Ritter Hanns von Wildeck gestützt, tritt ein, der Gefangenwärter geht mit einer Leuchte voran, zwey bewaffnete Knechte folgen.

Gefangenwärter: Verweilet hier, denn, wenn Ihr noch einige Schritte rückwärts tretet, würde diese eiserne Jungfrau zu Eurem Tode sich öffnen.

Hanns: Rulf, o mein Rulf! So weit mußte es mit dir kommen!

Rulf: Wildeck, wozu soll dein Schmerz führen? Nur wenige Augenblicke habe ich noch zu leben, und sieh mich an, ich bin gelassen und heiter. Der Mann, der dem Tode so oft entgegen ging, wie ich, dem ist sein Anblick nicht schrecklich.

Hanns: Aber daß du so enden mußt.

Rulf: Meine Unschuld wird auch nach meinem Tode gerechtfertigt werden. Nur eine Bitte habe ich noch an dich.

Hanns: O sprich!" . . .

Im Nu war der erste Bogen voll, ein zweiter bedeckte sich mit immer flüchtigeren Schriftzügen, ein dritter kam an die Reihe.

Denn Herr Joseph Alois Gleich war ein flinker und geübter Arbeiter, auf erzählendem Gebiete ebenso wie auf dramatischem, der genau wußte, daß das liebe Publikum nur scheinbar stets nach Neuem verlangte, in Wirklichkeit aber das gewohnte Alte immer wiederholt wollte, und der darum seine kostbare Zeit nicht mit Grübeln verlor. Nur schätzungsweise vermochte er selbst die Zahl seiner bereits vollendeten historischen und zeitgerechten Romane und Dramen anzugeben. Mein Gott, die Masse mußte es bringen. Zwischen je zwei Erzählungen schrieb er zwei bis drei Theaterstücke, die dank seiner Stellung als artistischer Leiter der Josefstädter Bühne und dank seinen Beziehungen zu der Leopoldstädter — sie wurden von zwei Brüdern mit dem Familiennamen Huber geleitet — entweder an jener oder an dieser zur Aufführung gelangten und, war der Erfolg auch manchmal gering, jederzeit von einem inzwischen fertig gewordenen abgelöst werden konnten. Und wer das nicht auch für eine große Kunst hält, der weiß halt nicht, wie schwer das Dichten ist . . .

Längst war der fünfte Auftritt fertig, der sechste, in welchem der todgeweihte Ritter Rulf von seiner edlen Geliebten herzzerreißenden Abschied nahm, näherte sich dem Höhepunkte:

„Erwine (mit schmerzhaftem Lächeln): Ich trenne mich nicht von dir, den Weg, den du gehst . . .

Rulf: Gott! Erwine . . .

Erwine (standhaft): Den Weg gehe ich auch. (Einen Dolch ziehend.) Bevor dein Körper erkaltet, ist mein Geist mit dem deinigen vereinigt. (Sie taumelt in Wildecks Arme.)

Rulf: Geschwinde führet sie fort. Es ist mein letzter Wunsch. Und nun vollzieht Euer Amt.

(Der Gefangenwärter dreht an einem Rade, das an der Seite angebracht ist, die eiserne Jungfrau öffnet sich, sie ist voll schneidender Dolche.)

Gefangenwärter: Gott Gnade Euch!"

Da ward der grausame Dichter aus seiner poetischen Beflissenheit emporgescheucht durch das Knarren der Tür. Er blickte unwillig auf, da kam seine liebe Frau herein und sagte:

„Einen G'stank hat's da herin von dem Dreikönig... Zwei Herren sind draußen, die mit dir reden wollen, du hast sie, sagen s', auf heut' bestellt."

„So?" sagte Herr Gleich zerstreut und keineswegs erfreut. „Wer —"

„Der eine ist der Kindler von unserem Theater, den andern kenn' ich net, er schaut auch aus wie ein Komödiant, aber wie ein recht heruntergekommener."

„Aha, jetzt erinner' ich mich", erwiderte Herr Gleich. „Da herin is kein Platz für alle zwei, laß s' im Speiszimmer niedersetzen. Ich komm' im Augenblick."

Aber es dauerte immerhin noch einige Augenblicke, ehe er sein Versprechen erfüllte, denn so ohne weiteres vermochte er sich nicht loszureißen von seiner gestaltenden Tätigkeit, und den armen Ritter Rulf wollte er

doch nicht in tiefster Todespein hangen lassen bis morgen nach dem Amte.

So schrieb er noch geschwind:

„Rulf: Sogleich, ich eile ja zur Ruhe! (Mehrere Stimmen rufen von außen:)

Halt, halt! Gnade vom Herzoge!

Siebenter Auftritt."

Jetzt endlich schob er, noch immer nicht ohne Bedauern, die Blätter zusammen und verwahrte sie im Fache. Dann ging er hinaus.

Am Speisetisch saßen die beiden Gemeldeten: Herr Josef Kindler, nicht viel über zwanzig, rotbackig und unternehmungslustig, in sauberer und modischer, fast geckenhafter Kleidung — sein Begleiter ein ebenfalls noch jugendlicher Mann, aber mit eingefallenen Wangen und wirr in die Stirn hängendem Haar, unter der die großen, blauen Augen unstet und fiebrisch glänzten, in einem abgeschabten braunen Frack, der um die hageren Glieder schlotterte, kurz, wie Frau Gleich von ihm gesagt hatte, offenbar ein Heruntergekommener.

Linkisch erhob er sich, zögernd ging er dem Hausherrn entgegen und wollte seinen Namen nennen.

Doch der, von Mitleid berührt, kam ihm herzlich zuvor:

„Bleiben S' sitzen, Sie waren krank, hab's schon erfahren von unserem Freund Kindler. Sie sind doch der Herr Raimund, gelten S'? Also ich hab' schon viel von Ihnen g'hört, und viel Gutes. Der Kindler hat Sie mir empfohlen und hat Sie abg'holt aus dem

ungarischen Nest, wo Sie zuletzt angaschiert waren, und das war wirklich nicht die schlechteste Idee, was der leichtsinnige Springinkerl g'habt hat bisher. Ich weiß alles — es is Ihnen nicht gut 'gangen dort unten und jetzt woll'n S' halt an unser Theater kommen. No, ich hab' nix dagegen. Aber das letzte Wort hat natürlich unser hochverehrter Herr Direktor, der Herr von Huber — war'n S' schon bei ihm?"

„Wir kommen grad aus der Direktionskanzlei", antwortete Josef Kindler für seinen armen Freund.

„No — und?"

„No, und", erwiderte abermals Kindler, „der Herr Direktor is ganz einverstanden, Herr Rechnungsrat!"

Dieser amtliche Titel, der ihm noch lange nicht gebührte, schmeichelte dem vielbeschäftigten Pensionsbedürftigen sehr.

So sehr, daß er seiner Frau, die eben durch die Küchentür ins Zimmer schaute, zurief:

„Geh, mach' uns ein Schalerl Kaffee, Lisi!"

Frau Gleich aber entgegnete überlegen:

„Dazu hab' ich dich 'braucht, freilich! Der Kaffee steht längst am Herd und wird gleich fertig sein — ich darf doch die Herrschaften einladen?"

Als sie wieder in ihrem Laboratorium verschwunden war, nahm Papa Gleich, nun ganz im Vollbewußtsein seiner vielfachen Würde als Hausvater, Beamter, Dichter und Dramaturg, wiederum das Wort, das er belehrend und wegweisend hauptsächlich an Ferdinand Raimund richtete:

„Alsdann da werden wir ja bald das Vergnügen haben, Sie auf unserer Bühne auftreten zu sehen. Hauptsach' is natürlich, daß Sie dem Publikum seinen Gusto treffen, das ist nun einmal so, obwohl der Gusto des Publikums — Sie wissen, was ich sagen will — na, Streusand drüber! Für welches Fach hat er Sie denn in Aussicht g'nommen, der Huber? Für das intrigante und das komische zusamm', so? No, bin schon recht neugierig auf Ihr Debüt. Ich hab' leider augenblicklich kein passendes neues Stück fertig, ich schreib' aber grad wieder eins und hoff' Sie über kurz oder lang auch für mich einspannen zu können. Mir macht zwar das Stückschreiben nicht so eine Riesenfreud', wie die Leut' glauben, ich komm' auch gar nicht recht dazu vor alle möglichen anderen Arbeiten — aber es bleibt mir schließlich nichts übrig, damit wir net mehr leere Häuser haben, als für die Theaterkassa g'sund is. Denn mit unsere Theaterdichter is's ein G'frett, sie begreifen's halt ewig net, was zieht und was nicht zieht, und wann s' zehnmal durchfallen und wann man's ihnen hundertmal auseinandersetzt und vormacht. Ja, das Dichten für 's Theater is halt nicht so leicht wie 's Nußbassen. Mein Freund Meisl in Laibach ist ein ganz ein tüchtiger Kerl, nur sollt' er nicht so viel auf Poesie und Allegorie und Satire spekulieren, und der Bäuerle wird's auch noch zu was bringen, wann er auch ein bißl ein Wirrwarrbruder is und auf alle Suppen ein Schnittling — aber die andern, daß Gott erbarm'! Und gar die g'wissen Schauspieler, die an ihrem eigentlichen Beruf nicht g'nug haben, die sich ihre Benefizstück' partout selber

z'samm'stoppeln müssen und dann verwundert sind, wann s' ausg'lacht und auszischt werden! Das kommt mir grad so vor, als wie wann ich mich drauf kaprizieren möcht', die besten Rollen, was ich g'schrieben hab', auch selber zu spielen. Nein, nein, der Dichter braucht den Schauspieler, aber auch umgekehrt der Schauspieler den Dichter, das is halt einmal meine Ansicht, vielleicht is's falsch, aber ich kann mir halt net helfen. Ausnahmen beweisen nichts. Was sagen Sie dazu, Herr Raimund?"

Ferdinand Raimund, der bisher kaum Gelegenheit gehabt hatte, hie und da ein Wort einfließen zu lassen, mußte sich natürlich wohl oder übel beeilen, zu versichern, daß er ganz der Meinung des Herrn Rechnungsrates sei.

Pepi Kindler aber widersprach lustig:

„Es tut mir leid, Herr Direktor" — auch den Direktorstitel hörte Alois Gleich nicht ungern — „es tut mir aufrichtig leid, Herr Direktor, aber in mir sehen Sie einen heimlichen Konkurrenten. Bisher hab' ich's Ihnen nicht verraten, aber jetzt sollen Sie's wissen: Der selige Herr von Äschylos hat eine Trilogie geschrieben, der selige Herr von Schiller auch, aber ich schreib' eine Dodekalogie, ja, ob Sie's glauben oder nicht, und wann S' mich schiech machen, so geb' ich's nicht dem Josefstädter Theater, sondern dem Theater an der Wien. Teil eins bis elf sind schon fix und fertig, der zwölfte wird längstens bis auf die Wochen fertig werden. Da werd'n S' schau'n, Herr Direktor!"

„Kasperl übereinand'!" lachte Herr Joseph Alois Gleich.

Jetzt kam Frau Elise Gleich mit dem dampfenden

Kaffee und der Kindler Pepi sprang ihr beim Decken des Tisches diensteifrig bei.

Dann nahm das Gespräch eine weniger künstlerische, mehr familiäre Richtung, die Hausfrau bemächtigte sich seiner Führung.

„Der Herr is noch ledig?" wendete sie sich an Raimund.

Der bejahte errötend.

„Natürlich," witzelte Herr Gleich, „glaubst, ein jeder hat's so gnädig, daß er's kaum erwarten kann, bis er großjährig is und in den heiligen Ehestand hineintritt, mit beide Füß' zugleich?"

„Jung gefreit hat noch niemand gereut", bemerkte Frau Gleich spitz und etwas verletzt.

„Es sind zwar vielleicht nicht alle in Betracht Kommenden drum g'fragt worden, aber wann Sie's sagen, gnädigste Madame Gleich, so bin ich überzeugt davon", versicherte schelmisch der galante Kindler.

„Ein Schauspieler", dozierte Herr Gleich, „kann gar nichts Dümmeres tun, als seinen Hals schon als Jüngling unter das Heiratsjoch beugen und sich die sogenannten Rosenfesseln anlegen lassen, die just für ihn die allerschwersten Ketten bedeuten. Ein Schauspieler, wenigstens solang er noch kämpfen und ringen muß um Ansehn und Stellung, soll frei sein wie der Vogel im Wald. Was sagen Sie dazu, Herr Raimund?"

„Ich sage," versetzte dieser, wie aus tiefem Sinnen auffahrend, mit düster brennendem Blick, „daß ein treues, liebendes Weib jedenfalls der höchste Preis ist, der einem Sterblichen beschieden sein kann, und keine

Mühe zu groß, die dieser Preis krönt ... Wohl dem, den nicht des Schicksals unbesiegbare Mächte zu Verzicht und Entsagung zwingen!"

Ehe die drei Zuhörer dieser unerwartet feierlichen Erklärung, die der Hausfrau außerordentlich gefiel, sich von ihrem Erstaunen über sie erholt hatten, ging die Außentür, ein leichter, trippelnder Schritt, ein Trällern wurde vernehmbar und herein kam ein blutjunges weibliches Geschöpf, an dem alles Farbe und Rundung und Lebendigkeit und Fröhlichkeit war — des Ehepaares Gleich einzige Tochter Luise.

„Ihr habts Gesellschaft?" rief sie ungeniert. „Ah, Servus, Pepi! Und sitzts im Finstern? Da muß ich Licht machen! Sonst stoßt sich ja einer am andern die Nasen an!"

Vielleicht brachte sie die Lampe weniger deswegen, um besser zu sehen, als um genauer gesehen zu werden. Pepi Kindler schien entschieden dieser Meinung zu sein.

„Ah, ah, ah!" schrie er entzückt. „Nein, wie Sie sich wieder schön gemacht haben, Demoiselle Luise! Dieser Hut, dieser Hut — einfach unglaublich — eunkojabel, wie man in Paris sagt!"

Der Amazonenhut, den Luise Gleich zum kurztailligen, fußfreien, streifenbesetzten Kleide mit Puffärmeln und hohem, vorn schräglinig offenstehendem Kragen trug, war tatsächlich ein Wunderwerk, ein Wunderwerk der allerneuesten Mode: eine Art von Kürassierhelm mit Kamm, Federstutz und hinten herabfallendem Haarschweif, der das Lockenhaar der Trägerin nur an den Schläfen ein wenig sichtbar ließ und mit

breitem, unterm Kinn verknüpftem Stirnband auf dem Haupte festgehalten wurde.

Papa Gleich, der das herrliche Toilettestück ebenfalls heute zum erstenmal sah, schien weniger davon begeistert als der galante Kindler, sondern vielmehr geneigt, an seine Tochter einige scharfe Fragen zu richten. Die Anwesenheit des fremden Gastes aber und die Notwendigkeit, ihn vorzustellen, hinderten ihn daran.

Luise Gleich musterte den voraussichtlichen Kollegen eingehend und ein bißchen spöttisch, wendete sich aber nach ein paar nichtssagenden Höflichkeitsworten sofort wieder ihrem guten Bekannten, Pepi Kindler, zu.

Jedoch Ferdinand Raimund setzte sich nicht mehr, sondern drängte zum Aufbruche. Papa Gleich, dem sein in einem immer noch sehr kritischen Augenblicke verlassener ritterlicher Held wieder mahnend ins Gedächtnis kam, Frau Gleich, die sich nach Ausruhen von fast ununterbrochener häuslicher Tätigkeit sehnte, protestierten kaum der Form halber.

So verabschiedeten sich die beiden Freunde.

Als sie miteinander durch die dunkelnden Gassen der Josefstadt ihrem nahen Heim zuschritten, fragte Kindler:

„No, wie g'fallt dir die Familie?“

Ferdinand Raimund erwiderte nichts.

Also beantwortete der zwanzigjährige Kindler die Frage selbst:

„Der Vater is ein eitler Vielschmierer, der glaubt, daß er die Weisheit mit Löffeln g'fressen hat und daß ohne ihn das Theater nicht existieren könnt' — im übrigen ein armes Simandl und ein seelenguter Patsch.

Die Frau macht ihm das Leben sauer g'nug, sie bild't sich — wie übrigens neunundneunzig Prozent von allen Weibsbildern — ein, daß sie ein viel besseres Los verdient hätt' — aber wer nicht just das Malheur hat, mit ihr verheirat't zu sein, der kann schon auskommen mit ihr. No, und was sagst zu der Tochter?"

Wiederum überhörte Ferdinand Raimund die Aufforderung, sich zu äußern.

Da fuhr Kindler fort:

„So was von Koketterie und amour propre, als wie die is, muß man schon mit der Latern' suchen. Ich glaub', für einen neuen Deckel oder ein neues Kleid verkauft die Putzdocken ihre Seligkeit. Und bei jeder Remasuri is s' dabei mit ihre fufzehneinhalb Jahr'. No, wer die einmal zum Weib kriegt, der braucht schon Courage... Aber ein sauberes G'frießl hat sie, was, mudelsauber is sie?"

Ferdinand Raimund nickte träumerisch vor sich hin, aber ob er damit Kindlers Frage bejahen wollte oder nicht vielmehr irgend eine andere, ganz andere, die er sich selbst im stillen gestellt, ward jenem keineswegs klar.

Plötzlich blieb Ferdinand Raimund stehen, faßte des Freundes Hand, drückte sie fest und flüsterte heiß und innig:

„Ach Gott, ich bin ja so dankbar, ich bin euch allen so dankbar — so dankbar!"

## 10.



Nun also weilte Ferdinand Raimund wieder in seiner Vaterstadt Wien. — Wie oft, wenn ihn Not und Sorge plagten, wenn ihn Mutlosigkeit zu Boden drückte, wenn er an seinen Mitmenschen gleichermaßen wie an sich selbst verzweifelte, war sie ihm in der Einbildung erschienen mit ihren zahllosen Türmen, die ein einziger, gigantischer, unvergleichlicher, hoch überragte, ihren Kuppeln und Palästen, ihren alten Gäßchen und Schindeldächern, ihren Einwohnern, die ihn, je weiter er von ihnen entfernt gewesen, umso lieber, umso treuer, umso hilfreicher und gütiger dünkten!

Nun umfing sie ihn wieder, die langentbehrte, nun erblickte er sie in ihrem schönsten Schmuck, in der Frühlingsblütenpracht ihrer Gärten und Gärtchen, nun war er heimgekehrt als reuiger Sohn, den die Fremde gerüttelt und gehärtet, und nun schien es ihm schier unfaßbar, daß er sie jemals gemieden.

Auch sie hatte viel erlebt in dem Halbdutzend Jahre, die seine künstlerischen Lehr- und Leidensjahre gewesen, viel erlebt und viel erlitten. Mit voller Wucht war der Schicksalssturm über sie dahingebraust, von dem er im ungarischen Osten nur das letzte, leise Wehen verspürt,



Digitized by Google

und hatte als Orkan in ihr gewütet. Und des blutigen, männermordenden Streites Narben trug auch sie sichtbar an ihrem ehrwürdigen steinernen Leibe. Am sichtbarsten dort, wo einst schützend und drohend vor mächtigen Wällen feste Ravelins sich erhoben hatten, denn da klafften jetzt Höhlen und Lücken, da türmte sich Schutt und Geröll, da starrten traurige Ruinen, Hunderte von Schritten weit, beim Schottentor, beim Burgtor, an der Löwelbastei und Augustinerbastei. Hie und da hatte man die Trümmer beseitigt oder geebnet, hie und da überwuchsen sie Gras und Strauch, die Wiener hatten sich bereits gewöhnt an den neuen und traurigen Anblick, den Heimgekehrten aber mahnten die Wunden der Vaterstadt unwillkürlich an seines Herzens kaum verharschte Wunden.

Und die lieben Landsleute — Gott sei's geklagt, auch sie gewannen just nicht bei näherer Betrachtung und näherem Verkehr. Bald genug sollte Ferdinand Raimund auch dieses innewerden, ohne daß er die Ursache bloß auf seinen durch Erfahrung geschärften oder durch Leid getrübten Blick schieben konnte.

Pepi Kindler, der gute, treue Freund, der ihn gerettet und heimgeholt hatte, bot ihm fürs erste auch Unterkunft und Obdach, teilte brüderlich mit ihm das Stübchen, das er in der Nähe des Josefstädter-Theaters bewohnte. Doch für immer durfte ja Ferdinand Raimund diese Gastfreundschaft nicht beanspruchen, durfte seinem Schützer nicht zur empfindlichen Last werden. Und er sehnte sich überdies nach einer eigenen Kammer, und wär's die bescheidenste, wo er seinem Streben,

seinem Studium sich jederzeit hingeben konnte, unbehindert und ohne Furcht, die Rücksicht auf den Nachbar zu verletzen.

Allein dies Verlangen war keineswegs so leicht zu befriedigen, wie er gedacht hatte.

Stundenlang konnte einer im Frühling des Heilsjahres 1814 in den Gassen der Stadt wie der nahen Vorstädte umherstreifen, ohne an einem Haustore den gewohnten Anschlag zu finden, daß hier eine Wohnung zu „verlassen" sei. Der Krieg, der doch viele Tausende aus dem mangelhaften Diesseits in ein besseres Jenseits befördert hatte, dem die gescheiten Leute nachrühmten, daß er mindestens ein Gutes gehabt habe, nämlich der drohenden Übervölkerung zu wehren, und von dem die ganz gescheiten insgeheim geradezu behaupteten, er sei eigentlich zu diesem obersten Zwecke geführt worden — der lange Krieg hatte schwerbegreiflicherweise neben so manchen anderen Nachwehen den Wienern auch eine arge Wohnungsnot beschert.

Aber freilich, daß sich diese allgemach so über die Maßen steigerte, daran trug nicht der Krieg, sondern der folgende Frieden oder, ganz genau gesagt, daran trugen die Menschen Schuld, die weder Krieg noch Frieden zu ändern und zu bessern vermochte.

Kaum daß der von allen Seiten umstellte korsische Tiger sich in seinen letzten unhaltbaren Schlupfwinkel zurückgezogen hatte und der Feldzug in Frankreich sich dem glücklichen Ausgang näherte, da verbreiteten sich außer diesen günstigen Nachrichten auch schon rosige Gerüchte, die von großen, unerhörten, niegesehe-

nen Friedensfesten sprachen, rauschenden Feierlichkeiten, deren Hauptschauplatz nirgendwo sein konnte und durfte als in der einstigen Hauptstadt des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation, der jetzigen Residenz des Kaisertums Österreich. Und ehe noch diese willkommene Fama irgend welche Bekräftigung fand, erwogen schon die Wiener Hausherren die persönlichen Vorteile, die ihnen kluge Vorausberechnung der nahen Zukunft bringen konnte, und trachteten, ihr Verhalten danach einzurichten. Der bestimmt zu erwartende Zustrom fremder Besucher, der Strom von Gold, in dem sie einher schwammen, mußte ein bequemes Bett finden und möglichst zahlreiche Kanäle und Kanälchen, die in die Kassen und Geldbeutel der Erbgesessenen mündeten. Und gar als der Friede förmlich unterzeichnet und der große Fürstenkongreß, der Wiener Kongreß, beschlossen war, da griff der Taumel des winkenden Geldverdienens immer weiter, immer tiefer, bis hinab in die Schichten, denen bisher derartige Spekulationen fremd gewesen. Die dürren Jahre waren vorüber, eine reiche Ernte stand bevor, wer immer es vermochte, schärfte die Sichel und setzte seine Scheune instand.

„Die Hausherren", spottete der Eipeldauer, „machen alle möglichen patriotischen Anstalten, daß die fremden Passagier' in ihre Häuser Dach und Fach finden — und die Afterbestandverlasser sein fast noch patriotischer: denn die werfen dort und da gar ihre bisherigen Parteien hinaus, damit nur die Fremden bei ihnen Platz finden. Oft kriecht die ganze Familie in ein Loch zusammen, nur damit s' alle übrigen Zimmer verlassen

können — da hocken s' oft übereinand' wie die Künigl-hasen oder wie die polnischen Juden, und da verlassen s' zwei oder drei Zimmer um miserable fünfhundert oder sechshundert oder auch tausend Gulden das Monat — das wird doch a Patriotismus sein!"

Wer auf der Wohnungssuche war in Wien mit so schmaler, fast leerer Börse wie der Schauspieler Ferdinand Raimund, der konnte, der mußte es von einer besonderen Seite kennenlernen in der ersten Hälfte des Jahres 1814, das wankelmütige, so leicht zu beeinflussende goldene Wienerherz.

Ob die Weigerung seines Schwagers, des Schneidermeisters Anton Benesch, ihn bei sich aufzunehmen, etwa auf die gleichen gewinnsüchtigen Urgründe zurückzuführen war, blieb zweifelhaft. Der hatte ja mit seiner Frau Anna bereits zwei Söhne, es war nicht gut von ihm zu verlangen, daß er sich in seinen beschränkten Wohnungsverhältnissen noch mehr einschränken sollte einem angeheirateten Verwandten zuliebe, der lange Jahre nichts von sich hatte hören lassen, der jetzt plötzlich wie aus der Versenkung auftauchte, dem er niemals sonderlich grün gewesen war und von dessen Zukunft er sich blutwenig versprach. Ferdinand Raimund begriff dies Sträuben und begriff es ohne übermäßiges Bedauern, wenngleich nicht ohne ein leises Weh in der Brust.

Er war jetzt eben ein Einsamer.

Andreas von Seeborn, der alte Warner, nach dem er schon am Tage seiner Ankunft gefragt, war gestorben — ja mehr als das, die letzte Spur seines Erdendaseins

war verwischt. Als man ihn eines Morgens kalt und starr im Bette aufgefunden hatte, zwischen abgegriffenen Schmökern und vergilbten Schriften, da stellte sich zur Überraschung aller derer, die ihn für einen reichen Geizhals gehalten, heraus, daß er gerade rechtzeitig von einer Welt Abschied genommen hatte, in der einzig und allein der Tod umsonst war. Vergebens forschte die alte Dame, die ihn als Bedienungsfrau, wie man wohl zu sagen pflegt, betreut hatte, nach Geld und Testament, vergebens nachträglich auch der Fiskus. So blieb diesem bloß die Sorge, die sonstige Habe des Verblichenen im Interesse der Allgemeinheit in Beschlag zu nehmen, für ein Leichenbegängnis allerbescheidenster Gattung zu sorgen, den Fall zu protokollieren und zu registrieren und etwaige unbekannte „Verlaßansprecher" im „Allgemeinen Intelligenzblatt zur österreichisch-kaiserlichen privilegierten Wiener Zeitung" öffentlich zu „konvozieren".

Auf dem Hundsturmer Friedhofe, wo schon Ferdinand Raimunds Mutter und Vater schliefen, hatte auch sein Freund Andreas von Seeborn, der Vielgewanderte, die letzte Rast gefunden. Den Hügel aber, der ihn deckte, konnte der Totengräber nicht mehr genau bezeichnen.

„O mein, das is schwer zum sag'n!" war die Auskunft, die Ferdinand von ihm erhielt. „Da müßt' i an Kopf hab'n wie a Wasserschaff'l, wann i mir das alles merken sollt'. Wart' der Herr ein bißel, i wer' nachdenken — da kann's g'wesen sein — oder dorten — ja, da oder dorten in der Näh' war's jedenfalls, wo wir ihn begrab'n hab'n."

Vergebens kämpfend mit dem bedrückenden Gefühl,

das diese Auskunft in seiner Brust weckte, wendete sich Ferdinand Raimund mutlosen Schrittes wieder dem Friedhofstore zu. Zerstreut überflog sein Auge die Namen der im Tode noch Bevorzugten, die auf schlichten oder protzigen Steinen verewigt waren. Plötzlich aber blieb es auf einem unverkennbar noch neuen Monument haften. „Jung“ stand dort unter dem trüben Symbol des Schlangenringes gemeißelt — „Michael Jung“ las er im Nähertreten. Und dann darunter in kleinerer Schrift: „Bürgerlicher Zuckerbäckermeister allhier ...“

Kein Zweifel mehr! Auch sein einstiger Lehrherr war vor kurzem den Weg alles Fleisches gegangen, der Rüstige, Lebenslustige, dem, die ihn kannten, noch Jahrzehnte zugemessen hätten. Und mit einemmal stand der dicke, biedere, schwäbische Wiener springlebendig vor Raimunds rückschauendem Geiste, mit seinen komischen Schwächen, seiner drolligen Gutmütigkeit.

Also auch der für immerdar seinem Gesichtskreis entschwunden ... Herb und heiß stieg es ihm in Kehle und Augen ...

Allmählich nur richtete er sich auf an dem Gedanken, daß er ja doch in seiner großen Vaterstadt wenigstens einen gutmeinenden und opferbereiten Freund noch besitze, den Kindler Pepi.

Der nahm trotz seiner Jugend, kaum über die Zwanzig war er ja hinaus, schon eine recht gefestigte und geachtete Stellung an der Josefstädter Bühne ein. Er war überall verwendbar, in komischen wie in ernsten, in den kleinsten wie in den größten Rollen, hatte noch keine verdorben und, was ihm der Herr Direktor Huber be-

sonders hoch anrechnete, noch niemals eine schlechte Kritik erhalten.

Pepi Kindler hatte als erster seinen Kollegen und Kolleginnen den bevorstehenden Eintritt Ferdinand Raimunds in das Ensemble angekündigt und mit den lobendsten und empfehlendsten Erläuterungen begleitet. Alles war gespannt auf den „Neuen".

Eine Schilderung seiner Person gab zuerst die jugendliche Liebhaberin Luise Gleich, nachdem sie ihn bei ihrem Vater gesehen und kennengelernt hatte. Sie war nicht liebevoll geschmeichelt, diese Schilderung.

„Alsdann ein' Kavalier dürfts euch net vorstellen", berichtete das Mädchen lustig auf der Bühne, vor Beginn der Probe. „Im Gegenteil. Der Frack, den er ang'habt hat — ein' zweiten hat er wahrscheinlich eh net z' Haus — g'hört längst in Pension, und sein' Chapeau nimmt höchstens der Aschenmann als a g'schenkter. Und unterhaltlich is er grad auch net, der Herr von Raimund, mir is's vorkommen, als ob er's Reden verlernt hätt' drunt' in der wilden Walachei ... Ob er sauber is? No, die Gusto sein verschieden. Mir hat er net g'fall'n. Zaundürr is er und kasig im G'sicht, Haar' hat er ja viel und schöne — nein, net schwarz, blond sein s' — nur ord'ntlich durchkampeln könnt' er sich s' einmal, Aug'n hat er so groß wie Kirchenfenster, aber net zwei Minuten lang kann er einem ruhig ins G'sicht schau'n. Und was mich b'sonders g'magerlt hat an ihm, den Mund verziegt er immer, als ob er ein' heimlich ausspotten tät', als ob er sag'n wollt': Ihr seids mir alle miteinand' zu dumm ..."

Pepi Kindler war ebensowenig anwesend wie der also Porträtierte, sonst hätte wohl er die Boshafte zurecht gewiesen. Bei den übrigen war des Dichtertöchterleins lose Zunge zu wohl bekannt, als daß man ihrem Bericht unbedingten Glauben schenkte. Man behielt sich im Stillen vor, ihn aus eigener Anschauung auf seine Stichhältigkeit zu prüfen. Auflehnen gegen ihn tat sich bloß die jugendliche Madame Walla, die zu ihrem neben ihr stehenden, gemeinsam mit ihr engagierten Gatten ziemlich vernehmbar sagte:

„Einen armen Teufel heruntersetzen is eine leichte Kunst. Aber um die beneid' ich niemanden ..."

Als sich Ferdinand Raimund etliche Tage später vorstellte — er hatte als erste Debütrolle die Hauptrolle in Kotzebues Posse „Die Belagerung von Saragossa oder Pachter Feldkümmels Hochzeitstag" zugewiesen erhalten — da blieben die Meinungen geteilt.

Die männlichen Mitglieder der Bühne, Ruczizka, Seligmann, Stadler, Rothe, Wiser, Neukäufler, Neubruck, Zacharda, schlossen sich größtenteils der Meinung der hübschen, feschen, scharfzüngigen Gleich an, aus Galanterie sowohl wie aus unüberwindlicher Abneigung gegen jeden neuen Rivalen, die weiblichen, voran Madame Walla und die gleichzeitig mit Raimund neuverpflichtete Demoiselle Schätzl, widersprachen mehr oder minder entschieden.

Herr Walla war, wie immer, auf der Seite seiner Gattin.

„Find' ich ihn gar nit so übel, den Raimund", sagte er gutmütig in seinem böhmisch-deutschen Komiker-Dia-

lekt, der das Entzücken der Galerie war. „Scheint ganz braver Kerl zu sein, wird sich schon 'rausmausen mit Zeit ..."

Die Vorzeichen für Raimunds erstes Auftreten ließen sich recht günstig an. Adolf Bäuerles beliebte und gefürchtete „Theater-Zeitung", die zum Ärger des Direktors und aller Mitglieder des Josefstädter Theaters seit langem von dieser Bühne gar keine Notiz genommen hatte, brachte ganz unerwartet am 15. April einen längeren Aufsatz über sie: Er sprach sich äußerst lobend aus über die Neugestaltung, Ausschmückung und Vergrößerung des Zuschauerraumes, die in der Karwoche vorgenommen worden waren — „Streben der Direktion", „keine Kosten gescheut" und dergleichen — und hob unter den Neuengagements das der Demoiselle Schätzl und des Herrn Raimund besonders hervor.

Und als das erste Auftreten Ferdinand Raimunds stattgefunden hatte, da stand nach einer abfälligen Bemerkung über das Stück, das ja nur von Kotzebue, nicht von Adolf Bäuerle verfaßt war, in der „Theater-Zeitung" schwarz auf weiß zu lesen:

„Herr Raimund spielte so richtig, so brav und in allen Teilen der Rolle so erschöpfend, daß ihn einstimmiger Beifall belohnte."

Pepi Kindler, auch Herr und Frau Walla freuten sich über diesen Erfolg und diese Anerkennung weit mehr als der Belobte selbst.

Zwar hatte Raimund nicht, wie Luise Gleich spöttelte, erwartet, daß Publikum und Kritik „vor Begeisterung am Kopf stehn" würden. Aber er war viel zu sehr mit

seiner zweiten Antrittsrolle beschäftigt, der Rolle des Franz Moor. Für „Intrigants und zweite komische Partien" bestimmt, legte er unendlich mehr Gewicht auf jene als auf diese und hoffte, bald den Komiker für immer an den Nagel hängen zu können.

Zwei Tage nach dem „Feldkümmel" ging Friedrich Schillers unbändiges Räuber- und Freiheitsdrama, dem das k. k. Hoftheater nächst der Burg verschlossen war, das man aber schon sechs Jahre vorher im Theater an der Wien mit dem Hofburgschauspieler Ochsenheimer als Franz gesehen hatte, über die Bühne des Josefstädter Theaters.

Das kühne Beginnen, das gewaltige Wagnis ging glücklich vorüber, das Publikum schien zufrieden, obwohl die Stürme von Beifall auch diesmal ausblieben.

Nun war alles gespannt auf die Rezension der „Theater-Zeitung". Die brachte zuerst nur eine kurze Bemerkung, die feststellte, daß Herr Raimund den Franz Moor wiederum „brav" und sogar „zur allgemeinen Bewunderung" gegeben habe. Mit der verheißenen ausführlichen Würdigung ließ sie sich Zeit, acht Tage, ja fast vierzehn Tage.

An einem Mittwochvormittag zu Ende April aber stürzte Pepi Kindler, ein druckfeuchtes Blatt hoch in der Hand schwingend, in das gemeinsame Wohnzimmer, wo Ferdinand Raimund eine neue komische Rolle im Kampfe zwischen Widerwillen und Pflichtbewußtsein memorierte:

„Alsdann jetzt paß' auf! Der hat ihnen's ordentlich 'neing'sagt, allen miteinander — allen außer dir! Du

allein bist g'lobt, die andern sind verrissen! Jetzt hast ihnen 's neue Jahr abg'wonnen! Paß auf!"

Er setzte sich und begann laut und nachdrücklich vorzulesen:

„Herr Arbesser debütierte als Karl Moor . . . Er kann nicht drei Worte ordentlich deutsch reden . . . Seine Riesenfigur ist ihm überall im Wege . . . Man hatte manchmal das Gefühl, er wolle die Rolle parodieren... No, was sagst?"

„Er tut mir leid, der arme Dalk", sagte Ferdinand Raimund. „Lies weiter!"

„Ah was, leid! Die Wahrheit ist's. Er soll halt, wann er zum Schauspieler kein Talent hat, Schlosser werden oder Sesseltrager. Da passet er dazu und dabei wär' ihm seine Riesenfigur net im Weg . . . Alsdann weiter: Ein in eben dem Grade unglücklicher Schauspieler ist Herr Montesillo, von dem man gar nicht begreifen kann, was er mit der Rolle des Kosinsky wollte . . . Herr Stadler gab den Roller, Herr Elzner den Razmann. Ersterer war in der Szene, als er vom Galgen kommt, so drollig, daß man einen Lustigmacher von einer Bauernhochzeit zu sehen glaubte, letzterer formte aus seiner Nebenrolle eine Hauptrolle, indem er auf Kosten seiner Kameraden aufzufallen sich bemühte, was er sprach, war zum Totlachen . . . Dasselbe gilt auch von Herrn Seligmann als Spiegelberg, einmal sagte er gar statt memento mori! — momento moreau... Haha! Hahaha!"

Herr Josef Kindler bog sich förmlich vor schadenfroher Heiterkeit.

Dann sprach er von neuem:

„Sogar die Schätzl war ihm dasmal nicht recht. Sie darf, sagt er, nur in komischen Rollen auftreten ... Kurz, an keinem laßt er einen guten Faden als wie an dir. Über dich schreibt er aber auch das meiste.“

Nachdem Kindler also gesprochen, tat er, als wolle er das Blatt zusammenfalten und in die Tasche stecken.

Da sprang Ferdinand Raimund auf ihn zu:

„Gib her!“

„Ah so!“ machte Kindler scheinbar erstaunt. „Dich interessiert's alsdann? Du willst es lesen?“

Raimund stampfte mit dem Fuße, entwand ihm das Blatt, trat zum Fenster und las:

„Herr Ferdinand Raimund kopierte den Ochsenheimer in dieser Rolle. Noch nie haben wir so glänzend kopieren gesehen. Jede Bewegung, jeder Zug im Gesichte war Herrn Ochsenheimer abgelauscht. Gang, Mantelwurf, Ausbreiten der Arme, das gemessene Vor- und Rückwärtstreten — alles hat er von Herrn Ochsenheimer ausgeborgt, alles ahmt er ihm von Szene zu Szene nach. Wir sind keine Freunde vom Kopieren, sonst freilich müßten wir gestehen, es war ein sehr angenehmer Abend. Man rief Herrn Raimund am Ende des Stückes hervor, wofür er im Geiste seines Musters dankte ...“

„No alsdann, da siehst es!“ fiel Pepi Kindler ein und wollte die Zeitung rasch wieder an sich nehmen. Ferdinand Raimund hielt sie fest und las weiter:

„Aber der Kopist ist immer nur ein untergeordneter Mensch in der Kunst und wird es nie zur Meisterschaft

bringen, wenn er das Große nicht aus sich selbst zu schöpfen gelernt hat ..."

Er war blaß und immer blasser geworden. Jetzt ließ er das Blatt sinken. Jetzt sagte er heiser:

„Und das nennst du eine gute Kritik?"

„No, erlaub' du mir," fuhr Kindler auf, „eine schlechte ist 's doch nicht! Dem Ochsenheimer von der Burg zu gleichen, ist doch keine Schand'!"

Ferdinand Raimund antwortete nichts, sondern sah lang und starr ins Leere.

Pepi Kindler stand unmutig auf, riß ihm die Zeitung aus der Hand, stopfte sie in den Sack und fragte:

„Gehst jetzt essen mit mir?"

Ferdinand Raimund schüttelte trüb den Kopf:

„Geh allein ... Ich hab' gar keinen Hunger mehr ..."

„Also tu' von mir aus, was du willst!" schrie ihn Kindler an. „Mit dir is nichts Gescheites anzufangen! Mir scheint, du bist wirklich ein recht ein z'widerer, arroganter Kerl' word'n! Mir scheint schon beinah', du rappelst!"

Und er stülpte zornig den Hut auf den Kopf und stürzte hinaus, den Freund seiner Einsamkeit und seinem Grübeln überlassend.

## 11.




ie wird es der zur Meisterschaft bringen, der das Große kopiert, aber nicht aus sich selbst schöpfen gelernt hat ... — Vielleicht noch kein Wort eines Kritikers, seitdem Theaterkritiken geschrieben werden, hatte auf den Kritisierten tieferen und nachhaltigeren Eindruck gemacht, als dieses Wort auf Ferdinand Raimund. Unablässig trug, unaufhörlich wälzte er es im Kopfe. Wie eine Schmach empfand er es.

Seine Kollegen merkten ihm das an, doch sie begriffen es nicht recht. Und noch viel weniger begriff es sein Direktor. Der war ja geradezu glücklich und stolz, eine solche Zugkraft an seinem Theater zu haben wie einen „zweiten Ochsenheimer". Gelang es ihm, etwa noch einen „zweiten Hasenhut" anzuwerben, dann war er ein gemachter Mann.

Ferdinand Raimund aber wollte durchaus kein Zweiter werden, sondern ein Erster.

Sogleich, nachdem er in Wien angekommen, war er in die Wiener Theater gelaufen, so oft er durch Josef Kindler, der mit sämtlichen Wiener Schauspielern bekannt war und zu allen Wiener Theaterdirektoren gute Beziehungen hatte, unentgeltliche Gelegenheit dazu er-



Digitized by Google

hielt. Und besonders die Erstaufführung des Schiller-schen „Wallenstein" am Burgtheater mit Koberwein in der Titelrolle, Krüger als Octavio, Korn als Max Piccolomini und — Ochsenheimer als Buttler war ihm köstliches Erlebnis und zugleich wunderbare Belebung teurer Erinnerungen gewesen.

Jetzt aber fing er plötzlich an, die Theater zu meiden, sogar das eigene, wenn er nicht darstellerisch beschäftigt war. Er fürchtete, neuerlich zum Kopieren verleitet, er fürchtete eben, ein Kopist zu werden statt eines schaffenden Meisters.

Dafür streifte er, wann es die künstlerische Tagesarbeit gestattete, durch die Straßen der Stadt, um menschliches Wesen in allen seinen Äußerungen am Ursprunge kennenzulernen, menschliche Leidenschaften in ihren leisesten Regungen zu beobachten.

„Weißt noch," sagte sein Freund Kindler eines Tages lachend zu ihm, „weißt noch, was du mir anno 1805, wie die Franzosen zum erstenmal da waren, vor-g'worfen hast? Daß i überall dabei bin! Alsdann jetzten bist, scheint mir, du überall dabei!"

Ferdinand Raimund hätte allerdings einwenden können, daß der Anlaß ganz anders sei als damals.

Wien schwamm jetzt in einem Meer von Jubel, in einem Taumel froher Erwartung.

Die Nachricht von der Einnahme von Paris und vom Friedensschlusse, die ein Kurier, begleitet von hundertundsieben Postillonen, nach der Hauptstadt brachte, die Ankunft des siegreichen Kaisers Franz in Schönbrunn und als Höhepunkt ein festlicher Einzug in

die Stadt waren Spektakel, die alle Wiener Bürger auf die Beine brachten, alle wienerische Art und Unart wieder einmal offenbarten.

In Schönbrunn rissen sie dem erschöpften Monarchen fast die Kleider vom Leibe und drängten ihm nach über die Stiege bis in seine Gemächer; und das Jubelgeschrei war „entsetzlich" — entsetzlicher aber noch die „Spitze", „Fahnln", „Haarbeutel" und „Hiebe", die wenige Stunden darauf von den patriotisch Begeisterten, Mann, Weib und Kind, von den verschiedenen „Heurigen" nach Haus getragen wurden.

Zu beiden Seiten der großen Triumphpforte, die dem Einziehenden vor dem Kärntnertor errichtet war, harrten viele Tausende von Unbemittelten und Armen, Kopf an Kopf, Bauch an Rücken, eine ganze Nacht hindurch, die anderen aber, denen infolge überreicher Kriegsgewinste einfach nichts zu kostspielig sein konnte, schliefen ruhig in ihren weichen Pfühlen bis zur Stunde der Feier, denn sie hatten längst Platzkarten für die Tribünen im Besitze, die wiederum andere, Spekulationstüchtige, ursprünglich erworben und ihnen mit ungeheurem Aufgeld überlassen hatten.

Wucherer, adelsstolze Nichtstuer und mehr oder minder zweifelhafte Dämchen blähten sich vorn auf den bequemen Sitzen und wedelten mit parfümierten Tüchern, als der Vater des Volkes und des Vaterlandes durch den Triumphbogen ritt — Greise, die die Medaillen von Hochkirch und Kunersdorf auf der eingesunkenen Brust trugen, Jünglinge, die einen Arm oder ein Bein bei Leipzig gelassen hatten, alte Mütterlein, in deren

Freudentränen sich die Trauertränen um gefallene Enkel mischten, Kinder, die ohne Ahnung von der robusten Ichsucht der Erwachsenen, Stärkeren, zu schauen und zu staunen gekommen waren, wurden von der Bürgerwehr hierhin und dorthin gejagt oder auch beim Schmettern der Militärmusik im Getümmel halbtotgetreten. Frivolität, Lasterhaftigkeit und seicht witzelnder Unglaube fanden gleichsam selbstverständlichen Einlaß zum Dankgottesdienste in der Stephanskirche, schlichte Frömmigkeit mußte sich begnügen, von fern her einen sehnsuchtsvollen Blick auf die Pfeiler des Domes zu werfen.

Die Großen der Welt und die Gedankenlosen wußten nichts von diesen und noch viel ärgeren Kontrasten, wollten auch gar nichts davon wissen. Ferdinand Raimund schaute sie mit schmerzlich geschärftem Blick, und was er nicht sah, noch vernahm, das empfand und fühlte er doch im innersten Herzen. Ein Wort des entschwundenen alten Seeborn kam ihm oft in den Sinn: „Tyrannen könnt ihr stürzen, doch niemals die Tyrannei!" Und das zweite, unsagbar bittere: „Gesindel!"

Wenn er die byzantinischen Festgedichte las, mit denen jetzt die Blätter überschwemmt wurden, vor allem die „Theater-Zeitung", und die Ankündigungen der patriotischen Gelegenheitsstücke, mit denen die Lokaldichter, voran Herr Joseph Alois Gleich, Herr Adolf Bäuerle, Herr Karl Meisl, Herr Ignaz Franz Castelli, einander zu überbieten suchten, wenn er, schier buchstäblich auf den Straßen, den Wettlauf der Loyalen um Ämter und Ämtchen und Gnadenbeweise und Hofküchenabfälle sah,

dann ekelte ihn vor seiner Vaterstadt und seinen Landsleuten.

Aber wenn er dann wieder einmal Zeuge ward, wie Armut schweigend und demutsvoll getragen wurde und von ihrem Bißchen dem noch Ärmeren samaritanisch mitteilte, wie Hoffnung auf Gerechtigkeit und Freiheit in den Geknechtetsten unauslöschlich lebte und mancher von Kunst und Bildung Ausgeschlossene um Bildung und Kunstgenuß unbewußt rang, wenn er durch einen besonders günstigen Zufall auf Verständnis seines Tiefsten und Geheimsten gerade dort stieß, wo er es zuletzt erwartet hatte, da zuckte es hell durch sein Inneres und da empfand er seine Volkszugehörigkeit, seine Zugehörigkeit zu den Unteren und Kleinen nicht mit Bitterkeit, sondern mit Stolz. Und da empfand er mit doppelter Stärke den Drang, aus Menschenherzen zu schöpfen und zu gestalten, nicht aber Vorbildern, und wären sie noch so hohe, nachahmend zu folgen.

Noch aber fehlte dem Drange die Fähigkeit.

Oft und oft noch ward ihm von den Kritikern vorgeworfen, er „kopiere“, bis ihnen die Neuheit seiner Erscheinung allmählich verblaßte und sein Rang als keineswegs hervorragende, doch immerhin brauchbare zweite Kraft sozusagen festzustehen schien.

Auch auf der dem Baron Ehrenfels gehörigen Meidlinger Bühne, von der er einst mit Schand' und Spott gewiesen worden war, trat er nun im sommerlichen Gastspiel der josefstädtischen Gesellschaft auf, aber nicht als klassischer Bösewicht, sondern als — Harlekin in einer läppischen Pantomime.

Seine materiellen Verhältnisse waren auch jetzt noch nichts weniger als glänzend. Seine Bezahlung wäre wohl trotz der außerordentlichen Teuerung aller Lebensmittel und Bedarfsgegenstände, die der Kongreß mit sich brachte, knapp hinreichend gewesen, hätte er sie für seinen Unterhalt allein verwenden können. Indes die dringend notwendige Nachschaffung besserer, reichlicherer Garderobe und Wäsche und, nicht zuletzt, Abtragung drückender Schulden aus seiner Wanderzeit — die brave Frau Scheible in Raab hatte er zuerst und reichlich entschädigt — verschlangen vorläufig den größten Teil seines Einkommens.

Unter den blühenden Alleebäumen der Basteien, bei der „Ochsenmühle" auf dem Paradeplatze, wo durch die Sprengung der Festungswerke ein Durchlaß in die Vorstadt eröffnet war und wo seitdem nicht nur vornehme Damen und Stutzer, sondern auch Fabriksarbeiterinnen mit ihren Begleitern ein „Becherl G'frornes" oder ein paar zur Erquickung zu sich nahmen, konnte man an manch einem schwülen, theaterfreien Abende des Sommers 1814 einen jungen Mann in unscheinbarer Kleidung, mit zerwühltem blondem Lockenkopf und strahlend blauen Augen sinnend oder betrachtend umherwandeln sehen, den Schauspieler Ferdinand Raimund vom Josefstädter Theater; aber dem langte es auf kein Plützerl Bier, geschweige denn auf süßes Eis, der hatte daheim zu seinem Butterbrot ein Glas Wasser getrunken.

Seinem Freunde Pepi Kindler, der kein Freund von einsamen Spaziergängen war, sondern seine freien

Abende stets in angenehmer Gesellschaft zuzubringen wußte, brauchte Ferdinand Raimund jetzt nicht mehr zur Last zu fallen. Er hatte endlich ein eigenes Stübchen gefunden, und zwar bei dem Ehepaare Walla.

Frau Walla, die den Neuling schon verteidigt hatte, ehe sie ihn persönlich kennengelernt, und später immer mehr Gefallen fand an seinem ganzen treuherzigen Wesen und Gehaben, hatte ihren Eheherrn überredet, ihm einen Raum ihrer angeblich zu geräumigen Wohnung in der Josefstadt gegen mäßigen Mietzins abzutreten. Vielleicht wäre sie sogar persönlich in ihrem Wohlwollen gegen den netten jungen Mann, der ihrem „Gusto“ auch in seinen körperlichen Vorzügen entsprach und der noch kein weibliches Wesen gefunden zu haben schien, das sich dauernd um ihn annahm, noch weiter, viel weiter gegangen, wenn jener einmal ernstlich und dringend darauf Anspruch erhoben hätte. Aber da er — obwohl, wie gelegentliches Getändel mit hübschen Schauspielerinnen oder Choristinnen schon bewiesen hatte, sinnlichen Genüssen keineswegs abhold — offenbar auch seine Ehrenpflicht gegen seinen Wirt und Hausherrn, wie alle anderen Pflichten, völlig ernst auffaßte, so begnügte sich Madame Walla schließlich seufzend mit dem Bewußtsein ihrer Treue und ehelichen Tugend und der verfrühten Rolle zärtlicher Mütterlichkeit.

Herr Walla hatte seinen pünktlich zahlenden Gast ebenfalls gern, er rechnete ihm neben so vielen anderen schätzenswerten Eigenschaften auch diese hoch an, daß er sich über seine unleugbare „böhmakelnde“ Aussprache

des Wienerischen auch außerhalb der Bühne noch nie lustig gemacht hatte, wie alle anderen taten.

„Find' ich nicht nur ärgerlich, das," sagte er einmal zu Raimund, „find' ich auch dumm. Hab' ich Deutsch gelernt in Jugend, so gut, wie ich hab' können. Red' ich deutsch zu Haus, red' ich deutsch in Wirtshaus. Wann ich dalketen Böhm' spiel' in Theater, dann ist mir recht, wann Publikum lacht. Aber krieg' ich Viechzorn, wann ich werd' ausgespottet, als wär' ich nicht gute Deutsche! Glaub' ich nicht, daß das in Ordnung ist."

Ferdinand Raimund glaubte es auch nicht und tröstete seinen Gastgeber, er solle sich „nix drausmachen".

Aber das familiäre Verhältnis, das dem jungen Schauspieler den in seinem Stande so seltenen Genuß häuslicher Ordnung beschert und ihn vor mancher Ausschweifung bewahrt hatte, dauerte nur kurze Zeit.

Im September ging Herr Roser, der Kapellmeister des Josefstädter Theaters, der mit der „Theater-Zeitung" wegen einer abfälligen, nach seiner Überzeugung durchaus ungerechtfertigten Kritik seiner tondichterischen Begabung eine scharfe öffentliche Auseinandersetzung gehabt hatte, als selbständiger Theaterdirektor nach St. Pölten und nahm das Ehepaar Walla mit. Herr Direktor Huber ließ sie ohne sonderliches Bedauern ziehen und Herr Adolf Bäuerle wünschte ihnen in seinem Blatte ironisch „Glück auf den Weg!"

Für Ferdinand Raimund bildete dieses unerwartete Ereignis einen Trauerfall und einen Glücksfall zugleich. Er übernahm die ganze, wirklich nicht allzu

üppige und weitläufige Wallasche Wohnung gegen billige Ablösung, trotzdem aber mit großen, noch lang andauernden Opfern, und war nun, vierundzwanzigjährig, in jedem Sinne sein eigener Herr.

Zu den wenigen, mit denen er außer der Bühne Umgang pflegte, gehörte der vielgeplagte Rechnungsoffizial der niederösterreichischen Provinzialstattbuchhaltung, artistische Mitdirektor der Josefstädter Bühne und fruchtbare vaterländische Dichter Joseph Alois Gleich.

Der hatte freilich gerade jetzt wenig Zeit, sich nachmittags und abends mit anderen Dingen zu beschäftigen als solchen, die mit seinen literarischen Bestrebungen in engstem Zusammenhange standen. Denn just in diesem Sommer und in diesem Herbste, dem Kongreß-Herbste, brachte er Stück um Stück heraus, eines immer lokalpatriotischer als das andere, so daß selbst seine literarischen Zunftgenossen, die sonst als kluge Krähen auf der Hut davor waren, einander ein Auge auszuhacken, sich zu leisem Tadel bemüßigt sahen. Aber die fort und fort steigende Teuerung, insonderheit des Heizmaterials, dann die Toiletteansprüche seiner feschen jungen Tochter und seiner sich ebenfalls noch jung fühlenden Frau, die doch in dem allgemeinen Glanze nicht dürftig oder gar schäbig erscheinen durften, zwangen ihn zu so ungeheurem Verbrauche des glücklicherweise noch erschwinglichen Schreibpapiers. Daneben konnte doch er selbst nicht verabsäumen, den fremden Fürstlichkeiten, soweit sie sich derartigen Aufmerksamkeiten irgendwie zugänglich zeigten,

entweder seine persönliche Aufwartung zu machen oder ihnen wenigstens in schwungvollen Versen seine Huldigung darzubringen, was zwar nicht immer den gewünschten Erfolg, hie und da aber doch eine silberne Tabakdose oder eine goldene Busennadel eintrug. Der Schwabenkönig Friedrich, der so dick war, daß, wie die Wiener witzelten, die Hoftafel an seinem Platz einen eigenen halbrunden Ausschnitt für seinen Wanst haben mußte, und dabei so sauertöpfisch, daß die Milchmädchen, wenn sie seinem Wagen begegneten, schnell unters nächste Haustor liefen, damit ihnen die köstliche Flüssigkeit im Amper nicht gerinne, ließ ihm durch einen Lakaien sagen, er habe für — Faulenzer keine Zeit. Der von Dänemark dagegen, krachdürr und nach Popularität haschend, die Späße der vorstädtischen Komiker, obschon sie ihm nur zum Teil verständlich sein konnten, höheren Kunstgenüssen vorziehend, widmete auch ihm herablassend fast eine Viertelstunde und zwei blanke Dukaten. Alexander von Rußland, den der stets loyale Eipeldauer „größer" nannte als seinen antiken Namensvetter, lohnte ihm ebenfalls ein Huldigungsgedicht durch ein greifbares Douceur, wohingegen ihm der achtzigjährige, kränkelnde Prinz von Ligne, Feldmarschall, Ritter des Goldenen Vlieses, Diplomat und Lebemann, der bald darauf den Kongreßteilnehmern das so selten zu sehende Schauspiel des Leichenbegängnisses eines höchsten militärischen Würdenträgers bot, in von Schmerz verzerrten Schriftzügen mitteilte, er werde sich für die ihm gütigst übersendeten Verse demnächst, so Gott wolle, durch bessere, dem Herrn Joseph

Alois Gleich gewidmete erkenntlich zeigen. Herr Gleich ärgerte sich nicht weiter über diesen Sarkasmus, er wußte längst aus Erfahrung, daß es unter den sogenannten Kavalieren auch wahre Schmutziane gab.

Sondern — setzte sich hin und schrieb, als sein vorletztes dramatisches Erzeugnis für dieses Jahr, gemeinsam mit dem Kapellmeister Kauer eine Oper: Allerdings war sie kein unbedingtes Original, sondern fußte auf der bereits im Druck erschienenen Vorlage eines sehr „hoffnungsvollen", aber weit minder geschäftstüchtigen Jünglings. „Prinzessin Eigensinn und König Bröselbart" hieß sie und wurde Ende November zur „Einnahme" der Demoiselle Luise Gleich zum erstenmal aufgeführt, die darin ihr Talent und Temperament voll entfalten konnte.

Das Ganze „gefiel", aber nicht lange, so daß sich Herr Gleich gedrängt fühlte, vier Wochen darauf, unmittelbar vor Weihnachten, noch mit einem allerletzten diesjährigen Bühnenwerke, dem historischen Drama „Bertha von Lilienstein oder die deutschen Ritter in Palästina" herauszukommen, das eigentlich, genau genommen, von Kotzebue war.

Am ersten Weihnachtsfeiertage, an welchem die Theater geschlossen blieben und Ferdinand Raimund nebst etlichen anderen Schauspielern des Josefstädter Theaters bei der Familie Gleich auf ein bescheidenes „Nachtmahl" geladen war, drehte sich die Unterhaltung weit mehr um die Oper als um das ziemlich entschieden durchgefallene Ritterstück.

Herr Gleich wurde ob seines vortrefflichen Text-

buches gelobt und hob dafür in beispielgebender Bescheidenheit die überragenden Verdienste des nicht anwesenden Komponisten hervor.

„Was meinen Sie dazu, Herr Raimund?“ wendete er sich an diesen.

Der zögerte eine Weile mit der Antwort, dann sagte er:

„Das Thema der großen Arie der Demoiselle Tochter im zweiten Akte scheint mir nicht genügend ausgenützt. Sonst hätte sie damit bei ihrem wirklich ausgezeichneten Vortrage noch viel mehr Applaus gehabt.“

Die dies verblüffend bestimmte Urteil aus dem Munde des sonst so Wortkargen hörten, machten große Augen, die größten Luise Gleich, welcher der von ihr bisher Mißachtete plötzlich in einem viel günstigeren Lichte erschien.

Und Herr Seligmann, derselbe, der nach der „Theater-Zeitung“ boshafter Behauptung „Memento mori“ für eine italienisch-französische Redensart hielt, fragte teilnahmsvoll gespannt:

„Wie hätt' er es denn ausnützen sollen, das Thema, der Herr Kapellmeister, wenn ich fragen darf, Herr von Raimund?“

Ferdinand Raimunds großes, blaues Auge irrte wie ängstlich im Zimmer umher. Die Gesellschaft weidete sich an seiner offenkundigen Verlegenheit. Mit einemmal aber hatte er entdeckt, was er suchte: eine alte Geige, die, den Bogen durch die Saiten gesteckt, im Halbdunkel an der Wand hing, ein Erbstück von Gleichs Vater. Er sprang darauf zu, hob sie herab, stimmte sie hastig und

strich darüber. Und spielte zögernd zuerst, dann immer sicherer, kunstlos, aber ausdrucksvoll, ein paar Takte eigener Erfindung. Dann legte er das Instrument hin:

„So beiläufig."

Die Gesellschaft klatschte wütend bravo, am lautesten Luise Gleich.

Herr Gleich aber klatschte nicht, sondern näherte sich mit ausgebreiteten Armen dem Sieger. Und sprach mit Pathos also:

„Das hab' ich ja gar nicht gewußt, daß Sie so musikalisch sind, Herr Raimund! Und daß Sie die Violine so trefflich beherrschen! Das gibt mir einen Fingerzeig, für den ich Ihnen mit Worten nicht genug danken kann! Aber ich will mich durch die Tat dankbar zeigen: Sie sollen recht bald Gelegenheit erhalten, in einem Stücke von mir Ihre musikalischen Fähigkeiten dem Publikum zu beweisen! Und, ich garantiere, das Publikum soll sich die Hände wund paschen!" . . .

Raimund freute sich über das Lob und das Versprechen, legte ihnen aber keine sonderliche Bedeutung bei und vergaß beide bald.

Am Silvesterabend, der bei Hof mit einer glänzenden Tafel, im Palais des durch seine schöne Gemahlin mehr als durch eigene Verdienste berühmten Grafen Zichy mit einer allegorischen, des hochpolitischen Beigeschmackes nicht entbehrenden Verhimmelung des russischen Kaisers, in so vielen Wiener Bürgerhäusern mit Dilettantenaufführungen und fröhlicher Schmauserei, in den Vorstadtschenken mit Gegröhle und Gejauchze und maßlosem Alkoholgenuß festlich begangen wurde, am letzten

Abende des Jahres war in der Josefstadt abermals Erstaufführung, diesmal eines blutrünstigen Banditendramas von Gleichs begabterem Nebenbuhler, Karl Meisl.

Ferdinand Raimund hatte darin eine nicht sehr bedeutende Rolle.

Vorher wohnte er in der Franziskanerkirche der Silvesterpredigt bei, die der travestierte Savonarola des Kongresses, der Mönch gewordene „Schicksalsdichter" Zacharias Werner hielt. Sie enttäuschte ihn nicht nur, sie überraschte ihn peinlich durch die seltsame, größtenteils aus kitzellüsternen Modedamen mit ihren geckenhaften Kavalieren bestehende Zuhörerschaft sowohl, wie durch ihren gesuchten und geschraubten, dabei fast zynischen Gedankengang, durch die Bocksprünge, mit denen der langmähnige, gelbgesichtige Priester wohlfeilen Erfolg herbeizwang. Ferdinand Raimunds schlichte, tiefe Frömmigkeit war von solchem Pseudo-Gottesdienst tausendmal weiter entfernt als der Mond von der Erde.

Darauf spielte er seinen Bühnenpart zerstreut, lustlos herunter, schlechter als je, wie er sich im Stillen vorwarf.

Die Einladungen der Kollegen, an ihrer feuchten Silvesterkurzweil teilzunehmen, wies er in wenig höflicher Form ab.

Verstimmt, seine Schroffheit schon wieder bereuend, suchte er durch die von zahlreichen erleuchteten Fenstern heute hell bestrahlten Gassen und Gäßchen der Vorstadt sein Heim auf.

Aber vergebens suchte er dort Beruhigung und Sammlung. Sein Geist schweifte unaufhaltsam zurück in die trübselige Vergangenheit, deren gespenstischen Druck er noch immer nicht völlig abzuschütteln vermochte, und dann wieder voraus in die dunkle Zukunft. Sollte er, das Unglückskind, als das er sich nachgerade zu betrachten gewohnt war, etwa abermals scheitern, abermals Schiffbruch leiden?

Und immer wieder legte er sich die quälende, von keinem Sterblichen zu beantwortende Frage vor: Was wird das neue Jahr mir bringen? . . .

Es brachte ihm, noch ehe sein erstes Drittel um war, den größten, lautesten, unzweifelhaftesten Erfolg seiner bisherigen Bühnenlaufbahn.

Denn dem Dramatiker Joseph Alois Gleich war es durchaus ernst mit dem Vorsatze, den er am Christtage gefaßt und kundgegeben hatte.

„Die Musikanten am Hohen Markt, eine lokale Posse mit Gesang in drei Aufzügen", hieß das neue Stück von Gleich, in welchem Ferdinand Raimund nicht nur seine schauspielerische und gesangliche, sondern auch seine Geigenkunst zeigen durfte. Warum es just so hieß, wäre aus seinem Inhalte freilich schwer zu erklären gewesen. Allein Herr Gleich wußte stets, was er tat, und kannte sein Wiener Publikum, bei dem ein gutgewählter, wenn auch wie die Faust aufs Auge passender Titel schon den halben Erfolg verbürgte. Im Erfinden packender Titel aber war Herr Gleich unerreichter Meister.

Am 28. März 1815 fand die mit Spannung erwartete Erstaufführung am Josefstädter Theater statt.

Vierzehn Tage vorher aber war plötzlich ein Ereignis von so unabsehbarer Tragweite eingetreten, daß es selbst auf den politikfeindlichsten der unpolitischen Wiener einigen Eindruck machen mußte: Napoleon, der Geächtete, hatte sein Exil auf Elba verlassen und schickte sich von neuem an, Frankreich und von Frankreich aus die Welt wiederzuerobern. Wie eine Höllenmaschine platzte diese Nachricht mitten hinein in die Beratungen und Vergnügungen des Wiener Kongresses, allem rosigen Optimismus ein jähes Ende bereitend.

Napoleon freigekommen, Napoleon losgelassen ... Das bedeutete neuerliche blutige Schlachten, neuerliche Leichenfelder, neue Tausende von Krüppeln — bedeutete überdies vielleicht die demütigendste Niederlage, die Österreich und Deutschland je erlitten. Denn von der Rachsucht des schwer gereizten Korsen war das Furchtbarste zu fürchten.

In den Wiener Kaffeehäusern war noch nie so viel scharfsichtig kombiniert und düster prophezeit worden, und die Wiener Theater waren noch nie so leer gewesen, wie an den zwei, drei Tagen, die jener Schreckenskunde folgten.

Aber siehe — am vierten Abende waren sie schon wieder ziemlich gut gefüllt und am fünften, sechsten konnte man kaum einen wesentlichen Unterschied von früher mehr merken, weder in der Zahl noch in der Stimmung der Besucher.

Ihr Fatalismus hatte die Phäaken an der Donau, wie schon in hundert ähnlichen Fällen, auch diesmal rasch getröstet, ihr heiterer Fatalismus, der seinen

stärksten Anker darin fand, daß der brave alte Stephansturm ja doch trotz allem noch aufrecht in die Lüfte ragte . . .

Die ersten Aufführungen der „Musikanten vom Hohen Markt“ — Herr Direktor Josef Huber hatte sie gar in seiner Bestürzung und Menschenunkenntnis verschieben wollen — waren lang im voraus ausverkauft.

Und der Jubel, mit dem bei der Première die tollen Vorgänge auf der Bühne begrüßt und quittiert wurden, hätte unmöglich größer sein können, wenn man vorher glaubwürdig erfahren hätte, Napoleon habe sich aus reuiger Verzweiflung in den eigenen Degen gestürzt.

Die Sache begann und entwickelte sich aber auch zu lustig.

Nein, dieser Gleich! Was dem alles einfiel! Man denke:

Adam Kratzerl, der urwienerische Musikant „vom Hohen Markt“, ist so eifersüchtig auf seine junge Frau Katharina wie ein zweiter Othello. Die verkleidet sich, um seinen unangenehmen Nachforschungen zu entgehen, als jüdische Hausiererin und benimmt sich so aufdringlich, daß sie der ahnungslose Gatte eigenhändig zur Tür hinauswirft! Dann wieder, da sie in natürlicher Gestalt zurückgekehrt ist, legt er sich quer vor die Schwelle der Schlafkammer, in die er sie gesperrt hat, und sie entwischt dennoch! Entwischt zum Tanzmeister! Und dort — nein, es ist zum Totlachen — dort muß er ihr, die durch einen „Überrock“ ganz und gar unkenntlich ist, selbst zum Tanze aufspielen!

Der als Adam Kratzerl auf der Bühne Geige

spielte — wirklich und wahrhaftig Geige spielte, nicht etwa nur markierte, was eigentlich unten im Orchester ausgeführt wurde — war der Schauspieler Ferdinand Raimund! . . . Gewiß, Frau Nachbarin, derselbe, der als Franz Moor so schauerlich gebrüllt hat und bald danach als derschossener Landvogt Geßler so natürlich vom Roß gefallen ist, ja, ja, der nämliche! . . . Und die ihn als Eheweib so zum Narren hält, das ist die Demoiselle Luise Gleich, die leibliche Tochter vom Dichter des Stucks! Nein, wie die heut' wieder ausschaut, zum Verlieben! Und singen tut sie wie ein Lercherl, alles was recht ist! . . . Das Singen ist dem Raimund seine starke Seite nicht, aber sonst ist er ausgezeichnet! . . . Das muß ich morgen in der Früh' gleich meiner Frau Ahndl sagen, daß sie sich's anschaut, die rennt noch in alle lustigen Stuck', wann s' auch sonst kaum mehr kräul'n kann! . . . Bin nur neugierig, ob's später net am End' ein bißl langweiliger wird, das Stuck, das kommt oft vor, daß einem Dichter der Faden ausgeht . . .

Nein, Gott sei Dank, der zweite Akt hält, was der erste versprochen. Und der dritte ist zum Schreien lustig . . .

Als der Musikant Adam Kratzerl sein nur scheinbar ungetreues Weib äußerlich und innerlich endgültig erkannt hat, trotzdem sie sich zu guter Letzt gar als ungarischen Grenadier verkleidet, und entzückt mit ihr einen Walzer zu tanzen beginnt, fällt nach des Dichters Vorschrift die Kurtine. Aber sie fällt an diesem Abende noch lange nicht zum letztenmal. Wieder und wieder

muß sie sich unter tosendem Applaus heben, der Verfasser J. A. Gleich wird hervorgerufen und erscheint und verbeugt sich gerührt und führt seine Tochter Luise an der rechten, den Komiker Ferdinand Raimund an der linken Hand. Und da schwillt der Beifallssturm zum Orkan.

Endlich weigern sich die Theaterarbeiter, den Vorhang noch einmal hochzuziehen, sie wohnen weit draußen und wollen zum Nachtmahl. Endlich wenden sich die ausdauerndsten Klatscher auf der Galerie mit Bedauern zu den Türen.

Herrn Joseph Alois Gleich tut die Hand weh, für so viele Gratulationen hat er sich hinter der Bühne bedanken müssen. Aber er ist nicht der Mann, der sich auf Lorbeeren träge hinstreckt. Während er den Mantel umnimmt, denkt er bereits an die Zukunft:

Das Stück ist also eins von denen, die eine Fortsetzung brauchen. Morgen nachmittag setz' ich mich hin und schreib' einen zweiten Teil zu den „Musikanten“ ...

Seine Tochter Luise aber hält glückstrahlend ihren Partner Ferdinand Raimund auf, der sich erschöpft in seine Garderobe zurückziehen wollte, und hält ihn mit ihren weichen Patschhändchen an beiden Armen fest und schaut ihm verschmitzt in die großen, blauen Augen und spitzt das Kindermäulchen unendlich süß und schmiegt sich förmlich an ihn:

„Wie du aber heut g'spielt hast, Raimunderl, das war schon zum Kugeln! Und — zum Fürchten! Ja, ja, völlig fürchten hat man sich können vor deiner Eifersucht! Nur ein Glück, daß ich mich überhaupt nicht so

Das alte Leopoldstädter Theater

Digitized by Google

Digitized by Google

leicht fürcht', vor einem sauberen Mannsbild schon gar nicht! Heut' hast nicht kopiert, was? Ob du, wanns d' einmal heirat'st, im Leben auch so streng sein tät'st mit deinem Weiberl wie im Theater? Gelt, nein? Bist ja ein guter Kerl, das hab' ich allerweil g'sagt, wann die andern g'schimpft hab'n über dich . . . Ich dank' dir ... Komm her da, gib mir ein Bussel, ein ordentliches, nicht so eins am G'sicht vorbei in die Luft!" —

Und von diesem Abend an geht es aufwärts, rascher bald und bald ein wenig langsamer, aber stetig aufwärts mit dem Schauspieler Ferdinand Raimund.

Denn das Verdienst, wie hoch und tief es auch sei, bleibt für die Welt immerdar nur ein schwächlicher Zwerg gegen den allmächtigen Riesen mit dem Teufelsbannerblick, auf dessen Schild in leuchtenden Runen geschrieben steht das Zauberwort: Erfolg.

## 12.



Vom niedrigen, vierkantigen Turm der St. Nepomuk-Kirche in der Jägerzeile läuteten die Glocken und riefen zur Auferstehungsfeier. — Aus allen Richtungen strömten Leopoldstädter Bürger und Bürgerinnen am frühen Feierabend in frisch aus der Werkstatt des Schneiders und der „Maschandmod'" gekommenen oder doch mindestens neugeputzten und gebügelten vorösterlichen Festkleidern, trippelte mit ernstem, gespanntem Gesicht und ehrbarem Gehaben auch die straff gekämmte und gebürstete Schuljugend dem Gotteshause zu. Ununterbrochen knarrend gingen die schmalen Türen des Vorbaues, hinter denen das profane Getümmel der noch taghellen Straße erstarb, die der unscheinbare Einlaß waren in die kühle, dämmerige Kirchenhalle. Die aber war heute bunt geschmückt mit Fahnen und Standarten. Noch standen diese gefesselt in eisernen Ringen an den Bänken, noch hing ihr schweres, golddurchwirktes Tuch starr und unbeweglich zu den Fliesen herab, bald aber sollten sie sich zauberhaft heben und in Bewegung setzen, das herrlichste Wunder der Christenheit stolz zu künden. Und vorn zwischen den Bankreihen, nahe



Digitized by Google

dem Hochaltar, stand auf seinen vier roten Stangen der „Himmel", zum schirmenden Dache bestimmt für das allerheiligste Sakrament und den Priester, der es in den gesalbten Händen tragen durfte.

Rascher und rascher füllten sich die Kirchenbänke, bald mußten die Säumigen mit Stehplätzen im Mittelgang und an den Seitenwänden vorliebnehmen.

Als einer der Erstgekommenen saß an einem Außenplatze halb kniend ein dreißigjähriger, feingekleideter Mann mit blondlockigem Haupte, das Gesicht in die aufgestützten Hände vergraben, voll tiefer Andacht, ohne Aug' und Ohr für das Geschiebe und Gedränge ringsum.

Ungestört aber konnte dieses auch ihn nicht lassen.

Zwei junge Damen mit türkischen Schals über den Schultern und weitläufigen Korbhüten näherten sich, und die eine von ihnen ersuchte ohne Bedenken den im Gebet Versunkenen:

„Möcht' der Herr net ein kleines bißl 'neinrücken? Es geht schon noch."

Höflich, doch fast ohne aufzublicken, machte dieser Platz und nahm darauf sofort seine frühere Stellung wieder ein. Schon aber war er erkannt. Mit der Miene freudiger Überraschung flüsterte die Resolutere der beiden ihrer Begleiterin ins Ohr:

„Der Raimund!"

Die andere nickte bloß:

„Ja — der Raimund!" . . .

Der Raimund . . . So weit hatte es der Drechslerssohn und ehemalige Zuckerbäckerlehrling in dem halben

Jahrzehnt, das nun seit seiner Wiederkehr in die Vaterstadt verstrichen war, bereits gebracht, daß ihn die Wiener vertraulich, gönnerhaft und stolz „den Raimund“ nannten, und mit doppeltem Stolze die Einwohner der Leopoldstadt, wo er sich ansässig gemacht hatte, wo er jetzt als geschätzter Darsteller wirkte.

Denn bald nach dem großen Erfolg in den „Musikanten“ und ihren notwendig gewordenen vier dramatischen Fortsetzungen hatte der leopoldstädtische Theaterdirektor Leopold Huber seinem josefstädtischen Bruder den Schauspieler Ferdinand Raimund abspenstig gemacht.

Jetzt endlich entsprach auch der klingende Lohn, den dieser erhielt, seinen künstlerischen Leistungen. Jetzt endlich schien das trübe Dunkel der Vergangenheit überwunden durch eine lichte, freie Gegenwart und der Widerstand gebrochen, der sich noch lang und zäh seinem Emporsteigen entgegengestemmt hatte. Sein Direktor schätzte ihn hoch, die Kritik ließ ihn gelten, das Publikum jubelte ihm zu: freilich nicht ausnahmslos und nicht jederzeit. Früheres Verdienst und ältere Beliebtheit verblaßten nicht so schnell, bedrohte Gunstsicherheit und eifersüchtige Rivalität ließen sich nicht ohne Gegenwehr aus ihren Stellungen drängen. Ob dieses Ferdinand Raimund überhaupt beabsichtigte, blieb gleichgültig. Legten selbst die am nächsten betroffenen neuen Kollegen, Feistmantel, Fermier, Landner, der Veteran Sartory und Ignaz Schuster, der bisher unbestrittene männliche „Stern“ der Leopoldstadt, ihrer erwachten Eifersucht Zügel an, so glaubte sich doch das Publikum,

insonderheit das der niederen Stände, solcher Rücksicht entbunden. Bald gab es auf der dritten, aber auch auf der zweiten Galerie des alten „Kasperl-Theaters“ in der Jägerzeile zwei Hauptparteien, eine Schuster- und eine Raimund-Partei, die einander grimmig befehdeten und sogar vor allerheftigsten Wort-, Applaus- und Zischgefechten bei aufgezogenem Vorhang über die Breite des Parterres hin nicht zurückschreckten.

Manchmal beendete Ferdinand Raimund diese Kämpfe siegreich durch seine glückliche Improvisationsgabe, durch ein treffendes Witzwort, das er aus dem Stegreif abschnellte. Manchmal aber, wenn seine nur mühsam bewahrte Besonnenheit ihn verließ, brachte eben dieses Talent und Temperament selbst seine Schätzer im Publikum und in der Kritik gegen ihn auf.

Und sein Privatleben wiederum, scharf beobachtet und kontrolliert von der theaterfrohen wienerischen Öffentlichkeit, wie das eines jeden bekannteren Darstellers, gab oft genug Anlaß zu skandalsüchtigem Tratsch. Liebesleidenschaft beherrschte ihn ja schier als die heftigste seiner Leidenschaften. Die Weiber laufen ihm nach, entschuldigten ihn die Wohlwollenderen von den vielen, die ihn kannten oder zu kennen glaubten — umgekehrt, er rennt ihnen nach wie toll, behaupteten neidisch tadelnd jene, die ihm ohne nähere Kenntnis übelwollten. Seine Flatterhaftigkeit warfen ihm die einen vor, seine eitle Hartnäckigkeit die anderen, seinen schrankenlosen Unband aber ziemlich alle. Unbesonnenes Vorwärtsstürmen hatte ihn schon als Siebzehnjährigen um alle Zuneigung der zuckersüßen zuckerbäckerischen Fanni

gebracht, elterliches Widerstreben riß dem allzu Jähen acht Jahre später eine zweite Fanni von der Seite, auf die er neuerlich sein Glück gebaut hatte, und ihr schneller Tod schnitt jede weitere Hoffnung schaurig ab. Seine Ophelia! Er aber nur ein travestierter Hamlet... Leichtherzige Kolleginnen vom Josefstädter wie vom Leopoldstädter Theater trösteten ihn nur zu bald und stillten gefällig seine sinnliche Begierde, nicht zugleich die Sehnsucht seiner Seele, die sich immer wieder beschämt und enttäuscht fand. Einmal aber, rund ein Jahr war es jetzt her, trieb so ein Theaterdämchen ein allzu offenkundiges frivoles Spiel mit ihm und öffnete ihm gewaltsam die blinden, die schier absichtsvoll geschlossenen Augen. Da schlug die verletzte Eitelkeit, die Eifersucht, da schlugen Jähzorn und Ingrimm in lodernden Flammen hoch aus ihm empor — da schlug er, seiner nicht mehr mächtig, mitten unter den Kollegen mit Fäusten nach der betrügerischen Dirne. Sie bändigten ihn hinter der Bühne, bändigten ihn leicht, denn früher noch als sie hatte er die Erniedrigung schamvoll erkannt, die er nicht dem Frauenzimmer, sondern sich selbst zugefügt. Aber die schwere Strafe, die er dann in stiller, nächtlicher Stube über sich verhängte, die bittere Reuefolter, sie genügte dem beleidigten Gesetze nicht. Drei Tage lang saß er büßend im Polizeiarrest, die eisernen Handschellen blieben ihm nicht erspart, und als er, freigelassen, auf der Bühne des Leopoldstädter Theaters wieder erschien, da blies ihm von den Galerien her ein eisiges Zischen ins Antlitz, das ihm schier das Mark gefrieren machte. Da

sah er dem Ungeheuer Publikum, das ihn bisher entweder zutraulich angeschnurrt oder ihm doch nur halb spielend die scharfen Krallen unter den Sammetpfötchen gewiesen hatte, zum erstenmal erzitternd tief in den blutlechzenden Rachen. Und da stieg wiederum geisterhaft die Vergangenheit in Gestalt von Seeborns greisem Warnerhaupt und seines Vaters kummervollen Zügen, da stieg zugleich das grauumhüllte Gespenst einer tückisch lauernden Zukunft vor ihm auf . . .

Keiner blickte in Ferdinand Raimunds Herz als Gott der Allmächtige, vor dem er, niemals irre werdend an seiner Kindheit Glauben, auch heute kniete, zu dem er auch heute im Namen des gekreuzigten Sohnes demütig flehte. Aber jeder wähnte ihn zu kennen, der sich aus vorsichtig verschleierten Zeitungsandeutungen und rücksichtslosem Stadtklatsch ein Wesensbild von ihm zusammenleimte und es mit jenem in Einklang oder Widerspruch brachte, das er bei offenem Vorhange vor sich sah. Jedem war er ausgeliefert mit seinen Irrungen und Schwächen, mit den Äußerlichkeiten seines Lebens, wie mit denen seiner Kunst . . .

Wer hätte gezweifelt, daß auch die beiden jungen Damen, die ein Zufall in die unmittelbare Nähe des Vielgesehenen und Vielbesprochenen geführt, sich nun im Geiste mit ihm beschäftigen mußten! Daß weder die lebhafte Schwarzäugige ihr „Andachtsbuch für Gebildete des weiblichen Geschlechtes“, noch die Schüchterne und Gleichgültigere mit den rehbraunen Augen „Der nach dem Geiste der katholischen Kirche betende Christ“ in solcher Nachbarschaft unentrinnbar zu fesseln ver-

mochte! Daß in ihrem Gedächtnisse alles, was „den Raimund“ betraf, mit unwiderstehlicher Macht emporstieg und nun geradezu in scharfer Schrift vor ihnen auf den weißen Blättern der Gebetbücher stand!

Wenigstens bei der ersten, die unmittelbar neben dem in Andacht Versunkenen saß, schien das zuzutreffen. Sie ließ ihre lustigen, schwarzen Guckkirschen unter halbgesenkten Lidern so verstohlen wie nur möglich immer wieder über den Hutrand hinaus von dem stummen Manne zu ihrer Freundin rollen, und jede Augenwanderung malte anschaulich ein neues, interessantes Detail von dem blondlockigen Ungeheuer, vor dem einen gruselte und dem man doch nicht zürnen konnte — das, um es an einem bestimmten Beispiele ganz deutlich zu zeigen, so gefährlich verrucht und doch erst unlängst wieder in der fünfzigsten Aufführung des „Lustigen Fritz“ so drollig, so süß gewesen war!

Sie konnte einfach nicht begreifen, daß die Freundin kühl und gelassen blieb und den Signalen ihres optischen Telegraphen keinerlei Aufmerksamkeit schenken wollte. Fromm sein war schon recht, sie war gewiß auch fromm, das bürgerliche Seifensiederstöchterlein Juliana Pötzl, aber so bigott und so — temperamentlos wie die Kaffeesiederische, diese Toni, das ging denn doch zu weit . . . Gegen die war ja ein Karfreitagskarpfen ein unsolider Bursche . . . Die Karwoche, in der sie getan hatte, als müsse sie allein das ganze Leiden Christi tragen, war doch jetzt so gut wie vorbei, und — und — ihr Namenstag war heut' auch noch dazu!

Klingklingkling!

Die Priester kommen aus der Sakristei, der Herr Pfarrer, der Herr Kooperator und ein dritter, den ich gar nicht kenn' . . . Der Raimund neben meiner schaut kaum auf, schon sinkt er wieder zusammen und schlägt zerknirscht an die Brust, der muß kein schlechtes Binkerl Sünden oben haben, na ja, da tut's einmal beichten gehn schon gar nicht mehr . . . Mir scheint, jetzt heißt's, alles aufstehen, ja . . . Jetzt muß er doch auch endlich die Hand vom G'sicht geben — und jetzt schaut er ein Momenterl zu uns herüber wie im Traum — zu mir? Zu der Toni! Ja, meiner Seel', zu der Toni! Und gar einen Riß hat's ihm gegeben — einen tüchtigen Riß! Und jetzt sperrt er die großen, blauen Augen auf, als ob er die gute Toni verschlingen wollt'! Nein, so was, nein, so was . . .

Christus ist auferstanden, ist aus seinem heiligen Grabe feierlich eingeholt worden, und nun schwebt er, die Siegesfahne in der linken Hand, die rechte zum Himmel erhoben, hoch über den Schultern der Gläubigen unter Orgelschall und Posaunenstößen und Paukenwirbel durch die Kirchentür ins abendlich dämmernde Freie hinaus. Und nachdem auch die Scharen der Frommen draußen auf der Straße das Wunder geschaut und den langen, prunkenden Zug, kehrt dieser wieder in die Kirche zurück. Das Alleluja erbraust und verrauscht, die Heilandsstatue hat ihren Ehrenplatz dicht neben dem Hochaltar eingenommen, eingehüllt in Weihrauch und Lobgesang, die neugestärkten Christenleute eilen zum häuslichen Schmaus, die Lichter erlöschen, und nun ist Ostern.

Die beiden Freundinnen, Demoiselle Juliana Pötzl, die Seifensiederstochter aus der Großen Fuhrmannsgasse, und Demoiselle Antonia Wagner, die Kaffeesiederstochter von der Schlagbrücke, sind miteinander ebenfalls auf dem Heimwege. Der Raimund aber ist nicht mehr zu sehen, der ist im Gewühl verschwunden.

„Du kennst ihn, scheint mir, doch genauer, du Spitzbübin?" hat Juliana, die jene Überraschungsszene von vorhin nimmermehr aus dem neugierigen Köpfchen bringen und sich darum nicht so bald von der Freundin trennen kann, schon zum drittenmal gefragt. Und jedesmal ein abweisendes Nein dafür geerntet. „Aber er muß dich unbedingt kennen!" behauptet sie nun steif und fest. Die Antwort der Braunäugigen ist ein unwilliges:

„Möcht' wissen, woher!"

Also bei solcher Verstocktheit hört jeder gute Wille auf. Juliana Pötzls Geduld hat auch ihre Grenzen. Sie soll zeitig zu Hause sein, damit für den Vater und die Brüder alles pünktlich hergerichtet werden kann, aber sie hätte dem väterlichen Unwillen getrotzt und die Freundin nun in die Stadt, auf den Kohlmarkt begleitet, wo diese ihre kranke Base besuchen soll. Jetzt mag die Spröde allein gehn!

„So, ich kehr' um", sagt Juliana spitz, als sie an der Schlagbrücke und bei dem Wagnerschen Kaffeehaus angekommen sind. „Ich lass' deinen Herrn Eltern die Hand küssen und recht glückliche Osterfeiertäg' wünschen — und dir wünsch' ich's auch. Und verbring' deinen Namenstag noch recht gut bis zum Schluß. Und", kann

sie sich unmöglich enthalten, spöttisch hinzuzufügen, „schau', daß d' nur net erstickst an dein' Geheimnis... Adieu!"

Antonia Wagner dankt kopfschüttelnd und gibt auch der Freundin alles Schöne für zu Hause auf. Und dann macht sie noch einen Sprung ins elterliche Heim, am Kaffeehauslokal vorbei, und holt von der Mutter das Körbchen mit den roten Eiern, das für die Tante auf dem Michaelerplatz bestimmt ist. Und geht über den schmalen, menschenwimmelnden Notdurchlaß der alten, eben jetzt im Umbau begriffenen Schlagbrücke dem Rotenturmtore zu.

Als sie in der Mitte des Steges ist, hört sie plötzlich dicht an ihrem Ohr einen aus tiefster, erbebender Brust geholten, äußerst ehrerbietigen Gruß. Der gilt doch nicht ihr? Ja, wahrhaftig, er gilt ihr! Ein Mann hat ihn ihr geboten, ein eleganter junger Mann, ein Wildfremder — nein, kein Fremder: der Schauspieler Ferdinand Raimund vom Leopoldstädter Theater! Der steht mit tiefgezogenem Hute vor ihr und verstellt ihr den Weg. Den unverlangten Gruß zaghaft erwidernd, will sie an ihm vorüber, so glatt es das Gedränge erlaubt.

Jedoch der Kühne hält Schritt mit ihr, den Hut noch immer in der Hand, und fängt, als müßte das sein, so viel und so eifrig auf sie einzureden an, daß man wirklich zornig werden könnte über ihn, wäre da nicht beschwichtigend und bannend sein treuherziges Geschau aus den großen, blauen Augen, ja, sein wirklich liebes und treues Geschau:

Sie möge ja nicht glauben, daß er ihr etwa aufgelauert

habe, versichert er, sondern er verdanke diese Begegnung auf Ehre und Gewissen einer bloßen Schicksalsfügung, freilich der schönsten Fügung, die er nur herbeiwünschen konnte, wenn ihm selbst eine mächtige Zauberfee einen einzigen Wunsch auf Erden verstattet hätte. Da ihm aber nun einmal diese Freude, diese wahre Feiertagsfreude beschert worden, so wäre er bei Gott ein Tor und ein Undankbarer, wenn er sie leichtfertig wieder fahren ließe. Noch habe er ja nie das Glück gehabt, ein Wort mit der Demoiselle wechseln zu dürfen. Doch gesehen habe er sie schon mehrmals am Fenster der elterlichen Wohnung — heißt das, nein, nicht mehrmals, das verschwenderische Gefühl übertreibe die karge Tatsache — aber einmal ganz flüchtig, und ein zweites Mal länger und genau, oh, so genau! Und auch ihren Namen, sie möge ja nicht böse sein, habe er erfragt ... Und heute, beim Auferstehungsgottesdienste, das Herz sei ihm fast stillgestanden, habe er zu seiner unsagbaren Überraschung bemerkt, daß sie neben ihm sitze, in derselben Bank, bloß durch eine Person von ihm getrennt, sie aber bald wieder aus dem Auge verloren; denn sie in der Kirche, im Tempel Gottes, bei einer der heiligsten Feierlichkeiten der Christenheit, anzusprechen, das hätte er nie gewagt, dazu sei ihm alles, was mit der Religion zusammenhänge, zu unverletzlich — obwohl keiner ihm zutrauen sollte, daß er etwa das geringste Üble im Schilde führte, und obwohl er niemals zugeben könnte, daß tiefste, innigste Herzensneigung etwas vor Gott Verwerfliches sei ...

Antonia Wagner sah ihn scheu bewundernd von der

Seite an. War das der witzige Possenreißer, über den das Publikum sich vor Lachen bog, der leichtfertige Streichemacher, den die Klatschmäuler im Munde führten? Nein, das war ja ein edler, grundgütiger und dazu ein tief frommer Mensch, von dessen Lippen sicherlich keine Falschheit kam, durch dessen himmelfarbne Augen man in einen Seelenhimmel sah.

Noch sträubte sich ihre herbe jungfräuliche Keuschheit, bewacht vom eigenen klaren und praktischen Verstande noch mehr als von elterlicher Umsicht, gegen die ungewohnte Situation, gegen ihre Einwilligung, den fremden Mann an ihrer Seite gehen zu lassen, als habe er ein gültiges Recht dazu. Doch ihr innerliches Sträuben erlosch mehr und mehr, und bald schien ihr wie etwas Natürliches, was sie noch vor wenigen Minuten als verdammenswert von sich gewiesen hätte.

Aber eine weniger gehobene und verfängliche Richtung gab sie mit angeborener weiblicher Gewandtheit dem Gespräche, fragte Raimund um Theaterdinge, die ihr, der Häuslichen, Wohlbehüteten und Zurückgezogenen, ferner lagen als den meisten ihrer Altersgenossinnen, machte ihn auf diese oder jene auffallendere Erscheinung im Straßengedränge aufmerksam, kurz, schnitt ihm jedesmal das Wort ab, so oft er wieder von „Neigung" zu sprechen beginnen wollte.

Durch den niedrigen Gehweg des Rotenturmtores, durch die Schwibbogen und Treppenluken des Laurenzerberges und des alten Fleischmarktes, über Haarmarkt und Lugeck waren sie auf den Stephansplatz gekommen, auch der gewaltige Dom lag nun still und dunkel.

Sie durchquerten ihn, aber nicht hastig und rücksichtsarm, sondern mit leisem, ehrfürchtigem Schritt, vor dem kerzenbesteckten Bildnisse der schwarzen Mutter Gottes kniete Antonia mitten unter die verstreuten Beter hin und Ferdinand Raimund beugte neben ihr das Knie.

Stumm traten sie wieder ins Freie und wendeten sich dem Graben zu.

Vor dem Bermannschen Kunstladen staute sich ein Häuflein Neugieriger und wies einander die Bilder im Schaufenster. Ferdinand Raimund wollte vorüber, Antonia Wagner, stets auf der Suche nach unverfänglichem Gesprächsstoff, hemmte neugierig den Schritt — und konnte nur mit Mühe einen Ruf der Überraschung unterdrücken: Hinter den Scheiben, an mittelster und auffallendster Stelle, hing eine Anzahl blanker, neuer, sauber gestochener Kostümbilder, sie stellten einen und denselben Schauspieler in verschiedenen Szenen dar, und dieser Schauspieler hieß Ferdinand Raimund. Als Adam Kratzerl sah man ihn da, als lustigen Fritz, als Papageno in der parodierten „Zauberflöte" und noch in drei oder vier seiner bekanntesten Rollen. Aufmerksam betrachtete Antonia Wagner die Bilder, verstohlene Seitenblicke auf ihren Begleiter werfend und die Kopien mit dem Original vergleichend. Der stand beiseite, halb vor Freude rot und halb vor Verlegenheit, und schon von einem und dem anderen der Gaffer erkannt.

Nun drängte er zum Weitergehen.

„Ich kann mir das gar net vorstellen," sagte Antonia nach einer Weile leise, „wie das is, das Berühmtsein."

„Ich auch nicht", lachte Raimund. Aber gleich darauf

ernst: „Berühmt bin ich nicht, aber das war mir auch noch niemals gleichgültiger als in dieser Stunde ...“

Antonia unterbrach ihn hastig:

„Dort ist schon 's Eck vom Kohlmarkt. Jetzt müssen wir uns gleich trennen.“

„Ach Gott,“ seufzte Raimund, „daß es nicht in unserem Belieben liegt, für ein paar glückliche Augenblicke viele minder glückliche zu opfern, diese zu verschwenden, mit jenen zu sparen! ... Mein teures Fräulein, wann darf ich Sie wiedersehen?“

Diese kecke Frage so ohneweiteres, so knapp zu beantworten, wie sie gestellt war, hieß Antonien zu viel zumuten. Sie verweigerte es erst, sie erklärte sich dazu außerstande. Schließlich aber kam doch ein Vergleich zustande, der mehrere Möglichkeiten offen ließ, ohne eine einzige davon zur Vereinbarung zu erheben.

Ferdinand Raimund sah dankbar ein, daß dies das Höchste war, was er heute fordern durfte und erreichen konnte, wollte er nicht diesen scheuen Falter dauernd verscheuchen.

So hieß er sein Ungestüm und seine Sehnsucht schweigen und jubelte über den verheißungsvollen Teil künftigen unendlichen Glückes, der ihm heute beschieden gewesen.

Und als Antonia Wagner im Torbogen des Michaeler-Durchhauses verschwunden war, stand er noch lange, von Rücksichtslosen gedrängt und gestoßen, am selben Platz und sah von fern nach Tor und Haus und Dach, die die Geliebte nun umschlossen.

Ja, die Geliebte! Die einzig, die ewig Geliebte!

Jetzt erst glaubte er zu fühlen, wie leer und tot und starr sein Herz bisher gewesen. Jetzt erst war es lebendig geworden. Jetzt begann für ihn ein neues Leben.

Lichter Frühling war es in ihm und wahre, wunderbare Auferstehung.



Miniatur aus der Zeit um 1820, bezeichnet als
**Toni Wagner**

Digitized by Google

## 13.



Schwindelnd vor Seligkeit, die Augen fest geschlossen vor dem geräuschvoll prahlerischen und doch so bedeutungslosen Treiben der Straße, das Herz weit offen all der Paradieseswonne, die vom graublauen abendlichen Frühlingshimmel unendlich reich auf ihn herabzufluten schien, eilte Ferdinand Raimund seinen Weg zurück. Plötzlich aber zuckte ein recht irdischer Gedanke durch den wogenden Überschwang seiner Gefühle, er blickte suchend um sich und fand, Glückskind, das er heute war, augenblicks, wonach er eben begehrte: An der Ecke des Lichtenstegs, die er just passieren wollte, sah er den Laden eines Goldarbeiters, gerade war der Gewölbinhaber dabei, die Tür zu schließen. Ferdinand Raimund trat ihm rasch in den Weg:

„Kann ich noch was kaufen?"

„Wann's der Herr recht gnädig hat, in Gott's Nam'", erwiderte der Gewerbsmann, ein wenig schwankend zwischen der angenehmen Aussicht, so spät ein nicht mehr erwartetes Geschäftchen zu machen, und der minder erfreulichen, das Nachtmahl noch um ein kleines verschieben zu müssen, und trat voran in den engen Laden.

Raimund folgte ihm schnell. Ohne viel Herumkramen



Google

wählte er von den ausgelegten Schmuckwaren ein goldenes Ringlein mit blauem Türkis und zahlte sonder Feilschen den geforderten Preis.

Und dann lief er, seinen kleinen Schatz in der Brusttasche bergend, aber bald und immer wieder hervorholend, ihn mit behutsamen Fingern und zärtlichen Blicken liebkosend, heim nach seiner Wohnung in der Jägerzeile.

Den Abendtisch, wie festlich ihn auch die Haushälterin für ihn gedeckt hatte, würdigte er vorläufig keines Blickes.

Sondern er eilte sofort an den Schreibtisch, suchte den feinsten, den glattesten, den weißesten Bogen Papier hervor und schrieb mit seinen sorgfältigsten Zügen darauf:

„Liebe, theure Antonie!“

Was aber weiter? Wie beginnen, ohne die Zarte, die Scheue zu verletzen, ohne plump mit der Tür ins Haus zu fallen?

Die Haushälterin steckte den Kopf herein:

„Uje, jetzt hab’ ich ’glaubt, der Herr von Raimund sitzt längst beim Essen, derweil …“

Und da sie ihres Herrn strahlende Miene sah, wagte sie einen Scherz:

„Is dem Herrn von Raimund am End’ gar auf die Nacht noch eine Toni eing’fallen, die er vergessen hat?“

Der am Schreibtisch erblaßte, alles Blut drängte sich ihm zum Herzen und wild schrie er die Fragerin an:

„Was meint Sie mit der Toni?“

„Um Gott’swillen, bitt’ vielmals um Entschuldigung,“

stammelte die Frau erschreckt, „ich hab' doch nichts Böses sagen wollen, ich hab' nur g'meint — weil heut' halt einmal Toni is."

„Toni ist heute? Antonia?"

„No natürlich, Toni, Antonia ... Aber ich hätt' mir ja lieber selber eine aufs Maul 'geb'n, bevor ich's g'sagt hätt', wann ich mir hätt' denken können, daß das den Herrn von Raimund so aufregt."

Gekränkt zog sie sich zurück ...

Abermals also ein köstlicher Zufall! dachte Raimund beglückt.

Denn der Namenstagswunsch, freilich etwas verspätet, bot ihm die ungezwungene Einleitung des Briefes. Daran aber schloß er nicht mehr und nicht weniger als einen offenen Heiratsantrag — oh, wenn Ferdinand Raimund einmal einen Vorsatz gefaßt hatte, noch dazu einen, von dem die Zukunft seines Lebens abhing, dann war er nicht der Mann, dessen Ausführung zu verschieben! ... Und den Schluß bildete der Hinweis auf den Ring, mit der Bitte an die Geliebte, diesen nie von sich zu weisen, sich durch ihn oft erinnern zu lassen an — ja, an wen? Er schrieb: „An Ihren aufrichtigen Ferdinand R."

Nun wurde das Geschenk ins Papier gelegt und dieses aufs sorgsamste gefaltet, gesiegelt und adressiert.

Wie aber den inhaltsreichen Brief zustellen lassen, damit ihn, enthielt er gleich nichts, was nicht jedermann mit Achtung lesen durfte, kein Ungebetener vor Augen bekam?

Da kam ihm wiederum ein helfender Gedanke.

Er stülpte rasch den Hut auf den Kopf und verließ, sehr zum Erstaunen seiner Haushälterin, abermals das Haus.

Zum Theaterfriseur lenkte er die Schritte; er traf ihn daheim. Er rief ihn heraus:

„Sie, Jacques, Sie haben mir schon oft versichert, daß Sie für mich durchs Feuer gehen würden."

„Tät' ich auch, tät' ich meiner Seel' und Gott!" beteuerte der Haarkünstler, die Hand auf der Brust.

„Also gut, heut nehm' ich Sie beim Wort. Sie müssen mir einen Dienst erweisen, einen großen, wann auch grad nicht feuersgefährlichen. Aber auf Ihre absolute Verschwiegenheit rechne ich unbedingt. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort? Ehrenwort! Also Sie kennen das Kaffeehaus Wagner bei der Schlagbrücke? Selbstverständlich! Dort gehen Sie hin, so bald wie möglich, am besten sofort, und geben diesen Brief ..."

Er beugte sich zu des Friseurs schwarzumlocktem Ohr.

Der nickte verstehend:

„Schon gut, Herr von Raimund! Können Ihnen auf mich verlassen. In so was hat man doch eine g'wisse Übung. Und wann ich zwei Stunden oder gar drei sitzen und warten müßt', ich geh' nicht eher fort, als bis ich die Demoiselle heimlich derglängen kann. Unbesorgt, wird besorgt!"

Er wollte davonhüpfen. Raimund hielt ihn am Ärmel fest:

„Es soll gewiß Ihr Schaden nicht sein. Wann Sie sich heut nicht mehr bei mir sehen lassen können, so frag' ich mich morgen in aller Früh' bei Ihnen an ..."

Hochbefriedigt über das Gelingen kehrte Ferdinand Raimund heim. Aber schon auf der Stiege wandelten sich seine hellen, freudigen Gedanken in trübere und quälende:

Wie, wenn sein Sendling doch eine Unvorsichtigkeit beging? Sein Wort brach? Durch Ungeschick das teure Mädchen bloßstellte? Wenn sie ihm zürnte darob und auch ob seiner Kühnheit? Ihm Brief und Ring zurücksendete, nichts weiter von ihm wissen wollte?

Der Theaterfriseur klopfte diesen Abend nicht mehr an seine Tür. War das nicht ein übles Zeichen? Nein doch, es war als gutes Zeichen zu deuten. Wäre ein Malheur passiert, so hätte jener kaum gesäumt, es warnend zu melden.

Am nächsten Morgen, sobald es nur tunlich war, stand Raimund im Barbierladen. Jacques kam ihm, ganz und gar diskrete Fröhlichkeit, vertraulicher Stolz, entgegen.

Ja, es war alles über Erwarten glatt gegangen. Er hatte wie ein zufälliger Gast drei Partien Billard gespielt mit einem prahlerischen, unerfahrenen jungen Laffen, zwischen der zweiten und dritten hatte Fräulein Antonia Wagner an Stelle ihrer Mutter den Platz in der Kasse übernommen, und da hatte er ihr, von niemandem beobachtet, den Namen des Absenders rasch und leise nennend, das Briefchen zugesteckt:

„Aber rot ist sie geworden und gezittert hat sie, gezittert ... Küss' die Hand, Herr von Raimund, wär' doch gar net notwendig, das hätt' ich auch unentgeltlich sehr gern für Ihnen getan, ich hab' ja eh im Billard

g'wonnen, oh, halt ja kann ich schweigen, ein Stockfisch ist ein Paperl gegen meiner, also küss' die Hand!"

Wo gab es heute einen Glücklicheren in Wien, in Österreich, in der Welt, als Ferdinand Raimund? ...

Dem Hause der Geliebten wich er mit Bedacht aus, er wollte um alles in der Welt nicht unbescheiden, nicht aufdringlich scheinen, wollte geduldig ihre Antwort abwarten. Aber im Geiste war er vom Morgen bis zum Abend, jeden Bruchteil jeder Minute, bei ihr und sie neben ihm.

Seine Haushälterin war noch nie so stolz gewesen auf ihren berühmten jungen Herrn, der immer so hübsch hätte aussehen können wie heute, wenn er stets so froh gewesen wäre, wenn er nur nicht so häufig Gesicht und Stirn in griesgrämige Falten gelegt hätte.

Am Sonntagvormittag war er in der Messe bei St. Nepomuk, wo ihn das Schicksal ohne sein Zutun und Vorwissen zum erstenmal Antonien nahe gebracht hatte, am Montag bei St. Stephan, wo er neben der Teuren vor dem altehrwürdigen Muttergottesbilde gekniet war.

An den Nachmittagen seinen Jubel ins Freie, in die grünende Natur des Wiener Waldeskranzes hinauszutragen, wie er ursprünglich beabsichtigt, das brachte er schließlich nicht über sich. Mit ihr — ja, mit ihr wäre es das herrlichste, unvergeßlichste Fest gewesen: Allein, ohne sie, wären ihm Wies' und Flur und Busch und Tal öd und leer erschienen ...

So hatte er die beiden Nachmittage bis zur Vor-

stellung im Theater größtenteils zwischen seinen vier Wänden verbracht.

Bequem und behaglich, ja, fast prächtig waren die Stuben nun eingerichtet, durch eigene Ankäufe sowohl wie durch Geschenke seines gegen ihn so freigebigen Direktors. Nichts aber hielt er für eine schönere und unersetzlichere Zier als die Werke der großen Dichter, die er mit unablässigem Eifer erworben hatte, den ganzen sechsundzwanzigbändigen Friedrich Schiller bei Doll in der Bischofsgasse, die beiden bisher erschienenen Bände der Shakespeareschen Schauspiele bei Wimmer in der Dorotheergasse, den Homer in der Bücherhütte neben dem Schwibbogen an der Oberjesuitenkirche, bei Johann Baptist Wallishausser die „Ahnfrau" und die „Sappho" des heimatlichen Dichters Franz Grillparzer, der um ein halbes Jahr jünger war als er und schon so Großes geleistet hatte und den er auch schon persönlich kennenlernen durfte; und manches andere, wie des gewaltigen, greisen Goethe ewig junge Gedichte und Dramen, bei Feilbietungen in der Inneren Stadt oder auch einmal weit draußen in der Vorstadt, in Margareten bei der „Blauen Weintraube".

Die Bücher waren sein Schatz, sein Stolz, waren so oft schon seine Zuflucht gewesen in Kränkung und Leid. Zu ihnen flüchtete er auch heute in der bedrängenden Überfülle seines liebenden Herzens. Aber diesmal griff er nicht zuerst nach seinem geliebten Friedrich Schiller, dem himmelstürmenden Ankläger und Fürsten tönender Sprachkunst, sondern schlug das Werk des menschlichsten von allen großen Menschen, des Weisen

von Weimar, auf. Mehr mit Ehrfurcht als mit vertrauensvoller Zuneigung war er ihm bis nun stets genaht, hatte sich sogar oft genug in allzu scheuer Bewunderung von ihm entfernt gehalten. Heut' zum erstenmal fühlte er seine Seele jener übermächtigen verwandt und hörte gleiche Saiten erklingen von außen, wie in seinem tiefsten, geheimsten Inneren. Heute verstand er Gretchen und Faust und den bösen Geist, der ihrem Bunde Feind und Zertrümmerer sein mußte. Heut' auch durchdrang ihn die unversiegliche Flut der Liebeslieder, in die der Dichter all sein Leben, der Mensch all seine Poesie gegossen hatte, wie frischer Waldquell und wie süßer Glühtrank zugleich.

Wer doch auch einige, wer nur ein einziges Lied zustande brächte, das dem mindesten von jenen an die Seite zu stellen wäre in Natürlichkeit des Empfindens und Adel des Ausdrucks! Was für ein erbärmlicher Stümper war doch er selbst, der ja auch schon „gedichtet" hatte, auf Bestellung und bei Gelegenheit, aus Not in seinen Elendsjahren, später aus Gefälligkeit für den Direktor, das Publikum, diesen und jenen Benefizianten, einen und den anderen hilfsbedürftigen Autor! Wie schämte er sich nun seiner nichtssagenden Reimereien!

Wahrlich, das war die höchste Gnade Gottes, für Hunderttausende klar und rein auszusprechen, was Hunderttausende bloß verworren fühlen konnten, in die feste, ewig gültige Form zu bannen, was den anderen nebelhaftes, regel- und uferloses Gewoge war, nimmer zu haschen und zu fassen.

Ergriffen las er:

„Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere strahlt;
Ich denke dein, wenn sich des Mondes Flimmer
In Quellen malt.

Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege
Der Staub sich hebt
In tiefer Nacht, wenn auf dem schmalen Stege
Der Wandrer bebt.

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauschen
Die Welle steigt.
Im stillen Haine geh' ich oft zu lauschen,
Wenn alles schweigt.

Ich bin bei dir; du seist auch noch so ferne,
Du bist mir nah!
Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne.
O wärst du da!"

Nein, Ähnliches würde ihm nimmermehr gelingen. Fast wollte es ihn überkommen wie Neid. Aber sogleich wich diese häßliche Regung wieder von ihm und wich einem innigen Glücksgefühle. Und aus den Versen stieg das liebliche Bild des teuren Mädchens in Anmut vor ihm empor ...

Eigentlich hatte er heimlich gehofft, schon im Laufe des Sonntags irgend eine Nachricht, eine Antwort von ihr zu erhalten, und auch diese Hoffnung war's, die ihn ins Zimmer gebannt hatte. Er schalt sich deswegen selbst töricht und ungestüm. Als das Erwartete auch am Oster=

montag nicht eintraf, überkam ihn fast eine leise Enttäuschung. Der graue Alltag aber, der dem Feste folgte und der seiner Sehnsucht ebensowenig Erfüllung brachte, drückte ihn nieder, und der Abend schleuderte ihn vollends aus seinem Himmel in bitterste Verzweiflung. Waren sein Glückwunsch, sein Antrag, sein Geschenk doch als Beleidigung aufgefaßt worden? Aber dann wäre ihm doch mindestens schon dieses zurück ins Haus gekommen! Oder war die Antwort verlorengegangen, unterschlagen worden? Oder hatte ihn — die Menschen waren ja so schlecht — sein eigener Bote belogen und betrogen? Mehrmals war er drauf und dran, das Wagnersche Kaffeehaus aufzusuchen — die Besorgnis, dort durch eine Unüberlegtheit alles zu verraten und zu verderben, hielt ihn zurück.

Wenn er nur einen Freund gehabt hätte, einen wirklichen, aufrichtigen Freund, dem er sich ohne Rückhalt anvertrauen durfte! Jedoch sein bester und ältester, der Kindler Pepi, dem er schon gemach entfremdet worden, da er in die Leopoldstadt übersiedelte, jener an der Josefstädter Bühne blieb, weilte nun nicht mehr in Wien, sondern wirkte am Grazer Theater.

Den ganzen Dienstag wartete er noch vergebens, am Mittwoch aber wendete er sich, wie sehr sich auch sein zarteres Empfinden dagegen sträubte, abermals an den Theaterfriseur. Der war mit Feuereifer bereit, einen zweiten Auftrag gleich dem ersten zu übernehmen, und führte ihn, wie er stolz berichtete, auch gleich geschickt und verschwiegen aus.

Der Brief, den ihm Ferdinand Raimund mitgegeben,

enthielt neben leisen, ganz leisen Vorwürfen wegen des unbegreiflichen Schweigens abermals die ehrlichsten Versicherungen seiner lautersten Absicht und zum Schluß die Bitte um offene Aufklärung, falls etwa seine Liebe nicht erwidert werden könnte.

Zitternd hatte er dies niedergeschrieben, denn solche Aufklärung, das fühlte er mit jeder Faser, mußte ihn unheilbar elend machen.

Sie blieb aus. Aber aus blieb auch jedes andere Lebenszeichen von Antonia Wagner, einen um den anderen der träg und trüb verrinnenden Tage.

Ferdinand Raimunds fieberhafte Spannung wich einer dumpfen seelischen Gelähmtheit. Finster brütend ging er umher, wie ein Traumwandler emporschreckend, sprach ihn einer an, teilnahmsvolle Erkundigungen mit Barschheit abweisend. Bloß im Lichte der Bühnenlampen fand er Leben, Regsamkeit und Laune, der das Publikum das übermenschlich Erzwungene nicht anmerkte. Hinter den Kulissen war er stachlig wie ein Igel. Sein Antlitz wurde schmal und blaß, seine Augen sanken in die Höhlen, wer ihn in seiner Einsamkeit störte, war sein Feind.

Eines Abends nach der Vorstellung aber, da er wiederum verdrossen und der ganzen Menschheit innerlich fluchend als letzter, um ja keinem Kollegen mehr zu begegnen, das Theatergebäude verließ, hörte er sich von einer leisen Mädchenstimme geheimnisvoll angerufen:

„Herr Raimund!“

Schon wollte er der Zudringlichen jedes weitere Gehör verweigern, als diese rasch fortfuhr:

„Einen schönen Gruß hab' ich auszurichten von der Toni!"

„Von wem?" Laut hallte durch die laue, dunkle Frühlingsnacht der Schrei, in dem sich seine gewaltige plötzliche Erschütterung löste.

„Von der Toni Wagner. Und Sie sollen nicht böse sein, daß Sie Ihnen so lang nicht geantwortet hat, aber ..."

Das „aber" war vorläufig gleichgültig. Antonia würdigte ihn doch noch einer Antwort, Antonia sendete ihm Nachricht, Antonia zürnte ihm nicht, Antonia riß ihn empor aus tiefster Niedergeschlagenheit! Mit zwanzig Fragen, die einander überstürzten, einander aufhoben, einander widersprachen, stürmte er auf das unbekannte und ihm augenblicklich doch zur teuersten Freundin gewordene Mädchen ein.

Die ließ ihn ein Weilchen toben, dann sagte sie mit einem verschmitzten Lächeln um ihren hübschen Mund und in ihren kohlschwarzen Kirschenaugen:

„Ich glaub', es wär' am gescheitesten, Herr Raimund, Sie möchten mich auch ein paar Wort' reden lassen, sonst hören Sie bis morgen in der Früh' nicht, was ich Ihnen zu sagen hab'."

Also zwang sich Ferdinand Raimund, zu schweigen und zu lauschen. Und was er vernahm, das trug ihn zum Firmament empor, rascher und leichter, als den erwachten Adler die entfalteten Schwingen.

Sie heiße Pötzl und Juliana, begann das Mädchen schalkhaft methodisch und sei der Wagner Toni alte Kameradin, vor der diese kein Geheimnis habe. Wenigstens

keins gehabt habe bis vor Ostern. Ob sich denn der Herr Raimund nicht mehr erinnere, daß er am Karsamstag bei der Auferstehung unmittelbar neben ihr, der Juliana Pötzl nämlich, gesessen. Nein? Das sei eigentlich eine Beleidigung, aber sie verzeihe ihm's. Verliebten müsse man ja viel verzeihen. Und darum verzeihe sie auch ihrer Freundin Toni, daß die so unfreundschaftlich so lange hinterm Berg gehalten. Aber endlich habe sie der Heimtückerin, der ja in der letzten Woche jeder, der nicht stockblind sei, ankennen mußte, daß etwas ihr Herzerl beschwere, endlich habe sie der Toni das Geheimnis entlockt. In bester Absicht natürlich, um ihr womöglich zu helfen. Denn sie, die Juliana, könne solches Leid nicht mit ansehen...

Was ihm Antonia Wagner sagen zu lassen habe, unterbrach sie Ferdinand Raimund, außerstande, seine Ungeduld länger zurückzudämmen.

Ja, ja, sofort... Also vor allem, daß sie den ganzen Tag behütet und bewacht sei und den ganzen Tag beschäftigt, mit der Hauswirtschaft und ihren vielen jüngeren Geschwistern. Daß sie daher beim besten Willen nicht zum Briefschreiben komme und auch vergeblich sich den Kopf zerbrochen habe, was sie schreiben solle. Daß sie auch gemeint habe, eine mündliche Antwort sei noch viel schwieriger, daß ihr dies aber sie, Juliana, als ganz verfehlte Ansicht widerlegt habe, und daß sie, die Toni, am nächsten Sonntag vormittags genau um zehn Uhr wieder in die Stadt zur kranken Tante gehe, wobei sich immerhin die Möglichkeit ergeben könnte, mit dem Herrn Raimund zufällig zusammenzutreffen...

Als sie nun eine Pause machte und Miene, sich zu empfehlen, wollte ihr der beglückte Liebhaber von neuem mit dem Sperrfeuer seiner Fragen den Weg verlegen.

Allein sie wehrte ihm lachend: Der Herr Raimund hätte sie nicht so lange vor dem Bühnentürl warten lassen sollen, nun müsse sie schnell nach Haus, denn ihr Herr Vater sei sehr streng und wisse die Zeit, die man vom Theater bis zu ihrer Wohnung brauche, unheimlich genau zu schätzen. Aber der Herr Raimund werde ja alles, was ihm so wichtig sei, am Sonntagvormittag aus der sichersten Quelle erfahren, bis dahin möge er sich gedulden und, soweit dürfe sie ihn schon beruhigen, nicht die geringste Angst haben — nein, nicht die geringste Angst! ...

## 14.



Seit Juliana Pötzl sich der schüchternen, gänzlich unerfahrenen Freundin verständnisvoll und barmherzig angenommen hatte, brauchte Ferdinand Raimund die immerhin zweifelhafte Dienstfertigkeit des Theaterfriseurs kein einziges Mal mehr in Anspruch zu nehmen. Als dieser eine geraume Weile später sich nach dem Barbieren die leise und vertrauliche Frage erlaubte, ob der Herr von Raimund etwa „sonst was" befehle, wies in dieser kühl ab, überzeugt, der Mann müsse nun glauben, die Sache mit der Wagnerischen sei endgültig abgetan.

Seit jenem zweiten gemeinsamen Gange in die Stadt, der wirklich, gemäß der Pötzlischen launiger Prophezeiung, all seine ängstlichen Zweifel zerstreut hatte, war Ferdinand Raimund noch öfters mit dem geliebten Mädchen zusammengetroffen, im Augarten, im Prater. Nur für knappe Viertelstunden konnte Toni sich von daheim wegstehlen, viel zu selten und zu kurz für eines rasend Verliebten übergroße Sehnsucht.

Der Sommer entfernte den vielbegehrten Schauspieler wiederholt von Wien, nach Baden, wohin er, wie schon im Vorjahre, zu Gastspielen geladen war.



Digitized by Google

Die Entfernung bedrückte ihn und beglückte ihn zugleich, denn sie bescherte ihm etliche kostbare Briefe von der Teuren, die sonst, zu seinem Verdrusse, mit Schreiben so sparsam war. Aber was verschlug selbst dies, wenn sie ihn nur liebte, liebte, liebte!

Und sie liebte ihn gewiß, obzwar sie's ihm erst auf sein drängendes Bitten mit halbem Wort gestanden hatte; obzwar noch keine Umarmung, kein Kuß zwischen ihnen vorgefallen war, obzwar sie erst kürzlich das Duwort gewechselt hatten. Doch ihre Herzen waren aneinandergekettet mit unsichtbaren, unlösbaren Banden, das fühlte er in tausendfacher Zuversicht.

Hatte er nach zäh versickernden Tagen und Wochen nur ein blitzschnell entweichendes Stündchen an ihrer Seite geweilt und geschwärmt, dann lag's noch lange wie Abglanz der Morgensonne auf seinem Antlitz, so daß die gutmütigeren von den Kollegen und Kolleginnen, die schon manchmal unter seiner Griesgrämigkeit und Reizbarkeit zu leiden gehabt, sich wundernd freuten, die scharfsichtige und scharfzüngige Ennöckl aber scherzend sagte:

„Unser Raimunderl macht jetzt Augen wie 's Kind, wann's den Finger aus'm Siruphäferl 'zogen hat. Der muß wieder g'hörig verschossen sein — wann ich nur 'rausbrächt', in wen!"

Hätte der Bespöttelte selbst es gehört, er hätte wohl selbst gelacht, so glücklich war er.

Niemandem nahm er etwas krumm, keinen Armen wollte er ohne Wohltat, keinen Hilfsbedürftigen ohne Hilfe lassen. Diese Hilfsbereitschaft zu betätigen, bot

sich ihm gerade jetzt eine besondere Gelegenheit. Papa Gleich strebte schon lange danach, auch sein Töchterchen von der Josefstädter Bühne an die angesehenere und beliebtere Leopoldstädter zu bringen, und hatte nicht verfehlt, diesen Wunsch dem aufsteigenden Raimund unter sanftem Hinweis auf schuldige Dankbarkeit möglichst deutlich zu machen. Der verhielt sich nicht ablehnend, sondern hatte bereits von seinem Direktor eine halbe Zusage erlangt. Jetzt aber betrieb er die Sache kräftiger und dringender, und da Herrn Leopold Hubers Direktorskollege jenseits des Donaukanals keinen unüberwindlichen Widerstand leistete, so konnte Luise Gleich in der ersten Hälfte des September ihren Umzug nach der Jägerzeile vollziehen. Nun war auch sie samt ihren Eltern beglückt.

In Ferdinand Raimund jedoch regte und meldete sich bald neuerliche Ungeduld. Noch glücklicher wollte er sein — vollkommen glücklich. Dazu fehlte aber noch viel, sehr viel. Er lechzte nach endlicher Vereinigung.

„Diesen Zustand ertrag' ich nicht länger", sagte er eines wunderbar klaren und glänzenden Frühherbstabends zu Toni Wagner, die sich unter einem besonderen, mit der gewandten Freundin reiflich erwogenen und sorgfältig ausgeheckten Vorwand ausnahmsweise einmal für ein paar Stunden von der Häuslichkeit hatte freimachen können, auf einem Spaziergang in die Krieau. Vor ihnen lag die Aussicht über den breiten Strom, auf die Aulandschaft von Floridsdorf; kleine Landhäuser und Jägerhütten, zwischen den mächtigen Waldbäumen des untersten Praters hervorlugend, end-

lose Wiesengründe ließen die Stadt meilenfern erscheinen, lustig und eilfertig klapperten zur Rechten wie zur Linken die Schiffmühlen den Rest des Tagewerks herunter. „Ich ertrag's einfach nicht länger", wiederholte er und strich sich erregt über die Stirn. „Diese unbegründeten, unverschuldeten, sinnlosen Heimlichkeiten müssen ein Ende haben. Wir setzen uns selber herab durch sie, ich schäm' mich für mich und für dich. Nächstens — nein, morgen gleich geh' ich zu deinem Vater!"

„Um Gotteswillen, nur das tu' nicht!" fuhr es Antonien schreckensvoll heraus.

„Warum nicht?" Raimunds Stirn umdüsterte sich.

„No, weil — weil halt der Vater meint, ich soll den Ding — no, einen anderen halt heiraten, den er für mich ausg'sucht hat."

„Bravo! Das ist ja das Erste, was ich hör'!" Häßlich verzogen sich seine Lippen: „Und du schließt dich natürlich als brave Tochter der Meinung deines Herrn Vaters an?"

In Tonis Augen glänzte ein Tropfen auf:

„Das traust du mir zu? Daß ich so schlecht wär' und dich zum Narren hielt'?"

„Nein, o nein! Verzeih mir, liebe Toni! An was auf der ganzen Welt sollt' ich glauben, wenn nicht an deine Treue? Aber was du da gesagt hast, bestärkt mich nur in meinem Vorsatze: Ich muß mit deinen Eltern offen reden, ehrlich meinen Antrag vorbringen, und das so bald als möglich."

„Ich bitt' dich, tu's nicht!"

„Was denn sonst? Was kann dein Vater gegen mich haben?“

„Gegen dich nichts. Aber — aber gegen deinen Stand.“

„Meinen Stand?“

„Ja. Er mag die Komö ... die Schauspieler halt einmal nicht. Nicht einmal als Gäste sieht er sie b'sonders gern. Er sagt, Komö ... Schauspieler und Leichtsinn, das ist und bleibt eins. Da ist einer wie der andere.“

„So!“ brauste Raimund von neuem auf. „Bin ich ein Komödiant wie alle anderen? Oder bin ich schließlich nicht doch der Raimund?“

„Deine Schauspielkunst hat der Vater oft genug gelobt“, beschwichtigte Antonia. „Und geschimpft hat er überhaupt noch nie über dich.“

„Zu gütig von dem Herrn Kaffeesieder — entschuldigst schon. Aber kurz und gut, was glaubst du, was geschehen soll? Sollen wir in aller Geduld und Heimlichkeit warten, bis dein Vater sich von selbst zur Vernunft bekehrt und Ausnahmen unter den Komödianten gelten läßt? Oder bis er hochbetagt stirbt? Oder — bis er uns über kurz oder lang auf unsere Schliche kommt, sie durch Tratscherei erfährt, was ja unmöglich ausbleiben kann?“

Tonis Augen füllten sich mit Tränen:

„Ach Gott, ich weiß mir ja selber keinen Rat ... Ich will ... Ich werd' ... Also ich werd' einmal selber mit dem Vater reden über die Sach' ... Laß mir nur noch ein bißl Zeit!“

„Versprichst du mir's?“

„Ja.“

„Also gut. Dann wart' ich. Und jetzt wollen wir von anderem, Erfreulicherem reden. Schau', wie sich die Wellen der Donau dunkler färben und dabei ruhiger, glatter zu fließen scheinen! Wie die Baumwipfel sich immer klarer vom Abendhimmel abheben! Und schau' — pst — dort geht ein Reh über die Lichtung — ein zweites — ein drittes, ein ganzes Rudel! Wie schön doch die Natur ist, wie friedlich erhaben, überall dort, wo sie der Mensch noch nicht mutwillig oder täppisch gestört hat! Ach, liebe, liebe Toni! Wie glücklich könnten wir zwei zusammen leben, fern von der Stadt, mitten im Schoße der Natur, von niemandem abhängig — warum kann uns dieses Glück nicht beschieden sein?“

Sie nickte träumerisch:

„Vielleicht schenkt 's uns Gott später einmal ... Ich will recht innig beten zu ihm ...“

Verscheucht waren die Schatten von Raimunds und Tonis Stirn und Seele, vergessen der leichte Zwist. Es war der erste gewesen in ihrem jungen Liebesbunde. Es wird der letzte gewesen sein, schwor Raimund sich zu, als sie sich nach heißem Abschiede getrennt hatten ...

Es sollte der letzte Wortwechsel zwischen ihnen bleiben für lange, lange Zeit. Jedoch in ganz anderer Art, als Ferdinand Raimunds Brausekopf und Wirbelherz dachte.

Denn ganz, ganz anders, als seine Träume sie

malten, war die nächste Zukunft beschaffen, die das dunkel waltende Schicksal ihm beschlossen hatte.

Fast eine Woche lang sah er Toni nun nicht näher als im Fenster ihrer Wohnung, an dem sie zu verabredeten Stunden zu erscheinen pflegte.

Am Ende derselben Woche erfolgte das Debüt der Gleich in einem musikalisch-dramatischen Quodlibet, das ihr buchstäblich auf den verführerischen Leib geschrieben schien, den sie im kurzen Röckchen eines Bauernmädchens, in der Küfertracht eines Kellermeisters, im straffgespannten Trikot einer griechischen Nymphe und sogar in den koketten, grünseidenen Höschen eines „Tirolerbuben“ dem entzückten Publikum zeigen durfte.

Ferdinand Raimund trat an diesem Abende nicht mit ihr zusammen auf, wohnte aber der Vorstellung bei und mußte sich befriedigt gestehen, daß das Leopoldstädter Theater mit dem reizenden Geschöpfchen sicherlich keinen schlechten Kauf gemacht habe.

Freilich, was war sie als Weib gegen Toni? Was alle ihre geschminkte Kunstfertigkeit gegen deren unberührte, frische, einfache Natur?

Nachdem er die Debütantin und deren von stolzer Dankbarkeit überfließenden Vater beglückwünscht hatte, verließ er das Theater. Vor dem Türchen erwartete ihn eine weibliche Person — die Seifensiederstochter Juliana Pötzl. Ihr Gesicht war, Raimund merkte es mit Bestürzung trotz der dunklen, regnerischen Nacht, blaß und verstört, ihre Stimme bebte, da sie ihn ansprach:

„Ich hab' Sie schon in Ihrem Hause gesucht, Herr von Raimund. Gott sei Dank, daß ich Sie jetzt da treff'. Ich komm' von der Toni."

„Ist was passiert?" rief Raimund entsetzt.

Das Mädchen nickte.

„Ist sie krank?"

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

„Also was denn? Red' Sie, Mamsell, red' Sie gefälligst, oder ..."

„Ach Gott, Herr Raimund, warum fahren Sie mich denn so an? Ich kann doch nichts dafür."

„Nein, nein, aber red' Sie schon zum — Kuckuck!"

„Also die Toni hat heut' ihrem Vater gestanden, daß sie Ihnen liebt, Herr von Raimund, und daß sie keinen anderen heiraten will als wie Ihnen. Darauf ..."

„Darauf?"

„Darauf hat es eine fürchterliche Szene gegeben, der Herr Wagner hat geschimpft und getobt und hat geschworen, eher wirft er sein Kind in die Donau, eh' er sie einem Komödianten gibt ... Die Toni laßt Ihnen Lebewohl sagen."

„Sie — laßt — mir Lebewohl sagen? Was heißt das?"

„Morgen in aller Früh' fahrt sie aufs Land hinaus zu weitschichtigen Verwandten, wohin, weiß sie selber nicht genau, der Herr Wagner begleitet sie, er will sich nicht noch einmal über den Löffel balbieren lassen, sagt er. Der Wagen ist schon bestellt, ich bin just zum

z'samm'packen zurecht'kommen. Grad, daß mir die Toni noch die Post an Ihnen hat mitgeben können."

„Das Lebewohl, ja!" Ferdinand Raimund lachte gräßlich auf: „Sie sehen sie nicht mehr?"

„Nein."

„So kann ich Sie nicht einmal bitten, daß Sie ihr von mir ausrichten: Gleichfalls! Auch so viel!"

Juliana starrte ihn an wie einen Verrückten. Und tatsächlich wie ein Verrückter stürmte Raimund, ohne sich noch einmal umzuwenden, davon.

Er stürmte nach Hause, riß an der Klingel seiner Wohnungstür, daß die Haushälterin, aus einem Nickerchen in der Küche aufgeschreckt, im ersten Augenblicke dachte, die Franzosen oder gar die Türken seien wiederum in Wien eingefallen. Sie fast über den Haufen stoßend, polterte er in sein Zimmer, schmetterte die Tür hinter sich ins Schloß und warf sich aufs Sofa.

Verraten, treulos verraten, knirschte er zwischen den Zähnen. Das also war die Liebe, mit der Toni die seinige vergalt, die unbesiegbare, alles überwindende Liebe, auf die er seine Zukunft gebaut hatte! Vor einem Scheltworte, einem Stirnrunzeln eines vernunftlosen Vaters strich sie die Segel, zerfiel sie in Nichts, einem barbarischen Gebote fügte das Mädchen sich willenlos, und brach darüber auch ein armes, vertrauensvolles Herz.

Lebewohl ließ ihm die Ungetreue sagen. Das hieß natürlich, füg' dich drein, wie ich mich füge, ich heirate in Gottes Namen einen anderen und du wirst auch

eine andere finden, man stirbt nicht an unglücklicher Liebe, im Leben nicht, auf dem Theater freilich...

Aber dann wieder schrie es in seinem Busen: Du bist grausam, ungerecht, sie ist schuldlos, ist gezwungen worden, und du weißt ja gar nicht, durch welche gewaltsamen Mittel! Wenn er sich augenblicks aufmachte, in das Haus des herzlosen Vaters drang, sich nicht abweisen noch beschwichtigen ließ, sich auf die Seite der Tochter stellte als Schützer und Rächer, die Tochter mit sich nahm und...

Er schlug sich vor den Kopf und lachte grell auf:

Und damit bloß erreichte, daß morgen ganz Wien von einem neuen tollen Streiche des zügellosen Raimund mit befriedigter Bosheit oder scheinheiligem Bedauern spräche!

Nein, den Vater zu zwingen, war aussichtslos; ihn zu überreden, wohl nicht minder...

Nur die Tochter allein konnte ihm zähen, erfolgreichen Widerstand leisten... Hätte es können... Hatte es eben nicht getan...

Plötzlich ward's ihm so weh im Herzen, so eng um die Brust, so dunkel vor den Augen, daß er zusammenbrechen zu müssen glaubte.

Aber nein, jammern und weinen wollte er nicht, um keinen Preis. Eher — eher... Wild brauste und schäumte von neuem sein Groll, er nährte und schürte und stachelte ihn durch selbstquälerische, häßliche Vorstellungen. Er mußte ihm Luft machen, sonst sprengte es ihm die Rippen — er blickte wütend um sich und griff schließlich, halb von Sinnen, nach der Lampe auf

dem Tisch und hob sie hoch, um sie zu Boden zu schmettern. Da fiel ihr Schein auf ein großes, goldgerahmtes Bild an der Wand zwischen den Fenstern, ein Geschenk von Verehrern, einen neuen Kupferstich nach dem im Vorjahre verstorbenen Heinrich Füger, den sterbenden Christus: „Herr, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun ..."

Und wiederum überkam ihn wehe Erschütterung. Doch er kämpfte sie wiederum hinab. Zwar stellte er die Lampe unversehrt hin, aber weich ward er nicht. Oh, er war kein Heiland, er war nur ein Mensch von schwachem Fleisch und Blut, er konnte nicht Unverzeihliches verzeihen.

Oh, sie wußten schon, was sie taten, wenn sie den lieben Nächsten ans Kreuz schlugen!

Aber er, wahrlich, er wollte es ihnen vergelten.

*
* *

Kein gebrochener, sondern ein harter, verschlossener Mann, durch Blicke voll eisigen Hohnes alles zurückstoßend und herabsetzend, trat Ferdinand Raimund am nächsten Vormittag unter seine Kollegen auf die Bühne.

Es war die erste Gesamtprobe zu einem neuen Zauberstücke von J. A. Gleich, das in einigen Wochen zum Benefiz Raimunds aufgeführt werden sollte.

Einige wenige von den Darstellern hatten ihre Rollen bereits so ziemlich inne, die meisten suchten sich „durchzuschwindeln" so gut es ging. Aber heute gelang es ihnen nicht, ihre Blößen zu verhüllen, denn der Hauptdarsteller

Raimund deckte sie, so oft er persönlich beteiligt war, mit grimmigem Behagen auf, wie schonungslos er nur konnte.

Und eine junge, hübsche, neue Schauspielerin, die gewiß nicht aus Mangel an Fleiß oder Respekt, bloß aus Schüchternheit in den paar Sätzen, die sie zu sprechen hatte, sich mehrmals versprach, verwirrte er durch verachtungsvolles Anstarren so sehr, daß sie in Weinen ausbrach und schluchzend von der Bühne lief.

Schließlich wurde es sogar dem greisen Oberregisseur Sartory, der wohl wußte, welche Nachsicht er dem Liebling des Direktors und eines so großen Teiles des Publikums schuldete, aber der doch vor allem die Pflicht hatte, auf gute Ordnung und volles Gelingen zu achten, zu bunt.

„Aber, lieber Raimund," sagte er mit erzwungener Ruhe, „auf die Art bringen Sie uns ja noch alle zur Verzweiflung. Das führt zu nichts. Da ist's wirklich besser, wir hören auf."

„So?" erwiderte Raimund kalt, der förmlich auf dies Stichwort gelauert zu haben schien. „Meinen Sie auch? Also gut, dann hören wir auf."

Und drehte sich auf dem Absatz um und verließ, taub für alles, was hinter ihm her gerufen wurde, starren Antlitzes das Haus.

Und als der Dichter Joseph Alois Gleich, bei seiner Heimkunft aus dem Amte durch die Unheilsbotschaft von dem verhängnisdrohenden Zwischenfall überrascht, todbang um das Schicksal seines neuen Werkes, am späten Nachmittag Raimund aufsuchte, um die Sache

auf kürzestem Wege wieder in Ordnung zu bringen, da empfing ihn dieser wie einen lästigen Bettler.

Mit gelangweilter Miene, abgewendeten Blicken, festgeschlossenen Lippen hörte er seine Erklärungen, Begütigungen, Bitten, Beschwörungen an.

„Wenn Sie nicht mittun würden, Herr Raimund," schloß atemlos der besorgte Dichter, „dann wird mein Stück am End' ganz abgesetzt."

Darauf lächelte Raimund ein eisiges Lächeln aus unmeßbarer Höhe herab:

„Das wäre freilich ein schreckliches Unglück. Aber nur für Sie, Herr Gleich, nicht für die Welt!"

Nun war auch der Dichter tief beleidigt.

Und Herr Direktor Leopold Huber, der ohnehin nicht auf Rosen gebettet war, sondern, mit Geldsorgen ringend, nicht ein einziges volles Haus entbehren konnte, hatte in den nächsten Tagen mehr als genug zu tun, alles halbwegs wieder ins Gleis zu bringen, Herrn Sartory, Herrn Gleich, die junge Schauspielerin und noch ein halbes Dutzend gekränkter Mimen wenigstens äußerlich mit Herrn Raimund wiederzuversöhnen.

In dessen unleidlichem, abstoßendem Wesen aber trat keine Änderung ein. Alle mußten ihn notwendig deswegen verurteilen, die die Ursache seiner Gemütszerrissenheit nicht kannten.

Von Toni keinerlei Nachricht mehr, keine Zeile, kein Wort, Juliana Pötzl, die vielleicht Auskunft hätte geben können, wie vom Erdboden verschwunden, ihn offenbar mit Absicht meidend. Jedem Versuche, Nachforschungen anzustellen, sein Stolz, sein zu Tode ver-

wundetes Selbstgefühl ein unübersteigliches Hindernis.

Allmählich nur ging sein verzehrender Ingrimm, sein Menschenhaß in eine sanftere Melancholie über.

Unmittelbar vor Novemberanfang war es, da er zum erstenmal wieder das Burgtheater besuchte, vorher aber einer Einladung eines stadtbekannten, reichen Kunstfreundes und Schauspielergönners, des Bankiers Josef Ritter von Franck, zu folgen sich entschloß.

Er traf an der reich besetzten Mittagstafel eine große und auserlesene Gesellschaft, in ihr den Burgschauspieler Carl Ludwig Costenoble, mit dem er bereits flüchtig bekannt war und den er ebenso schätzte wie jener ihn.

Raimund verhielt sich während des ganzen Nachmittags so teilnahmslos und schweigsam, daß es selbst jene, die an seine Launen schon gewöhnt zu sein glaubten, peinlich überraschte, und begleitete bloß das unablässige prahlerische Geplauder des gutmütigen, aber etwas beschränkten und protzigen Gastgebers mit einigen boshaften, von diesem unverstandenen Bemerkungen.

Endlich war es Zeit zum Aufbruch ins Theater, Raimund verabschiedete sich mit fast unhöflicher Kühle, Costenoble begleitete ihn und suchte ihn aufzuheitern, indem er Themen verschiedener Art anschlug, auch Raimunds Darstellungskunst lobte.

„Schade," schloß er dieses Lob, „daß Sie so oft in ganz unzulänglichen, unwürdigen Machwerken auftreten müssen... Warum schreiben Sie sich nicht einmal selbst ein Stück?"

Da blieb Ferdinand Raimund stehen, faßte den Hof-

burgschauspieler am obersten Rockknopfe, zerrte daran, daß er ihm fast in der Hand blieb, und rief:

„Ein ausgezeichneter Rat, das! Sind nicht schon genug Leute im lieben, guten Wien meine Feinde und Neider? Soll ich mir auch noch die Herren Dichter auf den Hals hetzen, Herr?"

Da schwieg der andere betroffen, ungewiß, was er von solchem Betragen denken solle.

Vor dem Eingang ins Parterre des Burgtheaters aber drückte Raimund dem wohlmeinenden Freunde stumm die Hand und sah ihn lange wie abbittend an. Und vor dem Blicke dieser großen, blauen, um Verständnis flehenden, leidvollen Augen hielt kein Grollen stand ...

Allerseelen war gekommen, früh und rasch war des Sommers letztes Truggold düsteren Nebeln gewichen, schlaff und feucht hingen die Zweige in den Gärten der Stadt, Blatt um Blatt mutlos dem Falle preisgebend. Vor den stolzen Monumenten und den karg geschmückten, eingesunkenen Grabhügeln der Friedhöfe langweilte sich erzwungene Gedächtnispflicht und riß unabweisbares vergebliches Sehnen notdürftig verharschte Wunden wieder auf.

Ferdinand Raimunds Welthaß war noch immer so lebendig, daß er sich schier sogar auf die Abgeschiedenen erstreckte. Er beabsichtigte heute keinen Gottesacker zu besuchen, sein Schmerz und seine Trauer um Verlorenes bedurfte wahrlich keines mahnenden Kalenderzeichens. Der Arbeit und dem Geschäfte, die allein ihn aufrecht hielten und über die öde Leere seines Inner-

sten für Stunden hinwegzutäuschen vermochten, wollte er justament den heutigen Feiertag widmen.

Eine Szene in Gleichs neuer Posse „Der Hölle Zaubergaben", die er in ihrer jetzigen Gestalt für ganz unwirksam hielt und die darum noch rechtzeitig vor der Erstaufführung geändert werden mußte, wollte er mit dem Dichter besprechen.

Die Gedanken nur auf seinen Verbesserungsvorschlag gerichtet, war er, er wußte selbst nicht wie, im Nu vor dem Wohnhause der Familie Gleich angelangt.

Aber als er den Hausflur durchschritt, als er den Fuß auf die erste Treppenstufe setzte, da schien ihm plötzlich sein harmloses Vorhaben zwecklos töricht nicht nur, sondern selbst gefährlich. Es war ihm, als müsse er umkehren, als würde sein Schritt bleischwer, als zöge ihn eine unsichtbare Macht zurück. Unwillig schüttelte er den albern unheimlichen Zwang von sich und nahm nun zwei Stufen für eine.

Er fand den Dichter unerwarteterweise nicht zu Hause, auch nicht seine Gattin, sie waren mitsammen auf den Matzleinsdorfer Friedhof gewandert, dem frischen Grabe des befreundeten, am Jahrestage der Schlacht von Leipzig verstorbenen Dichters Gewey einen Besuch abzustatten. Nur die schöne Luise traf er an. Sie empfing Raimund im reizenden Morgenkleide, mit freudiger Überraschung und koketter Verschämtheit:

„Je, der Herr von Raimund! So ein seltener Gast! Da müßt' man ja rein den Ofen einhau'n! Und wie ich ausschau' — völlig zum Genieren — bitt' vielmals um Entschuldigung!"

Ferdinand Raimund entgegnete, es sei an ihm, sich zu entschuldigen, er werde zu gelegenerer Stunde wiederkommen.

Davon aber wollte Luise Gleich nichts wissen:

„Nein, nein, das gibt's nicht! Wiederkommen — das kennt man schon! Wer weiß, wann wir dann wieder einmal die große Ehr' hätten. Bitte, nur hereinspaziert! Der Vater und die Mutter werden net gar zu lang mehr ausbleiben, fast anderthalb Stund' sind s' ja schon fort ... Niedersetzen müssen S' Ihnen unbedingt, Herr von Raimund, damit S' uns den Schlaf net austragen. Oder is's Ihnen zu langweilig bei mir?"

Nein, langweilig war es niemals in Gesellschaft der gesprächigen, lustigen, kecken Gleich.

„Oder fürchten S' Ihnen leicht vor mir?"

„Ich fürcht' mich vor niemandem auf der Welt", suchte Raimund auf den Scherz einzugehen. Aber bei sich setzte er unwillkürlich hinzu: Außer vor mir selbst.

„Na also. Couragierte Männer hab' ich gern ... Aber ausschaun tut's da — sogar die Betten sind noch nicht g'macht. Und ich selber schau' aus — was?"

„Reizend ... Zum Anbeißen", sagte Raimund lächelnd, und das war die objektive Wahrheit sowohl wie seine aufrichtige Meinung. Seit vielen Wochen war er keinem Weibe so nahe und vertraulich gegenübergesessen, eine längst nicht mehr gefühlte Wärme durchströmte ihn wie magnetisches Fluidum.

„Nur net schmeicheln!" drohte Luise mit dem Finger. „Wie vielen hab'n S' denn das schon g'sagt, ha? O die Männer! Unsereins weiß was zu erzählen von

denen. Wann man sich da nicht so in der Korda hätt', da wär' man alle Tag' g'liefert."

Sie seufzte. Dann beugte sie sich teilnahmsvoll vor: „Übrigens, ich weiß schon, der Herr von Raimund is kein solcher, der verdient was Besseres, als daß ihn eine, die seinen Wert nicht zu schätzen weiß, zum Narren halt't und sitzen laßt."

Sie ergriff seine Hand, sie tätschelte leicht seine Wange:

„Bin nur zu Tod' froh, daß d' endlich wieder besser ausschaust, armes Buberl, und wenigstens ein bissel besser aufg'legt bist. Geh, sei g'scheit, mach' dir nix draus, wann dir eine untreu war, es gibt g'nug treue."

„Bist du eine?" stieß Raimund aus beklemmter Brust hervor, auf ihren Ton eingehend und ihre zweite Hand fassend.

„Dem Herrn von Raimund blieb' ich treu — dir schon..." Sie seufzte abermals und entzog ihm ihre Hände: „Aber was red' ich denn da — gewisse Sachen kann sich ein anständiges Mädchen zwar denken, aber sie darf s' um Gottes willen niemals verraten..." Nun erhob sie sich rasch: „Aber jetzt müssen Sie mich einen Augenblick entschuldigen, Herr von Raimund, daß ich ein anständiges Kleid anzieh', wann wer daherkäm' und mich so bei Ihnen sitzen sähet..."

Doch auch er erhob sich, wie vom Fieber durchschauert, umschlang sie mit einem Arm und stammelte heiser:

„Bleib..."

Sie suchte sich loszumachen:

„Aber, Raimund!"

„Bleib, sag' ich!"

Da sank sie mit schämig geschlossenen Augen an seine Brust und schmiegte sich an ihn und flüsterte ihm ins Ohr:

„Endlich bist 'kommen zu mir ... So lang hab' ich g'wart't ... So lang hab' ich umsonst g'wart't auf dich, du böser, böser Bub ..."

## 15.



Dem schwach geborenen jüngsten dramatischen Sprößling des Dichters J. A. Gleich durch nachträgliche Blutzuführung kräftig auf die Beine zu helfen, hatte sich auch für Ferdinand Raimund unmöglich erwiesen. Um so nachdrücklicher wurde das Verdienst anerkannt, das er sich als Benefiziant bei der Erstaufführung zu Ende November mit der Darstellung der Hauptrolle erwarb. Den „ersten Liebling des Leopoldstädter Theaters" nannte ihn bei diesem Anlasse die „Theater-Zeitung"; lärmender Beifall ward ihm zuteil und als klingender Lohn eine außergewöhnlich hohe Einnahme zu seinen Gunsten.

Wohl hob ihn dieser abermalige Erfolg für ein Weilchen über Niedergeschlagenheit und Verdrossenheit empor. Als Heilmittel für sein wundes Gemüt zeigte sich aber auch er untauglich.

Aus dem Taumel, in den Luise Gleichs willige, sündige Umarmungen seine lang bezähmte, nun neu entflammte Sinnlichkeit versetzt hatten, erwachte er bald mit würgender Übersättigung. Und voll Schrecken ahnte er die neue schwere Last, die er sich durch diese enge Verbindung aufgebürdet.

Glücklicherweise schien das Mädchen selbst die Sache nicht sehr ernst zu nehmen. Sie lief ihm nicht nach, sie verfolgte ihn nicht mit Zärtlichkeiten, der Umgang mit ihr im Theater blieb wie er früher gewesen, so daß kaum der Scharfäugigste hätte Verdacht schöpfen können. Außerhalb des Theaters aber trafen sie sich immer seltener. So schien's für Raimund bald eine überwundene Episode.

Dafür trat Toni Wagners Bild, das er gebannt und getilgt wähnte, wieder stärker und stärker in seinem Herzen hervor. Gelang es ihm schon am Tage, sich ihm mit gewaltsamen oder erkünstelten Mitteln zu entziehen, so tauchte es doch traurig und vorwurfsvoll in wachen Nächten vor ihm auf oder in wehmutschweren Träumen.

Er wußte nicht, ob sie wieder daheim sei, und wollte es auch nicht wissen. Mit abgewendeten, förmlich mit geschlossenen Augen ging er, so oft es sein mußte, an ihrem Wohnhause vorbei und alle Orte mied er, an denen er sie allenfalls hätte treffen können.

Aber er merkte, wie ihm dies täglich schwerer wurde, wie seine Galle zum Kleinmut, sein Haß zur Reue ward.

Und schließlich fing die Saat der Hoffnung in seinem frosterstarrten Herzen schüchtern zu keimen an, die Hoffnung, daß Antonia ihm doch noch ein Zeichen des Gedenkens geben — vielleicht gar im unerwartetsten Augenblicke selbst vor ihm erscheinen werde; daß alles noch gutwerden könnte.

Aus dem Kerkerdunkel des Grams flüchtete er zu diesem Hoffnungsschimmer, in seine heller aufleuchten-

den Strahlen hüllte er sich wie der Frierende in den schützenden Mantel. Und nach und nach wurde ihm diese Idee zu der, die fast sein ganzes Denken ausfüllte, zum einzigen Felsen, der ihm in der wilden Brandung des Lebens einen Halt bot. Wann sein verlorenes Glück wiederkehren würde, er wußte es nicht. Aber alle ihm verbliebene Spannkraft zusammenraffend, zwang er sich zu dem Glauben, daß es einmal doch geschehen müsse...

Die feuchten, dunklen Nebel des Dezembers hingen zwischen den Mauern von Wien und machten kranken Menschen, kranken Seelen die Genesung zehnfach schwer.

Eines frühen Morgens jedoch, als Ferdinand Raimund aus kurzem, wohltätigem Schlummer emporfuhr, sah er das Zimmer, statt von dämmrigem Grau, von einem milden weißen Licht erfüllt, das ihn zuerst schier wie ein überirdisches anmutete. Jäh sprang er auf, sein Herz pochte in schnellen, erwartungsfrohen Schlägen. Nein, es war kein Wunder geschehen — und doch eines, aber von der Art, die der Menschheit stumpfgewordene Sinne als etwas ganz Gewöhnliches — Natürliches nennen sie's klug — hinzunehmen gewohnt sind.

Der Winter in seiner schönsten Gestalt, seinem blendendsten Kleide war über Nacht eingezogen, weicher, weißer Flaum lagerte in lockerer Schicht auf Giebeln und Dächern, Steinen, Ziegeln und Schindeln, und der dünne Rauch der Schornsteine stieg aus silbern schimmernden Pelzkrausen zum klarblauen Himmel

empor, der just noch eine Handvoll Glitzersternchen langsamer und langsamer herabstreute.

Ferdinand Raimund trat zum Fenster und stieß es auf und atmete in vollen Zügen die Herbheit und Reinheit der Luft, die breit von außen hereinflutete, die augenblicks seine Brust weitete, seine Wangen rötete. Wie schön war die alte Häuserzeile heute trotz ihrer steifen Gradlinigkeit mit ihrem feierlich gedämpften Wagenrollen, dem plötzlich so leichten Schritt und den heiteren Mienen ihrer Fußgänger geworden! Wie schön erst mußte es draußen sein, im Freien, in den Wäldern, auf den Bergen!

Und mit einemmal überkam ihn ein lang nicht mehr gefühltes Sehnen, der Stadt zu entfliehen, hinauszufliehen in die weit offenen Arme der Natur.

Er konnte es befriedigen — warum sollte er nicht? Traf sich's doch herrlich, daß für heute abend ein Stück angesetzt war, in dem er nichts zu tun hatte. Im Winter Ausflüge zu machen war allerdings nicht Wiener Brauch, und manch einer hätte spöttisch den Kopf geschüttelt über diese neue Raimundsche Marotte.

Aber was kümmerte ihn das! Er holte aus dem Schrank das derbste Paar Juchtenstiefel, den dichtesten Mantel und den festesten Stock.

Und als die Haushälterin, die da meinte, ihr Herr werde wohl, wie das nun häufig der Fall war, den halben Vormittag mißmutig im Bette verbringen, von ihrem Einkaufsgange heimkehrte, da fand sie Bett und Zimmer und Wohnung leer, in der Küche aber einen

Zettel des Inhalts, sie möge heute beim Kochen und Essen nicht auf ihn, den Herrn, rechnen.

Sie erschrak und konnte sich lang nicht beruhigen: Am Ende wollte er sich gar ein Leids antun, zuzutrauen war dem rabiaten Grillenfänger alles ...

Nein, daran dachte Ferdinand Raimund heute nicht. Der saß längst in einem Fiaker, der ihn nach seinem Befehle mit schnellen Pferden quer durch die Stadt, durch die Burg und durchs Burgtor, über die Mariahilferstraße, den Braunhirschengrund, Reindorf und Rustendorf nach Hietzing führte.

Dort auf dem Platze vor der altertümlichen Kirche entließ er ihn.

Wie ein kristallener Feenpalast glänzte und gleißte zur Linken durchs halbgeöffnete Gittertor der Park von Schönbrunn mit seinen schnurgeraden und vielgewundenen, verschnittenen und unverschnittenen Alleen und Laubengängen. Rechtshin dehnte sich die breite Landstraße, die Lainzerstraße, mit ihrem Kasino, ihren Konditoreien, ihrer Reihe schmucker und behaglicher, nun verschalter und verschlossener, winterlich schlafender Sommerhäuser. Am fernen Horizont aber hoben sich im rosigen Frühschein tief verschneite Waldberge winkend und lockend, der Einbildungskraft breite, luftige Tummelplätze bietend. Und Ferdinand Raimunds Phantasie entzündete sich an ihren Formen und Farben und Schatten. Sie lockten ihn nicht vergebens. Der Wandertrieb, seit langem nun schlummernd, war mächtig in ihm wieder erwacht, der Trieb nach Schönem und Fernem — schon vor mehr als einem Jahrzehnt

war er's nicht zuletzt gewesen, der ihm sein erstes und gefährlichstes Lebensabenteuer zu wagen gebot.

Er vermochte die Erinnerung an damals nicht von sich zu weisen. Aber wie anders, wie so ganz anders war's heute als einst!

Dankbar blickte er nach oben, wo der gütige Vater wohnte, der die Wege der blinden Menschenwürmer nach seiner Weisheit lenkte, unbeirrt und unfehlbar, der ihn jene trüben Tage hatte überwinden lassen und so herrlich helle wie den heutigen erleben ließ. Voll inniger Dankbarkeit empfand er heute, was die Lichtseiten seines Daseins ausmachte, daß er noch jung war, daß er gesund war, daß ihn nicht Not und Armut drückte, daß er arbeiten konnte und mit seiner Arbeit andere erfreuen und wieder einmal rasten und sich im Stillen für sich freuen, daß er hören, schauen, fühlen, atmen, leben durfte! Und daß er so in die schöne, große Gotteswelt hinauslaufen durfte, die noch dazu, so weit das Auge reichte, seine eigene geliebte Heimat war, und sich verlassen auf seinen Kopf und seine Beine!

Wie der Hauch fröhlich vor seinem Munde stand, wie die reine Luft außen kühlte und innen wärmte, wie das Blut leichter durch die Adern lief und der Puls fester schlug, wie das Gemüt freier ward und freier! Und wie ein Baum, ein Feld, ein Haus nach dem anderen vor ihm auftauchte, unaufhaltsam näher kam und vorüberglitt und Ortschaft um Ortschaft ihm schlichte Reize offenbarte, an denen er wohl schon dann und wann einmal im Frühling, im Sommer achtlos vorbeigefahren war! Wie die Menschen, die ihm begeg-

neten, ihm freundlich zunickten, als wollten sie sagen: Wir freuen uns, weil du dich freust! Wie er innig empfand, daß sie nicht Feinde, nicht Fremde, daß sie allesamt seine Brüder waren!

Der Küniglberg ... Das Dörfchen Lainz ... Speising, der Rosenhügel ... Der Tiergarten ... Mauer ... Nun der Rodaunerberg mit seiner weiten Aussicht auf sanft gewellte Kuppen und ragende Gipfel, auf Märkte und Schlösser und Kirchtürme und barocke Säulentempel und Ruinen, mit seinen Einblicken in liebliche Täler und schattendunkle Schluchten ...

Und das nannten die Bequemen weit? Das schalten die Faulenzer beschwerlich? Dazu brauchte man unbedingt Pferd und Wagen und umständliche Vorbereitungen? Wie ein starker Held, wie ein Sieger und Entdecker fühlte er sich, da er von der Höhe aus die Blicke schweifen ließ im weiten Rund, über den natur- und kulturgesegneten Talkessel, als dessen Mittelpunkt gleichsam, immer wieder die Aufmerksamkeit auf sich ziehend, der riesenhafte, altersgraue Türkenturm von Perchtoldsdorf aufragte.

Sollte er nun umkehren? Mitnichten! Noch fühlte er Kraft und Lust, den dreifachen Weg zurückzulegen. Und schneller schritt er bergab, über die zwischen bereiften Eiskrusten dahingurgelnde Dürrliesing, über den Anger von Rodaun, rechtswärts das langgestreckte Dorf hindurch, am Kirchenhügel vorbei. Und nun eine Wendung der Straße, da war er mitten im Gebirge, im Kaltenleutgebner Tale, das links steilragende Felswände, grotesk zerklüftete Steinmauern, wie von einer

spielenden Riesenhand getürmt und wieder in Trümmer geschlagen, rechts schneebestäubte, dunkelgrünschwarze Föhrenforste begrenzten. Weit vorn, wo ein waldiger Rücken die Straße zu sperren schien, sendete der Schlot eines Kalkofens seine dicken Rauchschwaden zum blauen Firmament empor, hoch über ihm schwebte in kaum wahrnehmbaren Kreisen ein Raubvogel, sonst feierliche Einsamkeit nah und fern.

Fest im Takte wie ein Soldat auf dem Marsche schritt Ferdinand Raimund fürbaß. Da sah er an einem schmalen, morschen Stege, der den Bach überbrückte, ein Kreuzwegkapellchen, und als er dahin abschwenkte, andächtig das Knie zu beugen, jenseits des schwach vereisten Wässerleins einen steilen Pfad, der ins Waldesdunkel führte. Der zog ihn an. Den schlug er ein.

Just kam ihm ein graues Bäuerlein, die buntgestrickte Zipfelmütze tief über die Ohren gezogen, eine Kraxe mit Reisig auf dem Rücken, von oben herab entgegen, grüßte höflich und blieb verwundert stehen:

„Wo will denn der Herr gar hin?"

„Nirgendhin — das heißt, an keinen bestimmten Ort."

„Ja, wär' nit aus ... Do nit spazier'ngehn im Wald? Jetzt, im Winter? Bei dem Schnee?"

„Freilich."

„Aber so was ... Am Mai, ja, da is's schön heraußten, wann alles blüaht und grean is. Aber iazten ... Wann i nit fort müaßt', i bleibet schön hinterm Ofen ... No, mi' geht's nix an. Pfiat God!"

„Behüt' Gott ..."

Das Bäuerlein sah dem fremden Stadtlinger, bei dem es wohl nicht ganz richtig im Hirnkasten war, noch eine Weile kopfschüttelnd nach. Dann stapfte es rascher heim zu, ungeduldig, den Seinigen die seltsame Begegnung zu berichten.

Ferdinand Raimund aber stieg froh und leicht bergauf.

Nun war er allein, buchstäblich allein. Kein Laut störte das feierliche Schweigen ringsumher als das verschnupfte Krächzen eines Raben, der steifbeinig und flügelschlagend davonhüpfte. Ein von benagelten Bauernstiefeln ausgetretener Pfad führte durch den Wald. Die Föhren hielten ihre Äste trotz der Schneelast noch steil aufrecht, Buchen, Fichten und Tannen ließen die ihrigen bereits zu Boden hängen, unschuldig diese wie jene an dem Maß von Widerstandskraft, das ihnen Mutter Natur für ihr Dasein mitgegeben. Mit seinem Stocke schlug Raimund übermütig in die Höhe und freute sich wie ein ausgelassenes Kind des blitzgeschwinden Emporschnellens der Erleichterten, der Wolke feinen, weißen Staubes, mit der sie ihn zum Dank überschütteten.

Über Gräben und Stege und knirschende Lachen schritt, sprang, klomm er weiter, stundenlang. Kein Gefühl und kein Gedanke waren in ihm als das Gefühl, gesund lebendig zu sein, und der Gedanke, nichts Widriges, nichts Bedrückendes denken zu müssen. Und so warm ward ihm dabei, daß er zuerst die Handschuhe abstreifte, dann den Hut vom Kopfe nahm, hierauf den Mantel öffnete und schließlich auch den Leibrock. Am liebsten

hätte er die bloße Brust dem köstlich reinen, erquickenden Odem des winterlichen Waldes dargeboten.

Aber siehe, da ward dieser lichter vor ihm und nun ging's über einen kahlen Bergrücken, einen nackten Sattel. Schneidende Windstöße zwangen ihn, den Mantel wieder eng um sich zu ziehen und sogar den Kragen hochzustülpen. Der Himmel umdunkelte sich, sein Blau wandelte sich im Nu zu Grau und es fing neuerlich zu schneien an. Der schmale Pfad über den Höhenrücken wurde steiniger, undeutlicher und endete im Gestrüpp des gegenüberliegenden Waldes. Der einsame Wanderer aber spürte zugleich seine Ermüdung und sein Bedürfnis nach Labung. Denn Mittag war lang vorbei.

Am Waldrande weiterschreitend, sah er an einer Einbuchtung ein Strohdach auftauchen und gleich darauf eine armselige, schlecht gehaltene Keusche vor sich liegen, eine Köhlerhütte, wie der schwach rauchende Meiler daneben kündete. Wie wenig einladend auch diese dürftige Siedlung war, so beschloß Ferdinand Raimund doch, einzutreten, um nach dem Wege, der nächsten Ortschaft zu fragen; so hoffte er doch, hier vielleicht kurze Rast und einen bescheidenen Imbiß zu finden. Er klopfte an die schief in den Angeln hängende Tür, drückte sie, da ihm niemand antwortete, auf und kam durch einen winzigen, eiskalten Küchenraum an eine zweite Tür, durch die menschliches Reden herausdrang und — verhaltenes Schluchzen. Unwillkürlich hemmte er den Schritt und vernahm eine gedämpfte, tröstende Männerstimme:

„Geh, Salerl, sei doch g'scheit, ich verlass' dich nit."

„O Gott, Franzl," entgegnete eine verweinte Mädchenstimme, „was kannst denn du ..."

Da wurden sie unterbrochen durch Hundegekläff, schnelle Tritte näherten sich von innen der Tür, diese flog auf und ein schwarzer Schäferspitz fuhr mit funkelnden Augen dem Lauscher zwischen die Beine.

Ein junger, ärmlich gekleideter Bauernbursch pfiff den Hund zurück, redete aber Raimund finster an:

„Was will der Herr da bei uns?"

Und ehe Raimund Antwort geben konnte, sprach jener, ihn von oben bis unten zornig messend, weiter:

„Kann's etwa Seine Herrschaft schon nimmermehr erwarten, daß sie Ihn zum Drängen schickt? Sag' Er ihr, bis morgen muß sie sich noch gedulden, da fahrt er schon zum Notar in die Stadt, der Meister, den verdammten Sündenhandel richtigmachen — heut' is er zu besoffen dazu!"

Ohne Ahnung, was der Scheltende meinen könnte, klärte ihn Ferdinand Raimund auf, er sei vom Wege abgekommen und wolle bloß nach dem richtigen fragen. Überdies habe er freilich gehofft, einen Stuhl oder eine Bank zum Rasten zu finden und vielleicht noch dazu ein Stück Brot und ein Glas Wein oder Milch, natürlich gegen bare Bezahlung; zu einem Wirtshaus sei es ja wahrscheinlich noch weit.

„Das Wirtshaus," grollte der junge Gesell von neuem, „das Wirtshaus is nur zu nah für den, der's weiß, so gut zum Beispiel wie der g'wissenlose Saufbold da drin in der Kammer ... Aber", fuhr er ruhiger und freundlicher fort, „komm' der Herr halt in die

Stuben herein. Den Weg weiſ' ich Ihm ſchon, und wann Er ſich zuerſt ein bißl niederſetzen will, ſo haben wir nichts dagegen. Wein gibt's keinen bei uns, Kuhmilch auch nit, aber wann der Herr eine von der Geiß mag, ſo kann Er ſ' haben, und auf ein Stück Brot kommt's uns auch nit an ... Gelt, Salerl?"

Ein Mädchen in grobem Rock und ſchweren Holzſchuhen, das ſich bisher wortlos, die Schürze vor den Augen, im Hintergrunde gehalten hatte, eilte an Raimund vorbei zur Tür hinaus, ängſtlich bemüht, ihm ihre dickgeröteten Augen zu verbergen.

Ferdinand Raimund trat ein und ließ ſich dankend am verſchnitzelten Tannentiſche nieder, ſeine Augen durchſchweiften das kahle, dürftig eingerichtete Gemach.

Der Burſch folgte ſeinem Blick und ſtieß zwiſchen den Zähnen hervor:

„Gut ſchaut's nit aus da, was? Wär' nit notwendig, wahrhaftig nit. Aber wir hätten uns ſchon wieder in die Höh' g'arbeit't, die Sali und ich, wann nit ..."

Er brach ab.

Raimund ermunterte ihn, ſein Herz zu erleichtern; er habe ja ſchon am Empfange gemerkt, daß hier ein ſchwerer heimlicher Kummer walte.

„Muß mir halt der Herr meine Gachheit von vorhin nit übelnehmen", entſchuldigte ſich der junge Mann gutmütig verlegen. „Aber ich hab' 'glaubt, der Herr is vielleicht ein Helfershelfer von dem boshaften alten Narren, dem Leut'ſchinder und Menſchenfreſſer, der anderen grad ſo wenig vergunnt wie ſich ſelber und der die armen Leuteln da, die alte Ahndl und die klei-

nen Kinder, um ihr bißl Hab und Gut bringt und den dummen, leichtsinnigen Faulenzer und Sausaus da drin natürlich auch — und mich und die Sali dabei um ihr einziges Glück ..."

Raimund sprach dem Zürnenden abermals freundlich zu, das Nähere zu erzählen.

Also berichtete der umständlich und unbeholfen die Geschichte seines Kummers:

Der Köhler da sei einst ein fleißiger, nüchterner Mann gewesen, bis ihm die Frau gestorben sei und ihn mit einem Schüppel Kinder zurückgelassen habe, von denen die Sali das älteste. Seit jener Unglücksstunde aber habe sich alles zum Schlimmen gewendet, der Meister habe sich immer mehr daran gewöhnt, seine Tage, statt am Meiler, in der Dorfschenke zu verbringen. Er, der Erzähler, als sein Gehilfe habe sich alle Mühe gegeben, das immer raschere Zugrundegehen zu verhüten, und es wäre auch vielleicht noch alles mit der Zeit wieder halbwegs ins Gleis gekommen, denn der Meister sei ja im Grunde kein schlechter Mensch, an nüchternen Tagen vernünftigem Zureden nicht unzugänglich, und habe ihm versprochen, ihm nächstens seine älteste Tochter zum Weibe zu geben. Da habe der Meister zu seinem Unglück so einen reichen, verschrobenen Müßiggänger von Stadtherrn kennengelernt, der mit Gott und der Welt unzufrieden, mit seiner Familie und seinen Freunden zerfallen sei, und der sich kurioserweise einbilde, da heraußen, im Walde, wenn er kein bekanntes Gesicht mehr sehe, werde ihm bedeutend wohler sein als drinnen in der Stadt. Dieser graus-

liche alte Narr also habe sich's just in den Kopf gesetzt, die einsame Hütte da zu seinem künftigen Wohnsitz zu machen, weil sie so fern von allem Menschenverkehr liege.

„Auch darum, glaub' ich," mischte sich jetzt die Sali ein, die mit Brot und Ziegenmilch zurückgekommen war und beides vor Raimund hingestellt hatte, „damit er, wann dann etwan einmal einer, der noch nix weiß von der geänderten Sach', anklopft, damit er den nur davonjagen kann voller Schadenfreud'."

„Wirklich", staunte Raimund, unwillkürlich lächelnd. „So ein Mensch ist das? So ein — so ein . . ."

„Ja, so ein Rappelkopf is er!" nickte Salchen heftig. „Er soll viel Unglück g'habt haben im Leben — aber was geht das uns an? Deswegen brauchen doch wir uns nit unglücklich machen zu lassen von ihm! Und das tut er, weil er eben den Vater verleitet hat, das ganze Haus, wie's liegt und steht, an ihn zu verkaufen und bares Geld dafür zu nehmen, das ja freilich nach weiß Gott wieviel ausschaut, aber ganz verflixt wenig is, wann man — wann man — sich ein neues Heimatl damit gründen soll . . ."

Sie fing von neuem bitterlich zu weinen an.

Die Tür der Kammer, in welcher, gebrannten Weines voll, das Familienoberhaupt, von Zeit zu Zeit hörbar, schnarchte, öffnete sich und heraus trat, auf den Stock gestützt, die greise Großmutter. Ihren erstaunt fragenden Blick auf den Fremdling beantwortete der Franz mit einer ins Ohr geflüsterten Aufklärung.

„Grüß Gott", sagte sie kummervoll. „Heut hat's der

Herr just noch getroffen. Morgen um die Zeit hätt' er das Haus vielleicht schon leer g'funden oder niemanden als einen Menschen drin, der gar kein richtiger Mensch is, weil er alle Menschen haßt und martert... Hätt' mir nit denkt, daß ich auf meine alten Tag' noch auf die Wanderschaft gehen muß. Und grad vor Weihnächten..."

Sie setzte sich seufzend neben Raimund, um auch ihr bedrücktes Herz ihm noch weiter auszuschütten. Da schlug der Hund an und im nächsten Augenblick stürmte eine Schar halbwüchsiger Kinder, mit Schnee bestäubt, Schulranzen schwingend, in die Stube herein. Als sie den Fremdling erblickten, wichen sie scheu zurück. Nur das älteste von ihnen, ein strohblondes, stämmiges, etwa zwölfjähriges Bürschlein, setzte ein finster trotziges Gesicht auf und sprach Raimund herausfordernd an:

„Schau' der Herr, daß Er weiterkommt. Wir leiden's einmal nit, daß der Vater das Haus verkauft!"

„Du verkennst mich, junger Mann", antwortete Raimund wehmütig heiter. „Ich will euch euer Heim gewiß nicht wegnehmen. Komm her da zu mir!"

Und als der Knabe, von den zustimmenden Blicken der Großmutter ermuntert, sich ihm zögernd näherte, zog er ihn an sich, strich ihm über den Scheitel und steckte ihm ein Geldstück zu.

Aber es fing zu dunkeln an, dichtere Schneewolken schienen aufgezogen zu sein, es war Zeit, an die Rückkehr nach Wien zu denken. Raimund fragte, was er schuldig sei, und beschenkte, da man jede Bezahlung ablehnte, auch die anderen Kinder, so reichlich er's im=

stande war; sprach einige Worte des Trostes und der Aufmunterung, von denen er freilich selbst fühlte, daß sie ohnmächtig bleiben mußten; und fragte dann den Gesellen Franz, ob er ihn nun ins nächste Dorf führen und ihm dort behilflich sein wolle, einen Wagen oder Schlitten zur Heimfahrt zu erlangen.

Zur Führung erklärte der sich sofort bereit und nahm Pelzmütze und Lodenrock vom Nagel. Ob aber der andere Wunsch erfüllbar sei, schien ihm sehr zweifelhaft.

Der Abschied von den armen, braven Leuten fiel Raimund so schwer aufs Herz, als ob ihr Jammer sein eigener wäre.

Als sie selbander rüstig am Waldrande dahinschritten, sagte Franz:

„Ich muß mich natürlich jetzt trennen von der Sali und von der Großmutter und von den Kindern und weiß noch nit, wo ich eine Wohnstatt und eine Arbeit finden werd'. Aber verlassen, verlassen tu' ich sie nit, ewig nit. Sie werden mich bald genug brauchen, denn das Sündengeld, die paar hundert Taler, reichen nit so weit, wie der gottverlassene Trunkenbold denkt. Und da werd' ich immer zur Stell' sein. Und die Sali heirat' ich doch noch, da kann g'scheh'n, was will. Jetzt justament. Aufg'schob'n is nit aufg'hob'n. Daß sie auf mich wart't, da bin ich g'rad so ruhig drüber, wie sie wegen meiner ruhig sein kann. Leicht ist's ja g'wiß nit, aber dafür sind wir Gott sei Dank noch jung und sind gesund. Schau'n S' Ihnen die Brust an, Herr, und die Arm' und die Händ' — glaub'n Sie, daß ich zu schwach bin, daß ich nachgib?"

Er lachte keck und trutzig heraus und Ferdinand Raimund lachte ermutigend mit.

Nun war die Straße schon in Sicht und bald darauf kamen sie an den Anfang des Bergdorfes. In das erste der Bauerngehöfte trat Franz ein und hieß Raimund ein Weilchen warten. Doch schier augenblicklich kam er wieder heraus: Das sei ein ganz unglaubliches Glück, grad spanne der Bauer den Schlitten ein, um über die Nacht nach Wien zu fahren, wo er im Allgemeinen Spital einen kranken Vetter liegen habe; er sei bereit, den Herrn um ein billiges Trinkgeld mitzunehmen; aber wenn sie um fünf Minuten später gekommen wären, so wäre es zu spät gewesen.

Raimund dankte seinem Führer, der um alles in der Welt keinen klingenden Lohn nahm, herzlich, wünschte ihm alles Gelingen, das seine Tapferkeit und seine Treue verdiente, und tröstete ihn, Gott der Allmächtige, der ja keinen wirklich Braven in der Prüfung verlasse, werde schon noch alles zum Guten lenken. Der Bursch dankte mit kräftigem Händedruck und ging dann, ohne sich noch einmal umzuwenden, mit breitem, schwerem Tritt durch die weiße Berglandschaft der armseligen Hütte zu, die sein Heim und Hort war, heute noch — morgen, wenn's einem reichen Sonderling beliebte, nicht mehr...

Und Raimund fuhr im festen, offenen, mit zwei derben Gäulen bespannten Bauernschlitten, die Beine in Decken gehüllt, bergab, nach Wien zurück. Der glattgeschorene, stämmige Bauersmann, der neben ihm das Gespann lenkte, war keiner von den gesprächigen. Wo

Raimund wohne, fragte er kurz. Und als dieser antwortete, in der Jägerzeile, bemerkte er achselzuckend, da müsse er wohl in der Stadt noch ein tüchtiges Stück zu Fuß zurücklegen, denn er selbst stelle in seinem gewohnten Gasthof in der Wiedner Vorstadt ein. Damit war ihre Unterhaltung beendet bis Wien.

Raimund aber war bald so tief in Gedanken versponnen, daß er eine Ansprache nur störend empfunden hätte. Das Erlebnis in der einsamen Köhlerhütte ging ihm unablässig durch den Kopf. Immer wieder suchte er sich ein Bild von dem harten, menschenscheuen Manne, dem Rappelkopf zu machen, der vor seiner Familie und seinen Freunden floh und eine andere Familie durch lockendes Geld von ihrer Stätte trieb, um in abgeschiedener Einsamkeit zu leben. Oh, er konnte sich's wohl vorstellen, er vielleicht am besten, daß einen die Welt mit ihrer Kälte und Bosheit so weit brachte! Wer weiß, was jener Bitteres erlebt und erfahren hatte, bis er ein Menschenfeind geworden! Freilich aber, seine Rache traf nicht die Schuldigen, sondern just die Unschuldigsten: die arme Greisin, die ahnungslosen Kinder, das treue Liebespaar... Das war ein prächtiges Paar und sein prächtigster Teil der Bursch, der dem Schicksal die Zähne wies, der sich an die Seite seines Mädchens stellte, kampfentschlossen, komme, was da wolle.

Plötzlich gab es ihm einen Stich mitten durchs Herz. Sprach er, Ferdinand Raimund, nicht mit diesem anerkennenden Urteile sich sein eigenes Verdammungsurteil? Hatte nicht auch er sein Unglück zu mildern ver-

meint, indem er gegen eine andere, teure Person wütete, die vielleicht völlig schuldlos war, für deren Schuld mindestens kein stichhältiger Beweis vorlag? Glich er nicht viel eher dem hartherzigen Menschenfeinde, als dem treuen, unbeugsamen Liebhaber und Schützer, den er bewunderte? War ihm nicht dieser ein Vorwurf, jener eine ernste Warnung? War er nicht selbst ein blinder Narr gewesen?

Aber vielleicht, vielleicht war es noch nicht zu spät. Vielleicht begnadete ihn das Schicksal, vielleicht war die Frist zur Gutmachung ungeheuren Verschuldens noch nicht abgelaufen, vielleicht hatte der Allbarmherzige Erbarmen mit ihm. Er bereute ja nun, er wollte seine Reue unverzüglich in die Tat umsetzen und demütig jedes Opfer bringen. Welcher Art, mit welchen Mitteln, das war ihm freilich im Augenblicke noch unklar. Aber in stiller Stube wollte er mit sich zu Rate gehen und dann sofort ans Werk, wär's auch noch so schwierig, noch so dornenvoll. Es drängte ihn heim.

Längst war es stockdunkel geworden auf der Straße, die Luft umwehte ihn nicht mehr herb und rein, sondern lau und feucht, statt über eine knirschende Schneefläche glitten die Schlittenkufen durch einen weichen Brei, Wien mit seinen äußersten Vorstädten empfing sie, nahm sie in seine Häusermauern auf.

Bald verabschiedete er sich von seinem schweigsamen Fahrer und entlohnte ihn, denn nun führte dessen Weg nach rechts, der seine geradeaus, quer durch die Stadt. Aber jetzt noch einen langen Fußmarsch zu machen, fühlte er sich viel zu müde, viel zu abgespannt, viel zu unge-

duldig. Gott sei Dank, er brauchte ja nicht mehr, wie einst, ängstlich zu knickern mit Gulden oder gar mit Kreuzern, er winkte dem ersten begegnenden Lohnwagen und feilschte nicht erst um das Fahrgeld.

Eine halbe Stunde später sprang er vor seinem Haus aus dem Wagen.

Als er durchs Tor trat, rannte ihn ein herauseilender Mann fast über den Haufen. Er wollte schelten, da erkannte er den Achtlosen — der greise Direktionsdiener war's von seinem Theater. Auch der hatte ihn sofort erkannt, in jäher Überraschung.

„Der Herr von Raimund! Da is er! Gott sei Lob und Dank!" stammelte der Alte mit bebender Stimme, als ob ihn Weinen würgte und Lachen zugleich.

„Was haben S' denn? Was gibt's denn? Sie sind ja ganz außer Ihnen!" fragte Raimund erstaunt.

„Ach Gott, ach Gott, Herr von Raimund, soll ich da vielleicht net außer meiner sein, wann ich seit g'schlagene drei Stund' auf Ihnen wart' in Ihrer Wohnung? Und wann mir der Herr Direktor g'sagt hat, Sie dürfen mir net zurückkommen, absolut dürfen S' mir net unter die Augen kommen, hat er g'sagt, ohne den Herrn von Raimund? Aber weil S' jetzten nur da sind, weil S' nur da sind! Also die Demoiselle Gleich hat nach Mittag abg'sagt, es is ihr totenübel, hat s' sagen lassen, sie kann unmöglich auftreten, und da haben wir „Braut und Bräutigam", was auf dem Zettel steht, absetzen müssen, denn für die Gleich will uns ja absolut keine andere einspringen, das wissen S' eh, Herr von Raimund, und da haben wir den „Berggeist" ang'setzt, der was

wieder ohne Ihnen net geht, Herr von Raimund, weil wir uns denkt haben, Sie kriegen wir schon noch. Und derweil waren Sie net z' Haus und nirgends zum finden, und Ihnere Wirtschafterin hat auch nix g'wußt. Also bitt' schön, kommen S' gleich mit, es is die höchste Zeit, der Herr Direktor sitzt wie auf Nadeln."

Anfangs wollte Raimund unmutig ablehnen. Aber der arme Kerl von Theaterdiener, der so viel Angst ausgestanden hatte, tat ihm leid und der gute Direktor Huber, der ihm noch keine Bitte abgeschlagen hatte und einen fortwährenden Kampf ums Dasein kämpfte, ebenfalls. Er schickte den überglücklichen Diener hinauf, der Haushälterin kurzen Bericht zu erstatten, und ging geradewegs ins Leopoldstädter Theater...

Todmüde, zu müde selbst, um trotz des langen Fastens mehr als ein paar Bissen zum Abendessen zu genießen, sank er nach beendeter Vorstellung ins Bett. Er schlief einen langen, traumlosen Schlaf, gegen zehn Uhr am nächsten Tag erst erwachte er.

Nun aber war sein erster Gedanke an den Vorsatz, den er infolge des gestrigen Erlebnisses gestern noch gefaßt. Jetzt galt es, ihn ungesäumt auszuführen. Aber wie?

Er kleidete sich an und zwang sich dabei, mit aller Strenge, ohne alle Leidenschaft oder Empfindsamkeit seine Gedanken zu ordnen.

Zuerst war es jedenfalls das Klügste und Beste, Juliana Pötzl aufzusuchen, ihre Wohnung wußte er ja ungefähr, genau konnte er sie wohl erfragen. Ihre Eltern hatten einen Verkaufsladen, traf er sie nicht in

diesem, so mußte er sie unter einem schicklichen Vorwande herunterrufen lassen, und fand er keinen solchen — nun, dann gab es eben keinen anderen Weg, als den Eltern Julianas den Zweck seines Besuches ganz offen mitzuteilen. Sie mußten ihn verstehen, wenn sie hörten, daß er von Antonia Wagner Näheres wissen wollte, daß er erfahren wollte, ob seine unveränderte ehrliche Absicht, sie zu seiner Frau zu machen, noch an denselben Hindernissen scheitere wie ehemals und nur an diesen, oder ob sich ihnen noch neue, niemals zu überwindende seither zugesellt hätten; ob Antonia sich ein- für allemal gefügt, ihn für immer vergessen habe, ob sie etwa schon eines anderen Braut sei oder ...

Ein Klopfen an der Tür unterbrach seinen Gedankengang. Die Haushälterin öffnete sie handbreit und sprach durch den Spalt:

„Die Demoiselle Gleich is da. Sie muß dringend mit dem Herrn von Raimund reden. Soll ich s' ins Zimmer daneben führen?"

Ärgerlich fuhr Raimund auf:

„In Gottes Namen! Natürlich ... Ich komm' sofort!"

Ärgerlich ging er, nachdem er sich fertiggemacht hatte, hinüber. Gerade jetzt mußte ihn die aufhalten! Was konnte sie von ihm wollen? Was mochte der wichtige Grund sein, daß sie ihn in seiner Wohnung aufsuchte? Das hatte sie noch nie getan. Und plötzlich fiel ihm ein: Richtig, sie hatte ja gestern ihre Mitwirkung im Theater abgesagt! Jedenfalls ein Zwist der Launischen mit der Direktion, von dem man ihm gestern abends, um ihn nicht unnötig aufzuregen, keine Mit-

teilung mehr machte und den er nun nachträglich schlichten sollte.

Er trat ins Zimmer, Luise Gleich stand am Fenster und sah auf die Straße hinaus. Seinen lauten Gruß erwiderte sie fast unhörbar. Seine Einladung, Platz zu nehmen, ließ sie unbeachtet.

„Sie haben — du hast die Direktion gestern in eine arge Verlegenheit gebracht“, begann er nach vergeblichem Warten. „Warum?“

Sie antwortete nicht.

„Warum?“ fragte er vorwurfsvoll von neuem.

Sie schwieg abermals.

„Also was war der Grund?“ drängte er mißmutig.

Nun antwortete sie, ohne ihre Stellung zu verändern, langsam und deutlich:

„Ich war wirklich krank. Ich hab' einen argen Anfall gehabt.“

„Einen Anfall?“ staunte er. „Was für einen?“

Da kehrte sie ihm zum erstenmal voll ihr Gesicht zu. Es war so bleich und ihre Augen von dunklen Schatten umrändert, daß er erschrak. Aber sie schwieg neuerlich.

„Kannst du mir dein Leiden nicht sagen?“ fragte er, unwillkürlich von Mitleid ergriffen.

Scharf und hart kam die Erwiderung von ihrem blutlosen Munde:

„Kannst du dir's nicht denken?“

Ein rätselhaftes Entsetzen überlief ihn. Er starrte sie an.

„Nein“, sagte er endlich.

„Dann . . .“ Sie öffnete die Lippen, schloß sie wieder. Tat plötzlich einen raschen Schritt auf ihn zu, neigte sich zu ihm und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

Er prallte zurück, wie von einer giftigen Natter gestochen:

„Unmöglich!“

Sie richtete sich auf und maß ihn mit spöttischem Blicke:

„Ich kann nicht einsehn, was daran Unmögliches sein sollt'.“

Er fuhr sich an den Kopf, er wühlte in den Haaren, er rang die Hände:

„Nein! Nein! Du täuschest dich! Du mußt dich täuschen!“

„Ich täusch' mich nicht. Die Hoffnung gib auf, wie ich sie aufgegeben hab'.“

Sie kehrte sich wieder zum Fenster. Er lief wie ein Verzweifelter im Zimmer auf und ab. Endlich sprach er:

„Was soll jetzt geschehen?“

„Um das von dir zu hören, bin ich eb'n da“, erwiderte sie kalt.

„Ich weiß es nicht! Ich weiß es nicht!“ stöhnte er.

„So? Dann muß halt doch ich dir's sagen: Wir müssen natürlich heiraten.“

„Niemals!“ entfuhr es seinem verzerrten Munde.

„Sehr schmeichelhaft für mich“, hohnlächelte sie. „Also was sonst?“

Er nagte die Lippen, er sah sie gehetzt, verängstigt an:

„Dieser Schritt wäre ein Unglück für dich wie für mich.“

„Möglich, sogar wahrscheinlich ... Aber“, fuhr sie unerbittlich fort, „du scheinst nicht zu bedenken, um was es sich fürs erste handelt: Um meine Ehre!“

Hohnvoll schürzte er die Lippen, auf denen ein ätzendes Wort sich formte.

Sie stieß es ihm gewandt in die Kehle zurück:

„Und um die deinige!“

Das hatte gesessen. Ja, sie sprach wahr. Auch seine Ehre stand auf dem Spiele, sofern er den Titel eines Ehrenmannes als mehr erachtete, denn als eine bloße Höflichkeitsphrase. Gab es kein Mittel, gar keines, sich der Ehrenpflicht zu entziehen und zugleich den Qualen der Beschimpfung —?

Sie sah ihn unverwandt an und schien in seinem wächsernen Gesichte zu lesen wie in einem aufgeschlagenen Buche:

„Oder willst du etwa deine ganze Schande auf dein Kind wälzen? Soll dein unschuldiges Kind für dich leiden?“

Wiederum hatte sie sicher gezielt, und diesmal mitten ins Herz.

Ferdinand Raimund schlug die Hände vors Antlitz:

„Hör' auf, mich zu martern ... Geh jetzt ... Geh ... Ich muß erst zur Besinnung kommen ... Laß mich allein ... Du hörst bald Weiteres von mir ...“

„Das hoff' ich“, sagte sie und ging langsam zur Tür. „Adieu!“

Und nun war Ferdinand Raimund allein.

Aber er war nicht mehr derselbe, der er vor einer Viertelstunde gewesen.

Seine Nerven waren gelähmt, in seinen Gliedern lag es wie Blei.

Also war ihm abermals ein luftiger Zukunftsbau zusammengebrochen, ein Glückstraum zerstoben, ein Gnadenbild in Trümmer geborsten! Dem tragischen Helden des griechischen Mythos glich er, vor dessen lechzendem Gaumen Frucht und Quell äffend zurückwichen, so oft er gierig danach haschte. An seiner Gurgel lag die Hand des Schicksals und jedesmal, wenn er ihren Griff gelockert wähnte, wurde sie von neuem erbarmungslos zugedrückt.

In eben dem Augenblicke, da er endlich Rettung zu erspähen meinte, ward er rettungslos vernichtet.

Er war und blieb ein Gezeichneter. Ihn schauderte, ihm graute vor sich selber.

## 16.



ls Antonia Wagner den schroffen und grausamen Machtspruch des Vaters vernommen hatte, der ihre zage Hoffnung auf baldige Vereinigung mit Ferdinand Raimund vollends knickte, da war auch sie fürs erste tief unglücklich. Der Verzweiflung Beute aber ward sie nicht. Davor bewahrte sie ihr naiver Glaube an Gott und Gottes Gebote, die sie, seitdem sie ihr in früher Kindheit eingeprägt worden, als oberstes, heiligstes, unverletzlichstes Gesetz im Busen trug, die ihrem Lebensschifflein Steuer und Kompaß waren.

Du sollst Vater und Mutter ehren, sprach der Herr, ihr Gott. Sie brauchte keine Begründung, keine Erläuterung dieser ehernen Worte, sie verstand sie und hielt sie, wie sie gegeben waren.

Nicht den winzigsten Teil eines Augenblickes hatte sie daran gedacht, den Willen des Vaters, sobald er als unbeugsam sich kundgetan, unabänderlich durch Bitten und Flehen, mit Hinterlist zu betrügen oder mit Trotz zu brechen; ja, selbst nicht daran, in der Mutter, die um einen Schatten weniger entschieden sich gegen die Verbindung mit dem „Komödianten" aussprach, einen Bundesgenossen zum Kampfe zu werben, denn auch das

hätte ihr schwere Sünde gedeucht. Fern und fremd aber gleich schwärzestem Verbrechen waren vollends ihrem Empfinden romantische Ideen von Entführung oder heimlichem Entweichen.

Was wäre das für ein Bund gewesen, der sich auf Ungehorsam und Undankbarkeit, auf väterlichen Fluch anstatt väterlichen Segens gründete? Was für ein Glück für sie, das den Vater, der doch stets auf ihr Bestes bedacht gewesen, unglücklich machte? Des Himmels Strafe hätte sie treffen müssen und nicht sie allein, auch den teuren Mann.

Nicht einen Augenblick kam es ihr anderseits in den Kopf, daß dessen Liebe nun erkalten könnte, daß er ihr etwa gar zum Vorwurfe machen würde, woran sie doch nicht die Spur einer Schuld trug. Zweier Menschen Neigung zueinander, das galt ihrem kindlichen Sinn als etwas, das über Zeit und Raum und irdische Hindernisse erhaben war, von äußeren Geschehnissen nicht berührt zu werden vermochte.

Sie liebte Ferdinand Raimund, er liebte sie. Wer konnte das ihm verbieten, da es ihr, wie sie's verstand, doch nicht einmal der Vater verboten hatte? So war ihr der Weg klar vorgezeichnet: Sie gehorchte dem Vater und blieb ihrer Liebe treu. Sie vertraute ihrem Ferdinand und vertraute ihrem Gott, der sicherlich über kurz oder lang alles zum Besten lenkte, wenn man nur nicht kleingläubig und kleinmütig wurde.

Daß sie für Wochen, für Monate vielleicht das elterliche Haus verlassen mußte, war schmerzlich, hatte aber auch sein Gutes. Es machte ihr die Erfüllung ihrer

Kindespflicht, das Beharren in ihrem Vorsatze weniger schwierig und leichter sogar in gewisser Hinsicht das Festhalten an ihrer Liebe. Die Entfernung bewahrte sie, bewahrte auch ihn, den Geliebten, vor Versuchung und Fehl. Sie konnte ihn zwar nicht körperlich sehen, aber sie sah darum sein teures Antlitz, hörte den zärtlichen Klang seiner Stimme, fühlte den festen Druck seiner Hand nicht minder deutlich, als stünde und ginge er an ihrer Seite. Sie durfte ihm, wollte sie das väterliche Verbot nicht übertreten, nicht schreiben, aber sie konnte, jetzt sogar ungestörter als je, an ihn denken mit aller Innigkeit. Und sie war überzeugt, daß auch er, so oft sie dies tat, mit gleicher Inbrunst an sie dachte. So blieben sie einander nah trotz aller Entfernung, so blieben sie vereint und ihre Trennung nur eine rein äußerliche und scheinbare.

Freilich, nicht für immer hielt dieser Trost an und nicht in jeder Stunde. Denn Antonia Wagner war kein verklärter Seraph, sondern ein Erdengeschöpf aus schwachem Fleisch und warmem Blut. Es kamen die Tage, da plötzlich der Anker, an dem sie in sicherer Hut zu ruhen glaubte, sich zu lockern schien, daß sie hinausgeschleudert zu werden fürchtete in die stürmische Wogenflut aufgepeitschter Leidenschaften; die Tage, an denen ihr selbst das Gebet keinen Trost mehr zu gewähren vermochte; die Tage, an denen sie sich zur Verzweiflung trostlos und einsam, zum Sterben elend fühlte; die Tage, an denen sie, vor sich selbst schaudernd, ihre ewige Seligkeit preisgegeben hätte für ein Wort, einen Blick, nur irgend eine Nachricht von ihm. Und

diese trüben Tage mehrten sich, je tiefer das Jahr in den Herbst hinüberglitt, je reichlicher das dürre Laub von den Bäumen fiel, je länger die Abende und Nächte wurden und je seltener sie das Haus der sie betreuenden und bewachenden Verwandten verlassen konnte.

Von Ferdinand Raimund kam keine Zeile.

Von Juliana Pötzl, die ihr übrigens ihre rasche Unterwerfung unter das väterliche Geheiß recht übelnahm, erhielt sie wohl von Zeit zu Zeit ein Schreiben, allein auch diese vermied es, von Ferdinand Raimund mehr zu berichten, als daß er häufig und fast stets mit großem Beifall auftrete und daß es ihm gut zu gehen scheine ...

Und das Jahr ging zu Ende und ein neues begann, das man 1820 schrieb.

Der Winter zeigte sich draußen „auf dem Lande“ in seiner grimmigsten Gestalt, aber just als er sich zum unumschränkten, alles unterjochenden Herrscher aufgeworfen zu haben wähnte, da kam auch schon der Sturz seiner Tyrannei. Knabe Lenz gab ihm den Laufpaß und den armen Menschenherzen neuen Lebensmut und neue Hoffnung.

Und eines Frühlingstages erhielt Antonia Wagner durch die Post zwei Briefe auf einmal: Der eine kam von der Mutter, sie teilte ihr mit, jener junge, vielleicht etwas nüchterne, aber sehr solide und wohlhabende Kaufmannssohn, dessen sie sich wohl noch von seinen häufigen Besuchen her erinnern werde, suche nun dringend eine Ehegattin und glaube sie in ihr, Antonia, gefunden zu haben; weder sie selbst, die Mutter, noch der Vater wollten diese Heirat mit Gewalt erzwingen, aber daß sie

es fürs allerbeste hielten, wenn sie zustande käme, könnten sie keineswegs verhehlen; ob sich Antonia nicht entschließen möchte?

Antonia lächelte nur nachsichtig über diesen Antrag, so unsinnig kam er ihr vor. Und öffnete den zweiten Brief.

Er war von Juliana Pötzls Hand und weit, weit ausführlicher als je einer zuvor.

Sie habe, schrieb die Freundin, lange gezögert, niederzuschreiben, was sie nun im Begriffe sei, und auch jetzt falle es ihr unendlich schwer. Aber jetzt müsse es sein, denn längeres Schweigen wäre geradezu Verrat. Antonia möge sich mit Stärke wappnen und sich aufs Schlimmste gefaßt machen. Also schon längst habe sie in der Leopoldstadt munkeln und reden gehört, der Schauspieler Ferdinand Raimund unterhalte ein ernsthaftes Liebesverhältnis mit der Schauspielerin Luise Gleich und habe sich sogar mit ihr verlobt. Sie habe das lange nicht glauben können, habe sich gezwungen, alles für Tratsch und Verleumdung zu halten und darum geschwiegen. Nun aber heiße es, anfangs April, also anfangs nächsten Monats schon, solle die Trauung zwischen der Gleich und dem Raimund stattfinden, denn sie sei bereits — unaufschiebbar. Was das heiße, brauche sie nicht näher zu erklären, Antonia sei ja kein Kind mehr und werde es sich selbst deuten können. Trotzdem habe sie noch immer eine schwache Hoffnung, daß sich alles als Tratscherei herausstellen werde, freilich nur eine sehr, sehr schwache.

Die Trostworte, die Ratschläge, die Juliana noch

anfügte, las Antonia nicht mehr. Wozu sollte sie ihr Aug' und Ohr und Herz mit ihnen beleidigen, wenn jene Schreckensnachricht wirklich nur die scheußliche Frucht verdammenswerter Klatschsucht war? Und was fruchteten sie ihr, wenn sie — entsetzlich zu denken! — sich bewahrheitete?

Von diesem Augenblick an war Antonia Wagner in der Lage eines unschuldig zum Tode Verurteilten, der den Henker erwartet oder die Begnadigung.

Der Henker kam bälder als sie gedacht, barmherzig bald, am übernächsten Tage schon; in Gestalt eines dritten Briefes, den Ferdinand Raimund selbst geschrieben hatte:

„Ich ergreife in dieser Welt vieleicht zum letztenmahl die Feder, um an ein Mädchen zu schreiben, das durch eine so reine Liebe wie die Ihrige an mein Herz gebunden ist. Die Rolle meiner edleren Gefühle in diesem Punkte ist ausgespielt, meine Ideale, meine Phantasien entschwinden meinen Blicken, und meine Verhältnisse übergeben mich einer Wirklichkeit welche, obwohl ich sie selbst geschaffen, mir doch so fremd vorkömmt als hätte ihre Existenz ich nie geahndet, viel weniger gewünscht. Und doch — soll es so seyn, ist es so, ich opfere die letzten Reste meiner Zufriedenheit dem Verhältnisse meiner Ehre und meines zu rasch gegebenen Wortes auf, und so nehme ich denn vor den Gesetzen der Welt von Ihnen, meine theuere Antonie, auf ewig Abschied, verzeihen Sie einem Menschen, den die bösen Mächte seines Schicksals lenken, streuen Sie durch das Bewußtseyn Ihrer

Freundschaft die letzten Blumen auf den Dornenpfad seiner Wanderung. Daß Ihr Andenken in meinem Herzen fortleben wird so lange meine Seele wohlthätige Bilder vor ihr Auge zaubern kann, muß ich Sie nur bitten mir zu glauben, denn fordern darf ich es nicht, denn wie können Sie mir Unwürdigen etwas glauben, da ich mir selbst nicht mehr glauben darf. Die Zeit wird Ihre Wunde heilen und Sie werden mit reinem Blicke eines vorübergegangenen Sturmes sich freuen; daß Ihre Leidenschaft entfliehen muß, bin ich gewiß, doch daß das Andenken an mich gänzlich aus Ihrer Seele schwindet, fürchte ich nicht.

Behalten Sie mein Bild als ein Andenken an einen Freund, der die höchste Achtung für Sie fühlt, und der nur dann zufriedener werden kann, wenn er einst hören wird, daß Sie glücklich sind; möchten Sie es doch so werden als es Ihr edles Herz verdient, möchte Sie Freundschaft und Liebe in der Welt nicht so oft täuschen wie mich, und möchten Sie nicht wie ich jetzt das unangenehme Gefühl in Ihrem Busen tragen, daß Sie einer That sich schuldig wissen, die Sie von anderen so gekränkt, und welche Sie in Ihrem Innern so verabscheut haben. Leben Sie wohl zum letztenmahl, liebe, liebe Antonie, und verzeihen

Ihrem unglücklichen Freund Raimund."

## 17.



Ferdinand Raimund und Luise Gleich waren ein Ehepaar geworden — freilich nicht rasch und glatt in herkömmlicher Weise, sondern nach gar seltsamen Verzögerungen und heftigen Stürmen. Und wenn etwas den jungen Ehemann noch elender machte als das drückende Bewußtsein, durch die Zügellosigkeit seiner Sinne ein wahrhaft geliebtes Wesen bitter getäuscht und unheilbar gekränkt zu haben, elender als die düstere Überzeugung, daß diese Ehe früher oder später jammervoll in die Brüche gehen müsse, so war es Scham vor sich selbst über die Beweggründe, die ihn nach verzweifeltem Sträuben schließlich doch verleitet hatten, sie einzugehen: Nicht die Ehrenpflicht, nicht Sorge um Luisens und auch nicht um seine Ehre — denn was ihm von seiner nunmehrigen Frau früherem Lebenswandel von da und dort zugetragen worden war, was er von ihrem gefallsüchtigen, männertollen Wesen mit eigenen Augen, suchte er sie selbst, wo immer es anging, abzuwenden oder zu schließen, gesehen hatte, das stempelte Luise keineswegs zur verführten Unschuld, die auf Wiederherstellung ihres Rufes gerechten Anspruch erheben durfte; auch nicht Rücksicht auf das Ungeborene,

das seiner und ihrer Fleischeslust den baldigen Eintritt in diese Leidenswelt verdankte; nein, bare Selbstsucht, nackte Eitelkeit. Hundertmal im Tage warf er sich dies vor, und dieser Vorwurf war von allen der quälendste.

Ihr Brautstand war eine Kette von immer ärgeren Verdrießlichkeiten, immer hitzigeren Streitszenen gewesen, die anfangs eine jäh aufflammende brünstige Regung, eine wilde Umarmung, an der das Herz kaum teilnahm, beendete, später Papa Gleichs phlegmatischer Humor mühsam vergessen machte, schließlich aber nur zur Not die allereindringlichsten Vorstellungen der allein um ihrer einzigen Tochter nächste Zukunft schwer bekümmerten Mutter Gleich beizulegen imstande waren. Oft und oft, wenn er gereizt und gedemütigt am Abende das Gleichsche Haus verließ, hatte Ferdinand Raimund sich's zugeschworen: Das Schlimmste lieber als diese Frau! Und doch, am anderen Tage ließ er sich jedesmal wieder umgarnen und zähmen.

Noch am Hochzeitstage selbst, am Vormittag des 4. April, hatte es um einer Kleinigkeit willen zwischen ihm, dem Hartköpfigen, und der nicht minder starrsinnigen Braut, die sich bereits in weiße Seide kleidete, einen greulichen Zank gegeben, der fast buchstäblich in ein Handgemenge ausartete. Außer sich vor Zorn stürmte Raimund aus dem Zimmer mit dem Rufe: „Mich siehst du nicht mehr!“ Vergebens suchten ihn Brautvater und Brautmutter aufzuhalten. Zwischen der Tür aber vernahm er in seinem Rücken Luise Gleichs höhnisches Gelächter: „Laßts ihn rennen, den Narr'n, zur Trauung kommt er schon wieder!“

Sie sollte sich getäuscht haben in ihrer frevelhaften Zuversicht. Er kam nicht zur Trauung. Gegen fünf Uhr nachmittags war in der St. Nepomukkirche, in der Ferdinand Raimund vor einem Jahre zum erstenmal neben Antonia Wagner gebetet hatte, alles erwartungsvoll versammelt, was zur Trauungszeremonie von vornherein gehörte und was sich aus eigener Machtvollkommenheit als dazugehörig betrachtete, Herr Joseph Alois Gleich, Madame Elisabeth Gleich, Demoiselle Luise Gleich, halb Lilie, halb Rosenknospe, deren Beistand, ein reicher, angesehener Leopoldstädter Bürger, bei dem auch das Hochzeitsmahl sein sollte, Raimunds Beistand, der Oberregisseur Sartory, Verwandte und Freunde der Familie Gleich, Raimunds Schwester und Schwager, die, ließen sie auch sonst nur selten von sich hören, doch bei diesem feierlichen Anlasse nicht fehlen durften, weibliche und männliche Kollegen von der Leopoldstädter wie von den anderen Wiener Bühnen und ein zahlreiches neugieriges Straßenpublikum verschiedenster Gattung — bloß der Bräutigam fehlte. Man schob den Beginn der Zeremonie hinaus, Viertelstunde um Viertelstunde, freiwillige Boten, bestürzt oder herzlich erfreut von der ihnen so unvermutet zugefallenen Wichtigkeit, liefen nach allen Seiten — vergebens. Der Priester in der Sakristei wurde ungeduldig und legte schließlich den Ornat ab mit den Worten, er könne sich nicht länger zum Besten halten lassen. Auch den anderen blieb nichts übrig, als abzuziehen, und die meisten unter ihnen taten es nicht so ungern, hatten sie doch an Stelle eines immerhin nicht

allzu ungewöhnlichen festlichen Ereignisses einen Skandal erlebt, wie er in Jahrzehnten nur einmal vorkam, und eine Neuigkeit geerntet, die angeblich keiner um tausend Gulden hergegeben hätte, aber doch jeder sofort vollkommen unentgeltlich preiszugeben bereit und fest entschlossen war.

Und jedermann war ihnen dankbar für das gelungene Histörchen und sorgte eifervoll für rasche Weiterverbreitung. Die Lawine war im Rollen, ganz Wien hatte den interessantesten, pikantesten Gesprächsstoff, den es sich wünschen konnte, und nützte ihn nach Gebühr zur Unterhaltung wie zur Entrüstung. Keiner nahm offen Partei für den treulosen Bräutigam, wenige suchten nach Gründen der Entlastung für ihn, Zehntausende bedauerten und beklagten das arme Bräutchen, auch solche, die sich über dessen zweifelhafte Tugend oft genug recht wegwerfend geäußert hatten. In den Kaffeehäusern nannte man den Streich ein „wahres Bubenstück“ und den, der ihn verübt, „für immer prostituiert“, Herr Ignaz Wagner konnte seine Frau bedeutungsvoll fragen, ob sie ihn nun noch immer grausam und herzlos zu schelten wage, und der gute Kaiser Franz in der Hofburg belohnte seinen Leibkammerdiener, der ihm die Neuigkeit respektvollst unterbreitet hatte, mit der vertraulichen Äußerung: „Hab' ich's alsdann net allerweil g'sagt, Andredl, dem Kerl, der schon einmal ein Weibsbild hinter die Kulissen prügelt hat, trau' ich halt net? Ha? No alsdann, jetzt hab'n m'r's!“

Der aber, mit dessen Charaktereigenschaften und Übeltaten sich in solcher Weise ganz Wien beschäftigte,

irrte in den frisch begrünten Auen, unter den kerzen-
besteckten Kastanien des Praters umher und suchte dort
Ruhe vor den Stürmen, die sein Herz durchtobten.
Hundert widerstreitende Gefühle kämpften in seinem
Inneren — die Reue aber stand diesmal an letzter
Stelle. Nein, er konnte nicht bereuen, daß er sich dem
drohenden Unheil durch einen Gewaltakt, mochte er
den Fernerstehenden noch so brutal erscheinen, ent-
wunden hatte! Ja, er wollte allen Angriffen die Stirn
bieten, wo es sein Dasein, seine Zukunft galt!

Jedoch er hatte sich zu viel zugetraut und seine
Stärke überschätzt.

Das eisige Schweigen zwar, mit dem ihn die Kol-
legen auf der Bühne empfingen, ließ ihn ebenso unge-
rührt wie die zur Schau getragene Mißachtung, die in
ihren Mienen lag.

Der Tornado von Gezisch und Gepfiff aber, mit dem
das Publikum schier aller Plätze des Hauses am nächsten
Abende sein Auftreten begrüßte, ließ ihn erbleichen und
wanken. So wutentbrannt und haßerfüllt hatte es sich
nicht einmal vor zwei Jahren gebärdet, da er als poli-
zeilich abgestrafter Missetäter vor ihm erschienen war.
Einer blutdürstigen Bestie glich es, die ihren Bändiger
zu Boden wirft in dem Moment, da er die Herrschaft
über sie verloren hat, und jede erzwungene frühere
Schmeichelei mit zehn und zwanzig Tatzenhieben wett-
macht.

Vergebens trat er an die Rampe, vergebens rang er
um Worte der Erklärung und Entschuldigung. Er
durfte nicht sprechen, konnte bloß seinen Part in immer

von neuem ausbrechendem höhnischem Getobe tonlos herunterhaspeln — er, der „Stern“, die „Größe“, der „Liebling“ ...

Gut, so wollte er auch das ertragen, ewig konnte es ja nicht dauern.

Es dauerte nicht ewig, aber es wiederholte sich am folgenden und am dritten Abende. Und da schon ertrug er's nicht länger. Vom Theater weg lief er ins Heim der so tief verletzten Familie Gleich, mit bebenden Fingern und klopfendem Herzen riß er an der Klingel, verzerrten Gesichtes trat er ein und streckte dem Vater, der Mutter, der Tochter die Hände hin:

„Sein m'r wieder gut!“

So hatte also doch schließlich Luise Gleich recht behalten mit ihrer anmaßenden Prophezeiung: „Laßt ihn laufen, er kommt schon wieder ...“

Vier Tage nach der abgesagten fand die ungestörte Trauung statt, am selben Ort, aber am späten Abend und in aller Stille.

Der Lohn für solche Bußfertigkeit blieb nicht aus.

Als, abermals nach drei Tagen, Herr Ferdinand Raimund und Frau Luise Raimund, geborene Gleich, in Karl Meisls beliebter Gesangsposse „Das Gespenst auf der Bastei“ zum erstenmal mitsammen wieder auftraten, er als dicker, vergnügungssüchtiger und hilfreicher Geist aus dem gemütlichen Jenseits, sie als niedliches, treues Bräutchen, da umbrauste beide ein Applaus, wie er selbst im applausgewohnten alten Kasperl-Theater noch selten vernommen worden war. Und da Raimund alle Sätze oder Worte des Stückes, die

zu seiner kürzlichen Vermählung irgendwie in Beziehung gebracht werden konnten, mit betonter Anzüglichkeit sprach, und da er seinem Urenkel Heinrich in der Schlußszene des Stückes den „allerältesten aller Orden", den Pantoffelritter-, den Simandl-Orden, mit Grimassen und Gebärden voll handgreiflicher Selbstironie um den Hals hing, da drohten Klatschen und Lachen die Wände zu sprengen ...

Galgenhumor aber ist unter den Humoren jener, der am kürzesten vorhält.

Raimunds Galgenhumor wandelte sich nur zu rasch in Scham.

Er schämte sich seiner selbst, seiner Nachgiebigkeit wider besseres Wissen.

Bald sollte er überdies reichlich Anlaß finden, sich seiner jungen Frau zu schämen.

Denn nun, nachdem diese ihr Ziel erreicht, ließ sie den letzten Rest von Zurückhaltung und Zartgefühl als überflüssig fallen; vor allem jeden Anschein von sorgenvoller Rücksichtnahme auf das zu erwartende Kind, mit deren Hervorhebung als höchstem Trumpf sie einst das Eheversprechen erzwungen hatte. Nicht nur, daß von erwartungsvoller Mutterfreude nicht die Spur an ihr sichtbar ward, sie schien das Unvermeidliche auch jetzt als schwere Last zu betrachten und dazu als eine vielleicht noch vermeidbare, ja, sie schien, Ferdinand Raimund merkte es mit Entsetzen, das Ungeborene bitter zu hassen. Von Schonung ihres Leibes und ihrer Leibesfrucht wollte sie nichts hören, wie im Winde verhallten die wohlgemeinten Ratschläge des Arztes wie des

Gatten, und manchmal überraschte sie dieser, wie sie geradezu das Gegenteil davon ins Werk setzte. Sie fürchtete, wie aus ihren gelegentlichen unmutigen Äußerungen hervorging, Einbuße an der Schönheit ihrer Gestalt und ihres Gesichtes, fürchtete die kommende Unruhe im Hause, fürchtete schwere Beeinträchtigung ihrer Bequemlichkeit, ihrer Freiheit, ihrer Kunst.

Wie wenig ernst es ihr aber auch mit dieser war, Ferdinand Raimund hatte es längst geahnt — jetzt, da sie nichts mehr vor ihm zu beschönigen oder zu verheimlichen hatte, ward es ihm schreckhaft klar. Gerade die Kunst, hatte er gehofft, werde sie einander näherbringen und die Kluft zwischen ihnen überbrücken. Und als ihn Luise ersuchte, ihr beim Studium ihrer Rollen mit seinem Rate beizustehen, war ihm das eine wahre Herzensfreude, schier die größte seit langem gewesen. Nun traf es ihn um so härter, daß er sich auch in dieser Hinsicht gründlich getäuscht hatte. Ihre Flüchtigkeit, ihre Zerstreutheit, ihre Selbstgefälligkeit und Unbeständigkeit machten jede Ermahnung von vornherein zwecklos, den leisesten Tadel empfand sie als hämische Herabsetzung ihres Talents, Raimunds Gewissenhaftigkeit nannte sie unerträgliche Pedanterie, die Seltenheit seines Lobes schalt sie gar — Neid.

„Dem Publikum g'fall' ich wiederum, wirst schon sehn," war fast stets ihr letztes, abschließendes Argument, „und das is doch die Hauptsach'."

„Nein, das ist nicht die Hauptsache", widersprach Ferdinand Raimund ernst.

„So? Was denn? Also etwa, daß die bockbeinigen

Eseln von der Kritik um Gottes willen nicht ausschlagen mit die Hinterhaxen?"

„Auch das nicht."

„Alsdann was sonst?"

„Daß der Künstler selbst sich mit Beruhigung sagen darf, er sei in den Geist der Rolle so tief eingedrungen wie möglich und habe mit allem Fleiß und Eifer sein Bestes getan, ihn zu verlebendigen — das ist die Hauptsache."

„Uijegerl! Laß mich aus! Mit dem lockst kein' Hund hinterm Ofen hervor. Der trifft's und der net, die eine g'fallt immer, die andre niemals, und wann sie sich am Kopf stellt. Lustig muß man sein, sauber muß man sein, resch muß man sein, das is der ganze Witz. Alsdann für heut lass' ich mich net länger martern von dir, adieu!"

Und trällernd hüpfte sie davon.

So riß bald das letzte Band.

So riß endlich auch das Band gemeinsamen künstlerischen Strebens, das ihre Seelen noch lose verknüpfte...

Als der Sommer seine Höhe überschritten hatte, da kam die Stunde, die ihre Zweiheit zur Dreiheit erweitern sollte. Luise verwünschte sie nun laut und ungescheut, ihre Angst stieg ins Groteske und dämpfte so selbst das Mitleid, das ihr der Gatte sonst sicherlich nicht versagt hätte.

Anfangs August, an einem schwülen, gewitterschweren Abende, trat das Ereignis ein und verlief glücklich. Wenigstens was das Wohlbefinden der jungen Mutter anbelangte. Das Kind, ein Mädchen,

war außergewöhnlich zart und schwächlich und gab stundenlang Grund zu ernster Besorgnis, daß es dies kaum betretene Jammertal in Bälde wieder verlassen werde. Luise Raimunds Muttergefühl bekundete sich auch jetzt noch nur in kaum merkbaren Regungen, so daß es fast schien, als ob ihr, einem Ausbund der Schöpfung, dieses allgemeine Weibesgefühl überhaupt versagt geblieben wäre. Bedauern ließ sie sich für die ausgestandenen Leiden und bewundern ob ihres Heldenmutes, das Kind, seinen Zustand und seine nächste Zukunft behandelte sie als etwas weit minder Wesentliches.

Ferdinand Raimund aber, der Vater, saß stumm und ernst an der Wiege und grübelte unablässig über das Wunder, das sich da vollzogen hatte und das er für einen phantastischen Traum gehalten hätte, wäre nicht der Beweis greifbarer Wirklichkeit still und blaß vor ihm gelegen. Hatte ihm Gott dadurch ein Zeichen seiner nie versagenden Güte und Gnade geben wollen oder holte nur das grausame Schicksal gegen ihn zu neuer Geißelung aus? Würde das Kind seiner Mutter ähnlich werden oder ihm? War dies zu wünschen wie jenes zu fürchten? Sollte es heranwachsen als Trost für die Gegenwart, als Stab und Stütze für die Zukunft oder schlummerten schon in seinem winzigen Herzchen all die bösen Mächte, die des Lebens Weg zum Dornenpfad umschufen? War es bestimmt, dieses Kind, die Eltern zu entsühnen oder ihre Schuld zu rächen?

Jedenfalls wollte er ihm ein wahrer Vater sein. Jedenfalls wollte er alles tun, was in seinen Kräften stand, damit er vor Gott, wenn dieser einst Rechen-

schaft von ihm forderte für die anvertraute Seele, ohne Furcht Rechenschaft ablegen konnte wenigstens in diesem Punkte. Solange darum das Kind in seinem Hause weilte, sollte es kein böses Wort hören, kein vergiftendes Bild vor Augen sehen, Frieden nur sollte es erleben oder wenigstens wähnen zwischen den Eltern, und kostete es auch übermenschliche Selbstüberwindung, diesen schönen Schein aufrecht zu erhalten. Ohne Wurm im Innersten sollte die kleine Menschenknospe sich zur Blüte entfalten und zur Frucht reifen...

Aber siehe, Gott nahm sein inniges Gelübde nicht an.

Das Kind war ruhig Tag und Nacht, wie selbst die schonungsbedürftige, wehleidige junge Mutter gerne zugab — allzu ruhig, wie der Arzt kopfschüttelnd feststellte. Es nahm nicht zu an Ungebärdigkeit, doch es nahm auch nicht zu an Lebenskraft. Und eines Morgens, drei Wochen nach seiner Geburt, war sein Seelchen davongeflogen, an den fernen, unbekannten Ort, von wannen es geheimnisvoll gekommen.

Luise Raimund begann zu weinen, so andauernd, als ob sie nimmermehr würde aufhören können, und war des Trostes so bedürftig, daß kaum ein Dutzend herbeigeeilter trostbereiter Freundinnen genug davon zu spenden vermochte. Aber als sie sich endlich ausgeweint hatte, da war es jedem offenbar, daß ihr starker Mut Sieger geblieben. Sie hatte alles überwunden und vergessen und war nun dieselbe, die sie vor Jahr und Tag gewesen.

Ferdinand Raimund aber vergoß nicht eine einzige Träne, zum mindesten keine, die ein anderer sah. Und

wer ihn etwa zu trösten suchte, der wartete vergebens auf das leiseste Zeichen, daß seine gute Absicht verstanden und gewürdigt wurde. Doch tagelang ging er verdüstert umher, wie wenn ihm das Teuerste geraubt worden wäre, oder, wie seine Frau sich volkstümlich ausließ, „wie wann ihm die Hendeln 's Brot wegg'fressen hätten". Sie fand ihn unausstehlicher als je. Als sie am Abende nach dem Begräbnis der Kleinen, für die es doch zweifellos ein Glück war, daß sie der Herr so rasch und schmerzlos wieder zu sich gerufen hatte, über eine ungeheuer drollige Ehebruchsgeschichte in Claurens „Vergißmeinicht", das sie aus der Armbruster'schen Leihbibliothek geholt hatte, laut auflachen mußte, da warf ihr der Herr Gemahl einen Blick zu, der eine weniger Unerschrockene erzittern gemacht hätte.

Sie erinnerte sich, daß es Leute gab, die ihn ganz im Ernst einen Verrückten nannten. Die Leute hatten wohl nicht so unrecht...

Seit dem Tode des Kindes ward das Zusammenleben mit Luise für Raimund immer unerträglicher, wurde es ihm nachgerade zur Höllenqual. Allerlei Anzeichen ließen ihn darauf schließen, daß seine Frau es mit der ehelichen Treue nicht genauer nahm als vordem mit ihrer jungfräulichen Tugend. Und dieses Mißtrauen, einmal geweckt, bohrte und wühlte in seiner Brust, machte ihn noch verbitterter und äußerte sich bisweilen in Ausbrüchen, selbst gegen Fernerstehende, sicherlich vollkommen Schuldlose, deren er sich nachträglich schämte. Wohl fühlte er und sagte er sich, daß es nichts Lächerlicheres gebe als einen eifersüchtigen Ehe-

mann, und noch dazu einen, der nicht bloß eine Schauspielerin geheiratet hatte, sondern obendrein selbst Schauspieler war. Wohl nahm er sich hundertmal vor, sich um das Treiben seiner Gattin nicht mehr zu kümmern, kühl und gleichgültig zu bleiben, ob sie nun in seiner Gegenwart mit anderen zärtlich tat, ob sie vom Hause abwesend war, ohne diese Abwesenheit erklären zu können oder auch nur zu wollen, ob ihm von unberufener Seite aufstachelnde Gerüchte zugetragen wurden. Allein er war es nicht imstande, immer wieder ließ er sich zu Vorwürfen und Drohungen hinreißen, die sie mit beißenden Spottreden erwiderte. Den Dienstboten konnten natürlich die seltsamen und unerquicklichen Verhältnisse ihrer Herrschaft nur kurze Frist verborgen bleiben. Sobald sie sie durchschaut hatten, schalten und spöttelten sie einerseits darüber und machten sie sich anderseits zunutze, indem auch sie taten, was ihnen beliebte, den Haushalt vernachlässigten und für ihre Börse sorgten. Nur das liebe Publikum, das diese Ehe, dieses Zerrbild einer Ehe, gestiftet hatte, schien nicht zu ahnen, wie es in ihr aussah und zuging, sondern nach wie vor von ihr hochbefriedigt zu sein. Wenn Raimund mit seiner Gattin zusammen auftrat, dann war gewöhnlich der Beifall am lautesten. Aber wenn Raimund, Hand in Hand mit Luise, sich dafür bedanken mußte, fiel es ihm noch so schwer, dann barg sich hinter seinem freundlich lächelnden Gesicht ein Herz, das zum Überlaufen vollgefüllt war mit Grimm und Groll.

Ob ein einziger, der damals sich zum Verfechter einer Sache, die ihn nicht im mindesten anging, aufgeworfen

hatte, zum Rächer einer Unschuld, deren Glorie und Gefährdung verantwortungslose Phantasie geschaffen, ob nur ein einziger sich nachträglich seiner ungeheuren Verantwortung bewußt geworden war? Wohl kaum! Und manchmal, wenn Raimund etwa eine Stunde, eine halbe Stunde vor Beginn der Vorstellung daheim eine Szene erlebt hatte, deren Erinnerung ihm die Flammen in die Wange trieb, war es ihm, als müßte und müßte er ins Publikum hinausspeien: Elendes Gesindel, ihr! Dummes und schlechtes, dreimal verfluchtes Gesindel! . . .

Manchmal suchte er Trost bei seinen teuren Büchern, doch meist vergebens. Er fand nicht die Freiheit und Schwungkraft des Geistes, sich auch nur für Viertelstunden in andere, reinere Sphären zu versetzen, über noch so schönem Unwirklichen die unsagbar scheußliche Wirklichkeit zu vergessen. Goethes heitere Weisheit verwundete nun doppelt sein wundes Gemüt, Schillers himmelstürmende Denk- und Sprachgewalt schien ihm gewaltsame Selbstbelügung. Bloß in Shakespeares bluttriefende Bösewichter, in einen Richard III., einen Macbeth, vermochte er sich einzufühlen, die begriff er, die entschuldigte, die billigte er. Aber kein gedrucktes Werk vermochte ihn auf längere Dauer zu fesseln. Immer wieder blickte er stöhnend auf, immer wieder horchte er, ob seine Frau nach langer Abwesenheit endlich heimkehrte, ob sie nach kurzer Anwesenheit vielleicht schon wieder das Haus verließ, ob sie, wenn sie daheim war, etwa einen Galan empfing.

Schließlich kam es so weit mit ihm, daß er im Weine

Trost und Vergessen suchte. In den dunklen alten Schenken und Kellern auf dem Lugeck, auf der Brandstatt, auf dem Mehlmarkt, in der Krugerstraße, im Kumpfgäßchen hätte man den Schauspieler Ferdinand Raimund hinter seinem Glase brüten sehen können in Stunden, zu denen kein fleißiger Bürger, selten ein ehrsamer Gast im Wirtshaus weilte. Aber der Wein schmeckte ihm wie Galle. Hie und da auch suchte er sich bei Champagnergelagen in lustiger, überlustiger Gesellschaft zu betäuben — den seelischen Katzenjammer, der solchen Ausschreitungen folgte, wog die karge Stunde zweifelhaften Glücks nicht auf.

Vergebens auch hoffte er auf die beruhigende Wirkung jenes vielgepriesenen Heilmittels für alles Leiden, der Gewohnheit; sie wollte sich nimmer einstellen. Je länger er die Last seiner Ketten trug, desto schwerer wurden, desto pausenloser klirrten sie, desto tiefer schnitten sie ihm ins Fleisch.

So war es abermals Winter, abermals Frühling und abermals Sommer geworden.

Am 1. Juni 1821 trat Ferdinand Raimund in sein zweiunddreißigstes Lebensjahr. Viel hätte er darum gegeben, dieses Datum, das ihm sein Leben doppelt verfehlt erscheinen ließ und den Tod dreifach erwünscht, zu übersehen. Aber wenn's ihm auch gelungen wäre, so sorgten doch übereifrige Freunde und Verehrer dafür, es zu verhindern. Zu einem kleinen Berge häuften sich auf seinem Schreibtisch die Glückwunschbriefe und bunten Billette, darunter sicherlich viel aufrichtig Gemeintes, doch nichts, was ihm wahre Freude bereiten

konnte. Flüchtig sah er sie durch, achtlos legte er sie beiseite — als er plötzlich auf ein Briefchen stieß, dessen Handschrift seinen Puls aussetzen machte: Es war eine unvergleichlich teure, unvergeßliche, doch lang nicht mehr gesehene Handschrift — die Hand Antonia Wagners!

So gewaltig traf ihn diese Überraschung, so unfaßbar schien sie ihm, daß er sie im Augenblick für grausame Täuschung hielt. Doch als er, von Fieber geschüttelt, den Brief aufgerissen und entfaltet hatte, da war die letzte Möglichkeit einer Blendung geschwunden: Antonia Wagner, das geliebte, von ihm so schwer beleidigte Mädchen, das, wie er mit Schreck erfahren, seine Treulosigkeit aufs Krankenlager geworfen hatte, sie erinnerte sich seiner, wünschte ihm Glück zum Geburtsfeste — verzieh ihm!

Wieder und wieder las er die wenigen, rührend unbeholfenen Zeilen, wieder und wieder drückte er das Papier an seine bebenden Lippen, und die ganze übrige Welt war für ihn versunken in ein bedeutungsloses Nichts.

Da schreckte ihn schrilles Gelächter aus seiner Verzückung auf. Er erstarrte zu Stein.

Seine Frau stand hinter ihm, Hohn und Bosheit lag auf ihrem Antlitz.

„No, no," kicherte sie, „was hat denn die kleine Post dem großen Geburtstagskind gar so Gutes gebracht, daß es net hört und sieht und allerweil nur schleckt? Laß anschau'n einmal!"

Und ehe es Ferdinand Raimund in seiner Betäubung hindern konnte, hatte sie über seine Schulter ge-

langt und ihm den Brief Tonis entrissen. Nun floh sie mit ihrer Beute bis ans andere Ende des Zimmers und durchflog das Schriftstück hastig.

„No natürlich!“ rief sie jetzt. „No, dann freilich! Das glaub' ich! Von der Kaffeesiederischen! Ja, ja, alte Liebe rostet nicht!“

Er war mit zwei Sätzen bei ihr.

„Gib her!“ kam es wuterstickt aus seiner Kehle.

Doch sie wich ihm aus:

„Ich beiß' dir nichts ab davon. Du kriegst das Brieferl unbeschädigt wieder. Aber zuerst möcht' ich's halt meiner Mutter zeigen und meinem Vater, der noch immer für den großen Ehrenmann von Schwiegersohn ein Faible hat ...“

„Gib den Brief her oder ...!“ drohte er mit blutunterlaufenen Augen und hob die Hand zum Schlage.

Sie duckte sich erschreckt, dann warf sie ihm in jäh geändertem Entschluß das Papier vor die Füße:

„Da hast den Wisch! Ich mag mich net länger schmutzig machen damit ... Jetzten bist du endlich entlarvt in deiner wahren Gestalt, in deiner ganzen Gemeinheit! Mir möcht'st nachspionieren, mir möcht'st Vorwürf' machen, gelt, aber du selber, du Heuchler, du Jesuit, du hast heimlich Verhältnisse, hast ein Verhältnis mit so einem Weibsbild, so einer —“

Nun war es vorbei mit aller seiner Selbstbeherrschung. Außer Rand und Band über die Beschimpfung, griff er mit gekrallten Fingern jäh nach ihrer Kehle.

Sie kreischte, in wirklicher Todesangst, gellend auf:

„Zu Hilf'! Zu Hilf'!“

Die Magd stürzte herein:

„Um Gottes will'n! Was is's denn?“

Ferdinand Raimund, dessen Besinnung zurückkehrte, ließ die Hand sinken. Das und die nunmehrige Gegenwart einer dritten Person gab der Bedrohten sofort allen Mut wieder.

„Der gnä' Herr will mich umbringen, Resi, das is das Ganze“, sagte sie keck und höhnisch. „Er wird bös auf Ihnen sein, daß Sie ihn stören ...“

Ferdinand Raimund, am ganzen Körper zitternd, hob den Brief Toni Wagners vom Boden auf und ging gesenkten Blickes, müden, schleppenden Schrittes aus dem Zimmer . . .

Also endete die Ehe, die er vor fünf Vierteljahren geschlossen hatte, um nicht den Beifall eines hohen Adels und verehrungswürdigen Publikums einzubüßen.

Denn wenige Wochen später verließ Luise sein Haus, um zu ihren Eltern zurückzukehren, obwohl sie mehrere Male versucht hatte, mit schmeichlerischen Worten einzulenken, und zum Schlusse selbst vor einer Rührszene mit vielen Tränen, vielen Beteuerungen der Liebe und der Reue nicht zurückschreckte.

Raimunds ganze Antwort war gewesen: ein stummes Deuten nach der Tür.

* * *

Noch monatelang zauderte Luise Raimund mit der gerichtlichen Scheidungsklage gegen ihren Gatten, wohl in der Meinung, daß er, mit dem sie noch so häufig auf der Bühne zusammentraf, vielleicht seinen Entschluß

ändern werde. Erst da sie dies als völlig ausgeschlossen erkannte, wendete sie sich an den Magistrat, nun aber mit den bittersten Anklagen und schamlosesten Verleumdungen. Raimund vermied es, mit gleichen Waffen zu parieren und betonte nur aufs nachdrücklichste, daß ihm seine Ehre ein weiteres Zusammenleben verbiete. Und die ihm bei Fällung des Scheidungsurteiles auferlegten Zahlungsverpflichtungen nahm er ebenso willig auf sich wie die üble Meinung der Vielen, die sich auch jetzt noch auf des Weibes Seite stellten. Was war ihm Geld und Gut, was galten ihm die Ansichten der Menschen! Hatte er doch seine Toni wiedergefunden! War er doch nun frei — frei — frei!

War er's denn?

Bald genug kam ihm zum Bewußtsein, daß er's nur in arg beschränktem Maße, sehr bedingter Art war. Wohl war die Kette abgefeilt, die ihn als Sklaven an die Galeerenbank gefesselt hatte. Das Mal jedoch, das ihm die unselige Ehe aufgedrückt hatte, war unverlöschlich. Solange die Geschiedene lebte, durfte er nicht mehr heiraten; hatte auch jene sich zuschulden kommen lassen was immer, sie blieb doch seine Frau — die andere, und war sie tausendmal sein Engel, sein rettender, schützender Engel, blieb in den Augen der Welt seine . . .

Er knirschte mit den Zähnen, wenn sein Denken das Wort ergänzte. Doch vergebens war alles Schelten, Toben und Anrennen gegen dies Gesetz, das ihm, dem rechtgläubigen Katholiken, nicht nur als weltliche, sondern auch als kirchliche Satzung bindend sein mußte.

Er fand sich allmählich ab damit, so gut oder übel

er's vermochte. Aber für den Mann war dies ja auch verhältnismäßig leicht. Daß sich Toni darüber hinwegsetzte, daß sie ihm dies ungeheure Opfer zu bringen vermochte, das war ein Wunder, erklärbar bloß durch ein noch größeres — unendliche, unmeßbare, unerschöpfliche Liebe.

Aber ihre Familie... Die angesehene, durch und durch ehrbare Leopoldstädter Kaffeesiedersfamilie! Ob deren Widerstand, unbesiegbar schon einmal, da zum Widerstreben weit weniger Grund vorlag, diesmal zu besiegen war? Ob Toni nicht abermals schwach wurde? Nein, diesmal hielt sie aus, das teure, tapfere Mädchen. Nur mit Schaudern konnte er denken, was sie daheim zu leiden haben mußte. Aber sie nahm es geduldig, unerschütterlich hin. Sie war eine andere geworden in der Zeit der Trennung, war schon einmal nahe daran gewesen, den Geliebten für ewig zu verlieren, und wollte allem, allem lieber ins Auge blicken als noch einmal dieser fürchterlichen Gefahr.

Glücklicherweise fand sie ein gewisses Maß von Unterstützung und Verständnis bei ihren heranreifenden Schwestern. Viel weniger schon bei der Mutter, die ihrem liebsten Kinde mit wehem Herzen eine freudearme, schmerzensreiche Zukunft prophezeien mußte. Nicht die Spur davon endlich, nur stummen Groll beim Vater, der das Unabänderliche zwar ertrug, weil er seine Unabwendbarkeit erkannte, es aber nun und nimmer zu billigen vermochte.

So forderte ihr Verkehr von beiden das höchste Maß an Genügsamkeit und Selbstüberwindung.

Nur wenig gemildert wiederholte sich das alte grausame Spiel aus ihrer ersten Liebeszeit. Wöchentlich einmal durfte Raimund seine Toni in Gegenwart einer ihrer Schwestern sprechen, dazwischen sah er sie bloß von der Straße aus zu ihrem Fenster hinauf. In regelmäßiger Abwechslung schrieben sie einander ihre sehnsuchtsvollen Briefe...

Doch die Reinheit und Dürftigkeit ihres Liebesgenusses gab ihnen wiederum Bürgschaft und Gewißheit, daß Gott und seine heilige Mutter Maria, der sie ihren Bund geweiht hatten, mit gnädigen Augen auf ihn herabblickten und ihn schützen und schirmen würden für und für.

Vollkommen glücklich war Ferdinand Raimund wohl auch jetzt nicht, glücklich zu sein, das verwehrten ihm nicht nur die widrigen äußeren Umstände, dazu fehlte ihm, wie er sich selbst in stillen, einsamen Stunden gestand, die innere Gabe. Aber er war doch weit minder unglücklich als in der trostlosen jüngsten Zeit, die nun hinter ihm lag, und es gab wenigstens Stunden, in denen er sich dem Glücke nahe fühlte.

Das war, wenn er durch die romantischen Täler der Brühl, durch die Forste des Anninger streifte, wenn er zu den alten Schlössern des Badener Tales emporstieg und den Steinen, den Felsen, den Waldriesen schwärmerisch den teuren Namen Antonia zurief; wenn er auf blumigen Wiesen lagerte und oben am blauen Himmel Engelsbilder sich malte, die ihm freundlich zunickten, und deren herrlichstes, alle anderen überstrahlendes das Antlitz seines Mädchens trug, wenn der laue Wind ihm

ihre süße Stimme zuzuwehen schien, wenn er die Augen schloß und sich mit aller Kraft seiner Phantasie einbildete, die Ferne weile neben ihm . . .

Dem Glücke nahe war er auch, da Johann Sartory, der nach dem langerwarteten, endlich eingetroffenen Zusammenbruche der Direktion Huber die Leitung des Leopoldstädter Theaters übernommen und den er stets insgeheim für einen seiner Neider gehalten hatte, ihn aus eigenem Antrieb zum Regisseur ernannte, ebenso freiwillig seine Gage bedeutend erhöhte und ihn für weitere zehn Jahre fest verpflichtete; und wiederum, da ihn der Direktor des Preßburger Theaters zu einem Gastspiele lud, da er an derselben Stelle, wo er einst die herbste aller Niederlagen erlitten, einen vollen Triumph feiern durfte und der Herr von Pogany, nun mit angegrautem Schnurrbart, aber noch so rotem und gutem Gesicht wie ehemals, ihn gerührt in die Arme schloß:

„Hab' ich Ihnen nicht gesagt, pajtás, Kopf in Höh'? Fortes fortuna juvat!“ . . .

Dem Glücke nahe war Ferdinand Raimund, wenn er sich vergegenwärtigte, daß die größten Geister Wiens, voran Franz Grillparzer, ihn schätzten und Freund nannten und daß selbst ausländische Größen, wenn sie nach Wien kamen, nicht säumten, sich den Schauspieler Ferdinand Raimund in seinen Glanzrollen anzusehen und dann auch seine persönliche Bekanntschaft zu suchen.

Dem Glücke nahe war er, als Kaiser Franz, dessen Abneigung ihm nicht verborgen geblieben war, jetzt auf einmal samt der Kaiserin bei einem seiner Badener

Gastspiele erschien und ihn wohlwollend belachte und beklatschte.

Dem Glücke ganz nahe war er, als ihm sein hochgeschätzter Freund, der Burgschauspieler Costenoble, einmal sagte: „In Ihrem Munde erhält das Geringfügigste tiefe Bedeutung" — und ein andermal gar: „Sie werden, glauben Sie mir, noch viel erreichen, woran die Menge, die sich heute bloß an Ihnen belustigt, jetzt gar nicht denkt! . . ."

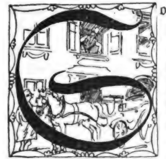
Und das Glück stand unmittelbar neben ihm, da er aus dem nach vielem Drängen abgelieferten Bruchstücke einer neuen Posse von Karl Meisl, einem „elenden Schmarr'n", wie er an Toni schrieb, frisch und unverzagt ein ganzes, rundes Stück machte und Wien dies Beginnen und seine Vollendung mit einmütigem Beifall begrüßte — das erste Raimund-Stück, die Zauberposse „Der Barometermacher auf der Zauberinsel".

Doch das Glück wich wieder von seiner Seite, als dem Erfolge die neidische Verkleinerung auf dem Fuße folgte und er sich öffentlich gegen den Vorwurf des literarischen Diebstahls wehren mußte; als Toni, seine Toni, seltsamerweise weit weniger Interesse an seiner ersten größeren dichterischen Leistung zeigte, als er mit Recht erwarten zu dürfen vermeint hatte, und, als stünde ihr gemeinsames süßes Geheimnis ihr weithin sichtbar an der Stirn geschrieben, nur mit Mühe zu bewegen war, sich das Werk und seinen darstellerischen Träger, Ferdinand Raimund in der Titelrolle, von einem versteckten Plätzchen aus anzusehen.

Da umschattete ihn von neuem tiefe, dunkle Melancholie.

Da schuf er sich viele neue Feinde durch seine Reizbarkeit und Grämlichkeit und stieß von seinen aufrichtigsten Freunden manchen ab: Freilich — keinen, der den Kern zu sondern wußte von der Schale; keinen, der verzeihen konnte, was er verstand; keinen, der ihm durch Rock und Weste ins Herz sah; keinen, dem die Dornen der Welt jemals die Brust blutiggerissen hatten wie ihm.

## 18.



So, da stand es: „Mariandel, Zuckerkandel meines Herzens, bleib gesund! — Floriani, um di wan' i, wann du fort bist, jede Stund'...“ — Dies Duett sollte der Glanzpunkt im ersten Aufzuge der neuen Zauberposse „Der Diamant des Geisterkönigs“ werden. Mußte es werden, wenn der neue Stern des Leopoldstädter Theaters, die Nachfolgerin der Demoiselle Huber, wenn Therese Krones sich so um die Rolle der Mariandel annahm, wie er's von ihr erwarten durfte und wie er, Ferdinand Raimund, selbst sich mit dem Florian ins Zeug legen wollte; und wenn der Kapellmeister Joseph Drechsler mit der Musik zum „Diamant“ nicht Geringeres leistete, als der brave Wenzel Müller beim „Barometermacher auf der Zauberinsel“ geleistet hatte.

Und diesmal durfte gewiß niemand nachträglich den Vorwurf des Plagiats oder auch nur des — Kopierens erheben, denn dieses zweite Raimund-Stück war, abgesehen von der stofflichen Grundlage, die er dem arabischen Märchenbuch entnommen, aber ebenfalls frei umgeformt hatte, ganz und gar Raimundsches Geistes-

eigentum. Ein Raimund brauchte keinen Meisl als Vorspann.

Stolz und froh summte er vor sich hin:

„Mariandel — Zuckerkandel...“

Morgen sollte Drechsler diese Melodie zur Ausarbeitung und Instrumentierung erhalten. Morgen? Warum nicht heute, gleich jetzt? Wenn er ihm das Lied hinübertrug . . .

Sapperment, nein, das ging nicht mehr. Auf halb drei zeigte die Säulenuhr, und wollte er pünktlich um halb fünf in Neustift sein, so galt es immerhin sich zu beeilen.

Er schob die Vorhänge beiseite, daß die blasse Septembersonne voll auf den Schreibtisch und das Papier fiel, und beugte sich zum Fenster hinaus. Richtig, da wartete er schon, der neue Kutscher, den er erst vor einigen Tagen aufgenommen hatte und wegen dessen es fast wiederum zum Streit mit der guten Toni gekommen wäre.

Und diesmal hatte sie nicht unrecht. Er mußte selber lachen, wenn er sich erinnerte, wie er zuerst vor ihr, der Sparsamen, den Kauf von Pferd und Wagen damit entschuldigt hatte, daß ja er, Ferdinand Raimund, sein eigener Kutscher sein werde, und wie er ihr kurz darauf bewies, daß gerade die Anstellung eines Kutschers, welcher zugleich Kammerdiener sein müsse, die Sache zu einer wirklich rentablen mache...

Pünktlich zur Stelle, der Josef. Eigentlich ein bißchen zu pünktlich.

Denn jetzt wäre er so schön im Zug gewesen, hätte

vielleicht auch noch das Sololied, das die Mariandel, besser gesagt, die Krones unbedingt im ersten Akte brauchte, fertiggebracht! Wenn er nur auch alles im Kopfe behielt, wie's ihm vorschwebte, Text und Weise!

Sehnsüchtig warf er einen Blick auf den verlassenen Schreibstuhl, auf die noch unbeschriebenen Bogen und die Feder, die danebenlag.

Aber nein! Seine treue irdische Geliebte konnte und wollte er nicht zurücksetzen wegen seiner himmlischen, seiner Kunst. Hastig sperrte er das Papier in die Lade. Schüttelte die blonden Locken aus der Stirn, fuhr in den braunen Leibrock, öffnete die Tür des Nebenzimmers und rief hinein:

„Frau Meck! Meck—in! Ich fahr' jetzt aus, wann ich zurückkomm', ist unbestimmt. Im Theater hab' ich heut' nichts zu tun, der Herr Direktor und sein hochzuverehrendes Publikum sollen mich gern haben. Wann vielleicht wieder einer oder eine absagt, das geht mich gar nichts an. Und wann Sie gefragt wird, wo ich bin — Sie weiß absolut nichts, verstanden?"

„Ich weiß ja auch wirklich nichts, Herr von Raimund", gab die unsichtbare Frau Meck, die Haushälterin, schnippisch zurück.

„So? Schad' — will ich sagen: um so besser. Alsdann adieu!"

Schon wollte der Dichter und Schauspieler Ferdinand Raimund zur Tür. Da besann er sich, trat rasch zur Wand, nahm ein dort hangendes, goldgerahmtes, gesticktes Marienbild herab und küßte es innig. Hängte es wieder hin, konnte sich aber nicht so bald von ihm

trennen, sondern betrachtete es mit schwärmerischem Blick:

„Wie du dich gemüht hast, Toni, mein Engel, bis du für deinen Ferdinand dieses Kunstwerk zustande gebracht hast — ja, dieses Kunstwerk! Aber ich will sie auch küssen, deine geschickten, fleißigen, rosigen Finger, ja, küssen will ich sie! . . .“

Rasch drückte er den Hut auf den Kopf, stürmte zur Tür, stieß sie auf und — stieß ums Haar einen sechs- oder siebenjährigen Knaben über den Haufen, der, die Sachlage war unmöglich zu verkennen, durchs Schlüsselloch geguckt hatte. Nun stand der kleine Sünder versteint wie Lots Weib, während sein gleichaltriger, doch gewandterer Spießgesell in langen Sätzen die Treppe hinabfloh.

Sofort umwölkte sich Raimunds eben noch heitere Stirn, seinen Mund umzogen herbe Falten, der Vierunddreißigjährige war im Augenblick um viele Jahre gealtert. Rauh faßte er den Buben am Arm, hart fuhr er ihn an:

„Für wen horchst du da?“

Die erschrockenen Augen des Ertappten füllten sich mit Tränen, er schluckte und würgte und fand keine Antwort.

Raimund schüttelte ihn heftig:

„Für wen du gehorcht hast, frag' ich!“

„Für gar niemand net“, greinte der Bub. „I war selber neugieri'.“

„So!“ sagte Raimund, um einen Grad milder gestimmt. „Auf was denn, ha?“

„Wie's halt bei dem Herrn ausschaut, der was solchene Zauberstuck' macht wie das vom Barometermacher... Bitt' schön, lassen S' mi aus, i werd's nimmer tun!"

„Dummer Bub übereinand'!" lachte jetzt Raimund. „Wie soll's denn bei mir ausschaun? Wie bei andere Leut' halt! Hast am End' 'glaubt, ich bin selber ein Zauberer, ja? Alsdann jetzt mach', daß du weiterkommst, aber durch Schlüssellöcher guckt kein anständiger Kerl und der Horcher an der Wand hört nur sein' eigne Schand'. Merk' dir das!"

Der Bub lief, was er laufen konnte, die Stiege hinab. Ferdinand Raimund folgte ihm langsam und lächelte beschämt. Da war wieder einmal sein Jähzorn mit ihm durchgegangen. Nein, der Knirps war kein Spion . . .

Der Kutscher vor dem Haustor zog den Hut, Raimund schwang sich auf den Platz neben ihm, denn mehr als zwei Sitze hatte das „Zeugel" nicht:

„Alsdann geschwind nach Pötzelsdorf hinaus!"

„Befehl, Euer Gnaden!"

Der Braune legte sich ins Geschirr und trabte die Jägerzeile hinauf, der neuen Schlagbrücke zu. Vor dem Leopoldstädter Theater standen zwei Frauen und lasen den Komödienzettel. Als sie das Wagenrasseln hinter ihrem Rücken hörten, drehten sie sich um, schienen Raimund zu erkennen, nickten einander zu und fingen eifrig zu tuscheln an.

„Tratschen, giftige!" murmelte Raimund vor sich hin. „Was die wieder für eine Bosheit auskochen!"

Aber der frische, sonnenüberglänzte Septembernachmittag, obwohl er ihn, in Gedanken versinkend, mehr

fühlte als sah, scheuchte seinen gesuchten Ärger hinweg.

Über die Brücke, das Donauufer entlang, an den nördlichen Mauern der Stadt, Gonzagabastei, Neutorbastei, Elendsbastei, vorbei rollte das Wägelchen gemütlich bis zum Schottentor, dann etwas rascher nach Westen, die Währingerstraße und Wachsbleichgasse hinauf.

Ferdinand Raimund sah kaum nach rechts oder links, der Weg war ihm heute gleichgültiger, das Ziel wichtiger als je.

Toni! Toni! gute Toni! sang und jubelte es in seinem Herzen. War er denn nicht glücklich trotz aller Widerwärtigkeiten des Alltags und seines Metiers und trotz schwerer, unsühnbar scheinender eigener Schuld? Glücklich geworden im allerletzten Augenblicke, knapp am Rande des Abgrundes, in den ihn bittere Reue hinabzuschmettern drohte!

Drei Jahre war es nun her, daß sie einander ewige Liebe und Treue geschworen, Toni Wagner und er — draußen in Neustift vor der Bildsäule der Gottesmutter! Und war der Schwur auch ungültig vor den Gesetzen der Menschen, so verknüpfte er doch ihre Herzen mit himmlischem Bande.

Toni! Toni! Sie allein war es, die ihn aufrecht hielt inmitten einer schmutzigen Wogenflut von Mißgunst, Neid, Verleumdung, fremden und eigenen Anklagen.

Aber er vergalt es ihr auch durch Liebe und Dankbarkeit . . .

Tat er das immer? Spielte ihm nicht seine zwiespältige Gemütsveranlagung oft und oft einen bösen



Ferdinand Raimund
als „Barometermacher"

Digitized by Google

Streich? Hatte er nicht Antonien vor wenigen Tagen erst abermals Ursache zur Verstimmung gegeben? Dieser abscheuliche Brief, in dem er ihr, der geduldig Leidenden, Herzenskälte, herabsetzendes Betragen vorgeworfen! Aber, dem Himmel sei Dank, sie hatte ihm auch diesmal nicht vergolten, wie er es verdiente. Sie hatte Gnade für Recht ergehen lassen, stieß ihn nicht von sich, liebte ihn heute wie stets — erwartete ihn heute! Und jede Fiber seines Herzens zuckte nach ihr, jeder Puls schlug ungestüm ihr entgegen, jeder Gedanke galt tausendfach ihr, nur ihr!

Er blickte auf: Schon hatten sie die Währinger Linienmaut hinter sich gelassen.

„Kann Er denn nicht schneller fahren?" wendete er sich zu dem Kutscher an seiner Seite.

„Aber Euer Gnaden, soll i denn das Roß umbringen? Hüöh, Schackerl!"

Ach, warum gab es noch keine vollkommeneren Luftfahrzeuge als jene plumpen Montgolfieren und jene gebrechlichen Uhrwerksflügel! Warum mußten des findigsten Maschinenmeisters berg- und meerüberwindende Zauberkünste auf die buntbemalte Kulissenwelt beschränkt bleiben!

Niedriger und seltener wurden die Wohnhäuser, ausgedehnter die Wiesen, Felder und Weingärten zu beiden Seiten der Fahrstraße.

Endlich, endlich die kurze, schon bräunlich verfärbte Kastanienallee, die zum Pötzleinsdorfer Ägidiuskirchlein führt.

„Hier halt' Er. Und im Wirtshaus drüben stell' Er

ein. Eine Halbe Mayländer und meinetwegen ein Seidel Heurigen zahl' ich Ihm."

„Küss' die Hand, Euer Gnaden . . ."

Rechtshin über den Bergrücken zieht der Weg nach Neustift. Aber ehe ihn Ferdinand Raimund einschlägt, tritt er doch noch in das kleine Gotteshaus. Neben dem Eingang, an der Mauer lehnt ein alter Grabstein. Die „ehren- und tugendsame Frau Helene Klozin, gebohrene Wallnerin, kays. Trabanten-Rottmaisterin und Guetthäterin", ruht allhier seit mehr als hundert Jahren. Ferdinand Raimund weiht ihr ein kurzes Gebet und — denkt dabei an seine Toni.

Jetzt aber heißt es rüstig ausschreiten über die Höhe, sich nicht mehr aufhalten lassen durch die malerischen Rückblicke auf Wald und Park von Dornbach, die Aussicht auf das Kahlengebirge und bis zu der im zarten Frühherbstnebel verschwimmenden Ebene, die saftigen Wiesen mit ihrem würzigen Heugeruch und dem violetten Schimmer Tausender von Herbstzeitlosen, durch die freundlichen Grüße strammer, hübscher Neustifter Milchmädchen.

Unten im Tale liegt still und friedlich das Dörfchen. Jenseits der Straße aber, rechts auf der Anhöhe grüßt aus einem Ozean braungrüner Weinreben die schlanke runde Säule, die Schwursäule, vom Standbild der Himmelsmutter gekrönt.

Nun hinab und steil wieder bergauf, wird auch der Atem kürzer. Mißtrauisch kommt der Weinhüter aus seinem Versteck und blickt dem städtischen Fremdling

nach. Der aber schenkt den verführerisch lockenden Traubenfrüchten keinen Blick.

Schimmert dort nicht schon zwischen den Stöcken ein helles Kleid, ein lichter Mädchenhut? Nein, Täuschung war es. Er ist der erste zur Stelle. Wie immer. Oder fast immer. Trotzdem die festgesetzte Zeit bereits vorüber ist. Ob denn die Weiber pünktlich sein könnten! Enttäuscht wirft er sich auf den Rain und schaut über die entzückende Landschaft hin. Sie fesselt ihn heute nicht. Warum ist Antonie noch nicht da? Wo bleibt sie? Ist sie am Ende krank geworden?

Der jähe Gedanke macht ihm fast das Herz stillestehen. Angstvoll springt er auf. Aber Gott sei Dank, dort kommt sie ja! Doch wie gemächlich, wie langsam!

Er eilt ihr entgegen:

„Toni! So spät?"

„Wer? Ich?" ist des Mädchens ein wenig spöttelnde Antwort.

„Freilich du!"

„So schön! Ich war schon vor einer halben Stund' da — umsonst."

„Das ist nicht wahr!"

Kaum ist das scharfe Wort heraußen, so möchte er es zurückrufen. Zu spät. In ihrem Ohr und Busen haftet es bereits:

„No, dann bin ich halt eine Schwindlerin . . ."

Scheu blickt er sie von der Seite an. Wo bleibt der langersehnte heiße Kuß? Wo die langentbehrte stürmische Umarmung? Stumm gehen sie eine Weile nebeneinander her.

„Wo warst du denn heut' nachmittag?" fragt Raimund endlich, zaghaft im Bewußtsein seiner Schuld. „Bei der Tante?"

„Natürlich. Wo sonst? . . . Und du?"

Schon will er versöhnliche Antwort geben, da fährt sie spöttisch fort:

„Vielleicht bei der Krones, ein neues Lied einstudieren?"

Da fehlt nicht viel, so wäre er aufgebraust. Aber sich bezwingend, sagt er sanft:

„So weit bin ich noch nicht mit der neuen Komödie."

„Ah so . . ." Und nach einer kleinen Pause: „Deine Frau — die Gleich — hörst du was von ihr?"

„Ich kümmer' mich nicht um sie. Sie ist ja nicht mehr in Wien."

Jetzt neigt sie sich zärtlich zu ihm und faßt seine Hand: „Du mein Lieber, Guter . . ."

Aber in seinem Herzen beginnt der Stachel zu bohren, den sie mit ihren Fragen hineingesenkt. Er macht sich los:

„Was hat man dir denn schon wieder Giftiges hinterbracht? Da bist du immer gleich leichtgläubig, wenn man von mir Übles schwätzt."

„Aber Ferdl!"

„Ja, ja, Ferdl!" höhnt er. Und wieder, wie vor zwei Stunden, da er den Knaben vor seiner Tür überrascht, entstellt der greisenhafte Zug seinen Mund. „Diese verwünschte Eifersucht! Ich hab' mir nichts vorzuwerfen. Ich lüg' nicht!"

„No, dann ist's ja gut."

„Nein, damit ist's leider nicht gut. Denn dich kann

jedes Kind anlügen, das über mich schimpft. Deine ganze Liebe ist eine Kette von Mißtrauen und Eifersüchtelei, sonst nichts. Ich seh' schon, das kann nicht so weitergehen."

Sie erbleicht:

„Nicht?"

„Nein."

Tief verletzt kehrt sich Toni Wagner ab. Sie wendet sich zum Gehen. Er hält sie nicht auf. Folgt ihr nicht. Sondern steht in stummem, finsterem Brüten. Und plötzlich läuft er den Abhang hinunter. Nach hundert Schritten bleibt er stehen. Reißt den Hut vom Kopfe, zerrt an seinem dichten, blonden Haar. Und springt zurück:

„Toni! Toni!"

Keine Antwort als das Echo von der Bergwand. Sie ist davon. Er ist allein. Des Herbstabends wehmütiges Dämmern senkt sich auf den armen, unglücklichen, einsamen Mann . . .

Eine halbe Stunde später ist er wieder an der Pötzleinsdorfer Kirche, beim Pötzleinsdorfer Gasthof. Der Kutscher erschrickt förmlich über seines Herrn wortkarge Wut und verstörtes Gesicht. Und abermals eine Stunde darauf sitzt Ferdinand Raimund bei der Lampe am Schreibtisch. Das Pferd hat laufen müssen, was es konnte, keine Silbe sprach er während der ganzen Fahrt, die nicht zur Eile trieb.

Seine Stirn ist gerunzelt, seine Lippen gekniffen. Knirschend, spritzend fliegt die Kielfeder über das Papier. Endlich hat er's schwarz auf weiß vor sich, was

er mit grimmiger Befriedigung in anderthalb Stunden tausendmal stumm wiederholte:

„Liebe Antonie!

Das Gefühl, mit dem ich heute die Feder ergreife, hoffte ich nie in Bezug auf unsere Verhältnisse zu erleben. So unverdient ist noch niemand gekränkt worden, wie ich dießmahl. Du scheinst nicht von dem Geiste ergriffen zu seyn, von dem ich es bin. Du bringst vielleicht die Abende angenehmer zu als ich. Nach Ihren Äußerungen wünschen Sie das Bündniß unserer Herzen zu trennen. Sei's drum! Nur vergiß nicht, daß Du mich einstens genannt Deinen

Ferdinand."

Er starrte lange auf diese verworrenen und verhängnisvollen Zeilen. Er nagte an seinen Fingerspitzen, an der Federfahne. Er wollte streichen, einschalten, unterließ es. Er nahm das Papier in die Hand, faltete es, entfaltete es, zerknitterte es, glättete es wieder — riß es kreuz und quer durch.

Erhob sich mit wankenden Knien, näherte sich dem gestickten Heiligenbilde an der Wand, küßte es einmal, zweimal, zehnmal und stöhnte qualvoll auf.

Und endlich stürzte er zum Schreibtisch zurück und schrieb mit bebenden Fingern auf ein neues Blatt:

„Teures, unschätzbares Mädchen!

Du kennst meine Rechtschaffenheit, baue heilige Felsen darauf! Ich bin sehr traurig, aber Deine Liebe ist der Arzt meiner Seele. Ach, meine Toni, warum bin ich in

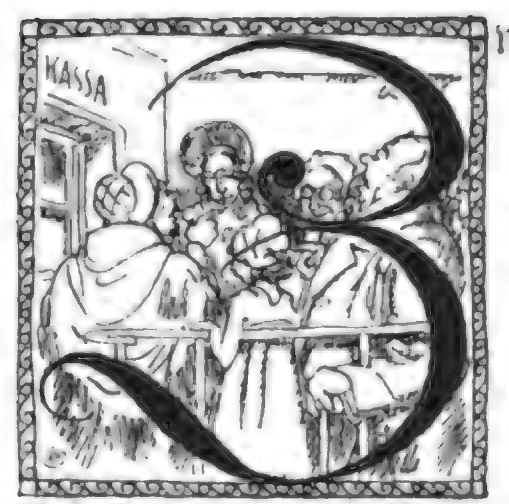
diesem Augenblicke nicht bei Dir, damit ich Dir sagen könnte, wie unendlich ich Dich liebe! Besitze ich einen großen Fehler, so ist es mein Temperament. Aber es ist mein immerwährendes Studium, diesen Fehler abzulegen. Ich weiß recht gut, was Du für mich thust und gethan hast — —. Morgen hoffe ich auf ein Schreiben, und übermorgen auf Deine Gegenwart. Bis dorthin küsse ich Dich 100000 Mahl und bin e w i g Dein

Ferdinand."

Vom Turm der St. Nepomuk-Kirche schlug es zehn Uhr, elf Uhr, Mitternacht. Das Wagengerassel unten in der Jägerzeile war verstummt, tiefe Stille, dann Gejauchz und Gegröhl verspäteter Pratergäste und wiederum lautloses Schweigen folgte ihm. Die Lampe auf Raimunds Tisch war herabgebrannt bis zum letzten Tropfen Öl, der Docht schwelte.

Mit müden Augen und müdem, müdem Herzen saß Ferdinand Raimund vor seinem fertigen Brief an Antonia Wagner. Und verwünschte sein namenloses Unglück und lechzte nach einem bißchen Glück. Und schalt sich millionenfach einen Elenden und zürnte der ganzen Menschheit und zürnte keinem so sehr wie sich selbst.

## 19.




Zwölf Monate nach dem „Barometermacher auf der Zauberinsel“ ging das zweite Stück Ferdinand Raimunds, „Der Diamant des Geisterkönigs“, über die Bretter des Leopoldstädter Theaters und schlug noch entschiedener ein als das erste. Da konnten die Wiener Vorstadttheaterdichter ein gewisses Unbehagen, ein ängstliches Sorgen nicht unterdrücken. Zwar kannten sie ja natürlich keinen Brotneid, Gott bewahre, aber schließlich war man sich doch immer selbst der Nächste, und niemand durfte verlangen, daß man sich über einen erfolgreichen unmittelbaren Konkurrenten etwa gar freute. Und als der „Diamant“ in kurzer Frist dem ersten halben Hundert von Aufführungen zusteuerte, da fingen sie mit dem Schicksal zu hadern an, das doch fast stets seine Gaben blind und ungerecht verteilte. Wenn der Raimund so fortmachte, wenn er jedes Jahr ein neues Stück oder gar mehrere schrieb, die dem Publikum und der Kritik gleichermaßen behagten, dann wurden die anderen, die doch auch Anspruch auf Beifall und Einnahmen hatten, gehörig an die Wand gedrückt.

Aber siehe da, das Schicksal schien sich rechtzeitig zu besinnen. Ein ganzes Jahr und noch ein halbes ver-

strichen, ohne daß die Aufführung eines neuen Dramas von Ferdinand Raimund angekündigt wurde. Dagegen vernahm man schon sehr bald und immer glaubwürdiger, daß der Raimund sich völlig erschöpft fühle, daß er nicht unbedenklich erkrankt sei — weniger körperlich, als geistig oder seelisch. Und wirklich, unmittelbar nach der fünfzigsten Aufführung des „Diamants" mußte er sich vom Publikum verabschieden, mußte einen Urlaub antreten, um, wie er selbst von der Bühne herab mit gezwungener Lustigkeit verkündete, im Salzkammergut gegen ein Nervenübel, das ihm schon „bei allen Knopflöchern herausschaue", ein „Eisen- und Glasscherbenbad" zu gebrauchen.

Es hatte ganz den Anschein, als ob ihn die, so ihn am liebsten losgehabt hätten, nun tatsächlich auf längere Zeit los haben sollten.

Zwar die Kur in Ischl brach er vorzeitig ab, aber nicht etwa, weil sie so überraschend schnell gewirkt hatte, sondern weil er mißmutig an ihrem Erfolge verzweifelte. Und in Wien blieb er vorläufig nicht, sondern zog sich „aufs Land", nach Hietzing, nach Gaaden, zurück, wallfahrtete nach Mariazell, fuhr mit seiner Toni ins Tal von Gutenstein. Endlich las man wieder ein poetisches Produkt von ihm. Jedoch es war bloß ein lyrisches Gedicht in Bäuerles „Theater-Zeitung", ein dreizehnstrophiger Hymnus „An die Dunkelheit". Gegen solche dichterische Betätigung hatten die erbgesessenen und aufstrebenden heimischen Dramatiker wenig einzuwenden. Und überdies war das lange Lied krankhaft düster und melancholisch, es konnte dem Willigen recht gut als neu-

erliches Dokument gelten, daß der Raimund so ziemlich „fertig“ sei.

Es gab aber noch andere Belege für diese freundliche Annahme, die man einander verstohlen zuraunte, die man in den Kaffeehäusern, wenn man unter sich war, mehr oder minder laut erzählte, Raimund'sche „Stückeln“, die so Kerngesunde und Vernünftige wie die ständigen Hausdichter des Leopoldstädtischen, des Josefstädtischen Theaters nimmermehr begangen hätten.

Da war beispielsweise der Starrsinn, mit dem sich Raimund einbildete, Sachverständiger in Rössern zu sein, von denen er doch keine blasse Ahnung hatte, seine wunderliche Leidenschaft, selbst zu kutschieren und sich wie seine Gäste durch rasende Schnellfahrten in Lebensgefahr zu bringen. Seinen Freund und Schauspielerkollegen Landner, den er übrigens, man wußte es ganz genau, wie seinen Stiefelputzer behandelte, hatte er einmal, die Quelle war „durchaus zuverlässig“, geradewegs über die steile Böschung des Donaukanals mitten ins Wasser hinein gefahren, so daß beide nur mit knapper Not dem Ertrinken entrannen. Darauf zwar hatte er doch in einem lichten Momente Equipage und Pferde mit Verlust verkauft. Aber kurze Zeit später hatte er versucht, ebendenselben armen Landner von innen heraus zu ersäufen: „Ich hab's unter dem Siegel der Verschwiegenheit erfahren, und Sie dürfen's auch beileib' nicht weiter erzählen, Herr Nachbar, das wär' mir höchst unangenehm. Also wie der Landner den Raimund neulich in seiner Wohnung besucht, so hat er mit dem Hund vom Raimund gespielt, der Landner, und da hat er sich ein

bißl die Hand aufgeritzt. Vielleicht an die Zähn' von dem Hund, vielleicht aber auch nur am Tisch oder sonstwo. Kurz, es war überhaupt nicht der Red' wert. Der Raimund aber hat gleich ein schreckliches Getös g'macht und hat g'schrieen, das is furchtbar gefährlich, da kriegt man die Tollwut, wenn man nicht gleich alle möglichen Mittel dagegen ergreift. Und das beste Mittel, sagt er, is viel Milch und Wasser trinken, recht viel, so viel einer vertragt, je mehr, desto besser. Der Landner hat zuerst g'lacht und hat g'meint, ob's nicht eine Maß Heurigen auch tät' — aber der Raimund hat keinen Spaß verstanden und hat den armen Teufel nicht mehr fortlassen, bis daß er so viel g'wasserte Milch hinunterg'schlickt hat, daß er aufg'schwollen is wie ein Luftballon und ihm drei Tag' lang noch lausig im Magen war ... Na, was sagen Sie dazu? Tut so was ein normaler Mensch?" ...

Auf der Bühne, die Ferdinand Raimund im Herbste 1825 wieder betrat und wo ihn seine Verehrer begeistert begrüßten, zeigte er sich jedenfalls lange Zeit ganz normal.

Doch als im nächsten Sommer die Saison zu Ende ging, da war er von neuem so gereizt und abgespannt, daß der Antritt einer längeren Erholungsreise abermals sich dringend empfahl. Bis Südtirol sollte sie gehen und mehrere Wochen dauern. Bis Frankenmarkt an der oberösterreichisch-salzburgischen Grenze ging sie nur, und acht Tage nach dem hastigen Aufbruche war Raimund wieder daheim!

Er selbst verweigerte den erstaunten Freunden jede Erklärung.

Sein Reisebegleiter aber, der neunundzwanzigjährige Schauspieler Joseph Schmidt vom Josefstädter Theater gab sie nach einigem Sträuben und Zögern:

„In Frankenmarkt hab' ich mich — die Sonn' hat 'runterbrennt wie net g'scheit — zu einem Mittagschlaferl niederg'legt, der Raimund hat g'sagt, er kann nicht schlafen und hat derweil' in der Wirtsstub'n 'rumg'stöbert. Wie ich wieder aufsteh' und nach ihm schau', sitzt er kasbleich beim Tisch und stiert in ein Büchel hinein. Ich guck' ihm über die Schulter — was les' ich? ‚Die Hundswut, Tollwut, auch Lyssa genannt, und ihre Gefährlichkeit', les' ich, und so weiter. Hat's das Unglück richtig woll'n, daß der Hypochonder im Wirtshaus zufällig just den verflixten Artikel vor die Aug'n kriegt! Wo er mir, bevor wir abg'reist sind, erzählt hat, daß er vorgestern in der Zerstreutheit ein Stückerl Semmel in den Mund g'nommen hat, wo wahrscheinlich sein Hund schon die Schnauzen drauf g'habt hat ... Alsdann kurz und gut, aus war's. Stantapeh umkehren haben wir müssen, da hat kein Zureden g'nutzt. No, und jetzt sind wir halt wieder da, und alles war umsonst, die Strapazen, das viele Geld, das wir ausgegeben haben, und natürlich auch die große Angst, die der Raimund ausg'standen hat ..."

Als dies seltsame Histörchen Herrn Joseph Alois Gleich, dem „geschiedenen" Schwiegervater Raimunds und Dichter von einem runden Hundert handfester Theaterstücke, zu Ohren kam, schüttelte er erst lachend sein Denkerhaupt. Dann aber sagte er mit sehr bekümmerter Miene:

„Jetzt glaub' ich's beinah' auch, daß der Raimund nie mehr ein g'scheites Stuck z'sammbringen wird. Jetzt scheint mir schon selber, daß er fertig is!"

* * *

Neben jedem der beiden Tore des k. k. priv. Schauspielhauses in der Leopoldstadt hing der Anschlag:

„Zum 25ten Mahle:
Das Mädchen aus der Feenwelt,
oder:
Der Bauer als Millionär.
Original-Zaubermährchen mit Gesang in drey Aufzügen
von Ferdinand Raimund.
Musik von Kapellmeister Joseph Drechsler.
Gruppirungen und Tableaux vom Pantomimenmeister
Rainoldi.
Die Decorationen von Dolliner und anderen
Meistern.
Die Maschinen von Winterhalter."

Unter der „Einfahrt", vor der Tageskasse des Leopoldstädter Theaters drängten sich in der herben Kühle des Dezembermorgens Hunderte von Personen männlichen und weiblichen Geschlechtes und aller Altersstufen und warteten ungeduldig auf die Eröffnung und suchten sich die lange Weile durch Gespräch zu kürzen.

„Das drittemal bin i jetzten schon da", sagte eben eine resche Frau aus der Vorstadt in einem bunt befransten Umhängtuche, das durch sein Riesenformat ihre ganze übrige Kleidung unsichtbar gemacht hätte, wenn

es nicht jeden Augenblick von den allzu rundlichen Schultern geglitten wäre. „Mei Dürrkräutlerg'schäft versam' i, meine Buab'n hab'n nix Warm's z' essen, wann s' aus der Schul' hamkommen — und wan s' dann hör'n, daß i wiederum kane Karten ah net 'kriagt hab', so is der Teufel los. B'sunders der Älteste, der Ferdl, ja, er haßt mit 'n Vornam' akk'rat a so wia der Raimund, alsdann der is wia verruckt auf das Stuck, siderdem ihnen der Herr Lehrer g'sagt hat, er war drin, und das is das Allerschönste, sagt er, was no' ein heumatlicher Theaterdüchter alsdann g'schrieb'n hat, sagt er, und das muß man g'sehgn hab'n und es is auch für g'sunde jugendliche Gemüter geeignet, hat er g'sagt . . ." Atemholend fuhr sie fort: „Aber i waß meiner Seel' und Gott nimmer, was ma da tuan müaßt' oder wer ma sein müaßt', daß ma da an' ord'ntlichen und net gar z' teuern Platz hab'n könnt'."

„Ach Gott, liebe Frau, ist Sie aber naiv!" fühlte sich eine hagere, spitznäsige, mit fadenscheiniger Eleganz gekleidete Dame auf diese mehr rhetorische Frage zu antworten verpflichtet. „Das weiß Sie nicht? Ich weiß es schon. Ich weiß es nur zu gut."

„So? Alsdann warum tuan S' es denn dann net, sundern stell'n Ihnen selber an in dem Haringfassel da?"

„Weil ich leider die Mittel nicht hab', das Mittel anzuwenden, meine liebe Frau. Weil's mir zu kostspielig ist. Ich bin kaiserliche Beamtensgattin und eine kaiserliche Beamtensgattin kann nicht den fünffachen oder vielleicht gar zehnfachen Preis für einen gesperrten Sitz zahlen, so wie ein Negoziant und Wucherer."

„Den fünf- oder zehnfachen ... Ja wiaso denn?"

„Aber meine Liebe! Wo ist Sie denn zu Haus? Das ist doch ein öffentliches Geheimnis! Von den Karten reserviert sich der Herr Oberkassier gleich den größten Teil, den zweiten gibt er an seine guten Bekannten vom Theater ab und an alle, die ihn gehörig, aber schon gehörig schmieren, und wer keine direkten Konnexionen nicht hat, na, der muß die Sitze eben von diesen Bevorzugten beziehen, aber selbstverständlich gegen kolossales Aufgeld."

„Halten Sie Ihre Zunge im Zaume, Madam'!" mischte sich da ein ältliches Männchen mit Pelzmütze und Brille scharfen Tones ein. „Hüten Sie sich gefälligst, einen solchen Reproche öffentlich und leichtfertig auszusprechen, den Reproche der Korruption!"

Aber wenn dieser Mann etwa gehofft hatte, für seine moralische Entrüstung den Beifall der Versammelten zu ernten, so hatte er sich schwer getäuscht.

„Gengan S', tuan S' Ihner nix an!" — „San Sö vielleicht gar selber aner von derer Quart?" — „Mir kummt beinah' so vor, als ob dö Dame recht hätt'!" So scholl es ihm von da und dort spöttisch und erregt entgegen. Und eine fette Baßstimme, die über die breite Achsel eines athletisch gebauten, stark transpirierenden Herrn in den vorderen Reihen kam, ließ folgendes verlauten:

„Sie hat ah recht, i waß's, hundertmal hat s' recht. A Korrupfzion is's möglicherweis' net, so g'scheit bin i net, aber a ganz a gemeiner Schwindel is's. Jeder Logenschliaßer, jeder Sitzanweiser, jeder Kulissenschiaber

mant alsdann, er muaß si mit Kartenschachern zu dem Stuck mehr verdienen, als wia si wahrscheinli der Düchter selber alsdann mit 'n Schreib'n verdient hat — das waß i von patente Zeugen, dö was jede Stund' a Jurament drauf ableg'n können."

Diese kernige Rede fand augenblicks vielfaches zustimmendes Echo.

Worauf der kleine Bebrillte mit der Pelzhaube, unter den Dolchblicken der von ihm so schwer gekränkten, nun aber in voller Glorie erstrahlenden kaiserlichen Beamtensgattin noch um einen Kopf kleiner werdend, es höchst zeitgemäß fand, einen gedeckten Rückzug anzutreten:

„Also wenn es wirklich so ist . . . Ich hätt's nicht geglaubt . . . Das ist dann aber sehr traurig . . . Der Dichter schreibt doch fürs Volk . . . ‚Der Bauer als Millionär' ist doch nicht bloß für die Millionäre da."

Diese sehr geschickte Wendung eroberte ihm die verlorenen Sympathien der Menge so ziemlich wieder. Und ein Frauchen mit sorgfältig gedrehten silberschimmernden Lockenwickeln, aus dessen Gesicht das grausame Alter wohl die vergängliche Schönheit, nicht aber die dauernde Herzensgüte und Vornehmheit hatte hinwegwischen können und das sich vorhin vollkommen still verhalten hatte, wendete sich nun an ihn:

„Haben Sie das Stück noch nicht gesehn, mein Herr?"

„Nein, Madam'."

„Oh, da steht Ihnen ein großer, großer Genuß bevor!"

„Wirklich? Ist's also nicht übertrieben, was man überall von Lob und Schwärmerei hört?"

„Nein. Nicht im geringsten. Nach meinem Geschmack wenigstens nicht. Ich möcht' mir das Stück fürs Leben gern noch einmal anschaun, ich könnt' mir's, glaub' ich, zehnmal anschaun — aber jetzt muß ich vor allem trachten, daß ich eine Karte für meine Großnichte krieg', die bei mir wohnt, das arme Mädel kommt eh so selten wohin vor lauter Fleiß und Arbeit und ..."

Sie schwieg errötend still, als habe sie schon zu viel von ihren privaten Verhältnissen verraten und einem Fernstehenden aufgedrängt.

Ein windhundschlanker Jüngling mit wirrer Mähne ums bartlose Gesicht sprach jetzt von oben herab:

„Man spricht in der Tat viel Gutes über das Drama, aber oft auch das Gegenteil. Die Handlung ist jedenfalls nicht einheitlich und klar."

„Haben Sie's schon gesehen?" fragte ihn der Herr, der mit so gegenteiligem Erfolge vor leichtfertiger Korruptionsanklage gewarnt hatte.

„Nein", antwortete der Jüngling überlegen. „Ich will mir's eben erst anschaun. Aber sämtliche Kritiken hab' ich gelesen und außerdem den Leitfaden zu seinem Stück, den Herr Raimund bekanntlich selbst geschrieben und in der ‚Theater-Zeitung' veröffentlicht hat. Nun, das ist doch der deutlichste Beweis für die Schwächen seines Werkes, daß er sich überhaupt dazu bemüßigt gefunden hat. Und ganz verstanden hab' ich, aufrichtig gesagt, auch diese Erläuterung nicht, obzwar ich sie sogar zweimal gelesen hab'."

Die Nächststehenden waren den Ausführungen des haarbuschigen Jünglings mit jener Hochachtung gefolgt, die das Volk stets, wenn auch widerwillig, vor bewußt zur Schau getragener höherer Bildung empfindet. Und auf einigen einfältigeren Gesichtern begann sich bereits der innere Zweifel zu malen, ob es denn wirklich der Mühe wert sei, sich um Karten für ein Stück anzustellen, zu dem der Dichter selbst, wie sie soeben erfuhren, bekanntlich einen Leitfaden geschrieben hatte.

Nachdenkliches Schweigen verbreitete sich.

Die Dame mit den silbernen Lockenwickeln ums runzlige Antlitz brach es leise:

„Vielleicht sind Sie noch zu jung, junger Herr!"

Der Jüngling fuhr empört auf:

„Das ist aber doch . . . ! Wie meinen Sie das?"

Die Dame hob erschrocken abwehrend die in oft gewaschenen Filethandschuhen steckenden schmalen Greisenhände:

„Entschuldigen Sie, wenn ich Sie etwa beleidigt hab'! Absichtlich ist's gewiß nicht geschehen, meiner Seel' und Gott! Ich hab's ganz ernst und aufrichtig gemeint: Ich glaub' nämlich, daß man tatsächlich erst ein hübsches Binkerl Jahr' auf dem Buckel haben muß, um so manche Schönheit und Feinheit des Stückes, um beispielsweise die ganze Herrlichkeit jener Szene zu verstehen, die im Mittelpunkt steht und die ein unvergleichliches Meisterwerk ist, wenn auch das ganze übrige Stück wirklich minder gut wär'."

„Aha! Na ja!" spöttelte der Jüngling. „Der Abschied

der Jugend! Die Krones als Jugend! Der Raimund als Wurzel!"

„Nicht die Krones. Sie ist entzückend. Nicht einmal der Raimund, obwohl er sich dasmal selbst übertrifft. Aber auch viel schwächere, unbedeutendere Schauspieler könnten unmöglich das verdunkeln, was in der Szene liegt. Mich alte Frau hat's gefroren bis ins Mark, wie die Jugend dem Fortunatus Wurzel die Freundschaft aufkündigt und er allein zurückbleiben muß — viel einsamer, viel, viel ärmer, als er's im Augenblick ahnt; und doch auch zugleich erwärmt bis ins Herz ... Glücklich, wer das, wer die Schönheit dieser Szene empfindet! Freilich, zehnmal glücklicher vielleicht, wer 's noch nicht verstehen kann, weil er — zu jung dazu ist!"

Und mit den welken, zitternden Greisenlippen summte sie, ihrer Umgebung entrückt, vor sich hin:

„Brüderlein fein, Brüderlein fein, zärtlich muß geschieden sein,
Brüderlein fein, Brüderlein fein, muß geschieden sein.
Denk' manchmal an mich zurück,
Schimpf' nicht auf der Jugend Glück,
Brüderlein fein, Brüderlein fein, schlag zum Abschied ein!"

Es ging ein Zauber von der schlichten, innigen Begeisterung dieser alten Dame aus, der die Menge, die dem Zwiegespräch vorher mit gestreckten Hälsen gefolgt war wie dem spannenden Turnier zweier gleichwertiger Kämpen, in seltsame Andacht und Ergriffenheit versetzte.

Nun aber gab es einen jähen Ruck nach vorn. Der Kassenschalter war geöffnet worden, der erste in der Reihe erhielt seine Karte, der zweite ließ ihm kaum Zeit, den Kaufpreis dafür auf die Steinplatte hinzuzählen, der dritte, der vierte schimpften bereits über unerhörte Langsamkeit und „Brodlerei" . . .

* * *

Im Herbste des Jahres Sechsundzwanzig war aus dem beliebten Wiener Schauspieler und Stückeschreiber Ferdinand Raimund, den allzu Besorgte für „fertig" hielten, der berühmte Menschendarsteller und Dichter Ferdinand Raimund geworden.

Turmhoch stand er als derbkomisch protzenhafter, dann von des Schicksals tiefster Tragik heimgesuchter Fortunatus Wurzel über dem Bedienten Florian Waschblau im „Diamant des Geisterkönigs" und gar über dem zaubernden und selbst verzauberten Barometermacher Bartholomäus Quecksilber — bergehoch überragte das „Mädchen aus der Feenwelt" sein erstes und sein zweites Stück. Und von Nachahmung, von unrechtmäßiger Benützung fremden Geisteseigentums konnte hier vollends keine Rede mehr sein. Aus dem Leben, das ihn rings umgab und umbrauste, aus der bunt wechselnden Wirklichkeit, die er mit verstehendem und verzeihendem Lächeln bald und bald wieder mit Verachtung und Ingrimm beobachtete, war das Reale der Handlung und der handelnden Charaktere geschöpft wie geschaffen. Der übermäßige Reichtum, der den Unbedenklichsten seiner Mitbürger im Wirrwarr der Kriegszeiten und im wilden

Taumel des Kongresses aus den trübsten Quellen, der skrupellosen Ausbeutung wirtschaftlich Schwächerer, der schlauen Beraubung des von unfähigen oder auch bestechlichen Beamten verwalteten Staatsvermögens, zugeflossen und dann gar häufig in den Händen der übermütigen Emporkömmlinge wieder schnell zerronnen war; die Hartherzigkeit und der Hochmut der neuen Reichen gegenüber den Armen und Bescheidenen, die sich vergebens mit Redlichkeit hinaufzuarbeiten hofften — das waren die Triebfedern der irdischen Handlung seines Zauberstückes, die Beweggründe seines Hauptcharakters. In dem lächerlich komischen, aber stets hilfsbereiten Magier Ajaxerle aus Donaueschingen setzte er seinem weichherzigen schwäbischen Lehrherrn, dem Zuckerbäcker Jung von der Freyung, ein bescheidenes Denkmal, ein anderes dem wackeren Magyaren Pogany, der es ebenfalls so herzlich gut mit ihm gemeint hatte, in dem Zauberer Bustorius aus Warasdin. Er selbst nur wußte das, keiner der Zuschauer, der Kritiker aus Beruf oder unbezwinglicher, unberufener Neigung. Die kannten ja nur das vollendete Werk, nicht die Wehen seiner Geburt:

Auf dem Krankenlager, auf das ihn bald nach dem Erfolge des „Diamants“ seine überreizten Nerven geworfen hatten, war es in dem Einsamen aufgekeimt, während seiner Ausflüge und Erholungsreisen in die heimatliche Alpenwelt, der herrlich verlaufenen, die er mit Toni, der durch Wetterungunst und leidige Zufälle gestörten, die er in Freundesgesellschaft unternommen, hatte es ihn kaum einen Augenblick losgelassen — darauf war es in Wien langsam emporgeblüht und endlich in

Wiens lieblichem Waldeskranze zur Reife gediehen. Die Führung der Handlung, die Schürzung und Lösung der Knoten machten ihm nicht geringe Mühe und Sorge. Die allegorischen Gestalten der Jugend, des hohen Alters, der Zufriedenheit aber, sein Genius hatte sie unbewußt, schier traumhaft empfangen, sie waren ihm zugeflogen wie Boten des Himmels, und demütig dankbar wunderte er sich schier selbst, da sie voll und rund vor ihm standen, über die mächtige Wirkung, die von ihnen ausstrahlte. Und ganz im besonderen innig dankte er seiner Toni, die diesmal weit wärmeren Anteil an seinem poetischen Schaffen genommen hatte als vorher, deren Verdienst es geradezu war, daß er das Werk nicht in Augenblicken der Mutlosigkeit verdrossen beiseitewarf, sondern es dem bestellten Verwalter seines schwer gefährdeten Theaters überreichte — daß es wenige Monate darauf im Bühnenlicht hell erglänzen sollte. Zu niedrig, zu derb, zu possenhaft waren ihm selbst immer wieder der Stoff, die Hauptcharaktere, die Art der heiteren Episoden erschienen, bittere Vergleiche mit den zweifelhaften Ergebnissen von seines Schwiegervaters Joseph Alois Gleich unbedenklicher Vielschreiberei schienen ihm, dem in einem Teil der Öffentlichkeit bereits als anmaßender Selbstüberschätzer Verschrienen, näher zu liegen als solche mit den herrlichen dramatischen Meisterwerken seiner hochverehrten klassischen Vorbilder. Ein viertes Stück, das Zauberspiel „Die gefesselte Phantasie", hatte er darum fast gleichzeitig unter der Feder, mit ihm wollte der vorzeitig verabschiedete St. Anna-Schüler beweisen, daß schulmäßiges Wissen,

dessen Mangel er schmerzlich genug fühlte, doch kein unbedingter Mangel für den sei, den Gott begnadet hatte, daß ein Drechslerssohn, ehemaliger Zuckerbäckerlehrling und Wanderkomödiant gleich Großes, ja, wohl auch noch Größeres der Welt zu schenken imstande sei als etwa ein Doktor und Professor, der auf seinen systematischen Bildungsgang und akademischen Grad hochfahrend pochte. Hatte denn nicht Shakespeare, der Sohn eines verarmten Handschuhmachers, der gerichtlich bestrafte Wilddieb, der Schauspieler von der alleruntersten Stufe auf, hatte nicht auch William Shakespeare die erschütterndsten, die gedankentiefsten, die geistreichsten Dramen nicht nur für seine Zeit, nein, auch für die späte Nachwelt geschrieben?

Wer sich dichterischen Schwung und dichterische Sehergabe nun einmal nicht vorstellen konnte ohne Buchgelehrtheit, der mochte freilich zweifeln an des großen Briten Autorschaft. Er gab damit nur Zeugnis für die Stumpfheit seines Geistes und die Lahmheit seiner Seele.

Als stumpf und lahm entblößten sich darum auch alle die nicht wenigen in Wien, die da neidisch raunten und zischelten, er, Ferdinand Raimund, schmücke sich dreist mit fremden Federn, die Stücke, die auf dem Zettel seinen Namen trügen, habe ein Gebildeterer, aber Bescheidenerer für ihn geschrieben ...

Also war er nach ihrer Meinung und Behauptung ein gemeiner, strafwürdiger Betrüger ...

Oh, wenn er daran dachte, dann überkam ihn unsagbarer Ekel vor einer Welt, auf der so erbärmliches

Gewürm schleimig herumkroch, und ein wütender Haß gegen die Verleumder, daß er sie kalten Blutes einen nach dem anderen hätte erdrosseln können!

Aber nein, er wußte eine stolzere, edlere Rache: Mit seinem vierten Bühnenwerke wollte er den Hämlingen das Haltlose ihres Geschwätzes vor Augen führen, ihrem ohnmächtigen Geifern das volltönende Lied eines wahren, gottbegnadeten Dichters gegenüberstellen; zu einem solchen brachte es niemals die Gelehrsamkeit und am allerwenigsten die Anmaßung, ein solches schufen stets und immerdar nur hohe Begabung und tiefes Gemüt ...

Diese entschlossene, kampflustige Stimmung bewirkte, daß ihm das neue Stück weit rascher von der Hand ging als sein früheres. Und je weiter es fortschritt, desto kräftiger und gesünder fühlte er sich, seine Nervenzerrüttung, schon nicht gar sehr entfernt mehr von richtigem Wahn, schien plötzlich geheilt — was keine ärztliche Kunst, kein wohlgemeinter medizinischer Ratschlag, kein Urlaub und keine Erholungsreise hatten zuwege bringen können, das vollbrachte die Hingabe an seinen neuen, polemischen Stoff, das völlige Sichversenken in die Abfassung des Werkes und die frohe Zuversicht auf seine zündende Wirkung: Die adligen Gestalten der Königstochter Hermione und ihres von Apoll gesegneten Freiers, des im schlichten Hirtenkleide unerkannt unter der blödsichtigen Menge wandelnden Königssohnes Amphion, dann die poesieumflossene Hoheit der Fee Phantasie, sie brauchten nach seiner Überzeugung vor den berühmtesten Bühnengestalten der größten Dichter

nicht zurückzustehen. Diesmal, sagte er sich immer wieder von neuem, schuf auch er etwas wirklich Großes, das als hell strahlender Stern in unantastbarer Erhabenheit schweben sollte über den vielbetretenen Niederungen volkstümlicher Spaßmacherei.

Ob er nicht etwa besser daran tat, das „Mädchen aus der Feenwelt", das ja doch schließlich zu dieser Gattung gehörte und das ihm wohl darum so zäh aus der Feder geflossen war, wieder zurückzuziehen und durch die „Gefesselte Phantasie" zu ersetzen?

Und als er den letzten Vers ihres Schlußchores vor sich auf dem Papier stehen sah, da fühlte er sich so stolz wie noch selten in seinem Leben.

Aber seltsam — da er das Manuskript nach etlichen Tagen wieder vornahm, um es nochmals genau und im einzelnen durchzugehen, da machte es bei weitem nicht mehr den vollkommen befriedigenden Eindruck auf ihn wie im Eifer der Niederschrift.

Er versuchte da und dort zu ändern, zu feilen, aber es kam wenig dabei heraus. Schmerzlich klar, immer klarer wurde es ihm, wie sehr er sich auch dagegen sträubte: Nein, die kostbar edle Fassung, die er für edelste Gedanken gesucht, er hatte sie nicht gefunden. Was er da mit körperlichem Auge las, durfte sich nicht messen mit dem, was vor seinem geistigen Auge so lockend schön vorübergeschwebt war ... Hätte ein anderer solche Kritik an seinem Werke geübt, er würde ihm wohl mit aller Entschiedenheit widersprochen haben. Aber niemand kannte ja bisnun die Dichtung als er selbst und

er war doch gegen sich kein übel voreingenommener Kritiker.

Oder — war er's vielleicht doch? Hatten sie ihn etwa schon kleinmütig und verzagt gemacht, die Verleumder und Neider, triumphierten sie nun gründlicher über ihn, als wie sie selber hatten träumen können?

Er kam aus dem Zwiespalt nicht heraus. Da beschloß er, ihm vorläufig wenigstens ein gewaltsames Ende zu bereiten, indem er die Handschrift der „Phantasie" im hintersten Winkel der untersten Lade seines Schreibtisches verbarg, um sie erst nach geraumer Zeit wieder ans Licht zu ziehen.

Und wiederum ein neuer Vorwurf, der ihn schon wiederholt, bald flüchtiger, bald hartnäckiger, bedrängt hatte, nahm seinen Geist neuerlich gefangen. Das glücklose treue Liebespaar, dessen Herzenskummer er an jenem Winternachmittag in den Kaltenleutgebener Bergen kennengelernt hatte, kam ihm nicht aus dem Sinn. Wie dessen Schicksal sich wohl ferner gestaltet hatte? Und wie dies Schicksal wohl dichterisch zu gestalten wäre, damit der poetischen Gerechtigkeit Genüge geschehe und ein breites, voraussetzungsloses Publikum sich dafür erwärme? Um Heimstatt und Zukunft gebracht durch den sträflichen Leichtsinn eines unseligen Vaters und — durch die starrköpfige Narrheit eines fremden Sonderlings, eines Menschenquälers, eines Menschenhassers, eines Menschenfeindes... Wenn er nur den gesehen hätte, dann hätte er vielleicht den fehlenden Angelpunkt des Dramas gehabt... Er suchte sich ein Bild

von ihm zu malen, ein packendes, sinnfälliges und doch der Wahrscheinlichkeit nicht ins Gesicht schlagendes. Aber er kam zu keinem gedeihlichen Schlusse, vergebens forschte er unter seinen Bekannten nach brauchbaren Ähnlichkeiten . . .

Die Vorbereitungen zur Erstaufführung des „Mädchens aus der Feenwelt" begannen und nahmen sein Denken und seine körperliche Kraft immer ausschließlicher in Anspruch. Dem Kapellmeister und Komponisten hatte er die Hauptmelodien der Gesänge angegeben und vorgezeichnet, mit dem Maschinenmeister probte er die Versenkungen, die Flugvorrichtungen, die Raschheit der Verwandlungen, ja, selbst die Donnermaschine, dem Dekorationsmaler nahm er förmlich den Pinsel aus der Hand, und wenn einer hoffte, eher zur Ruhe zu kommen, als bis die letzte und kleinste von Ferdinand Raimunds Anweisungen restlos erfüllt war, so hoffte er vergebens. Am liebsten hätte er die ihm zu altmodisch und unpraktisch eingerichtete Bühne, ja, womöglich das ganze enge, wenig freundliche und saubere „Kasperl-Theater" niedergerissen und von Grund aus neu aufgebaut. Dazu konnte sich freilich nicht einmal die Bereitwilligkeit und Freigebigkeit der Verwaltung verstehen. Aber jedem einzelnen der beteiligten Darsteller und Darstellerinnen spielte Ferdinand Raimund ihre Rollen vor, mochten sie sich dadurch noch so sehr in ihrem Selbstbewußtsein gekränkt fühlen. Der kleinen Babitsch, die bloß die drei Worte des Laternenbübleins zu sprechen hatte, nicht minder, als der Demoiselle Ennökl, die mit der bedeutsamen Rolle der Zufriedenheit bedacht war. Korntheuer,

mit dem er sich schon beim „Diamant des Geisterkönigs“ überworfen hatte, wurde nun von neuem sein Feind, die immer lustige Krones sogar erklärte ihm, jetzt werde sie aber bald den „Hamur“ verlieren. Ferdinand Raimund blieb unerbittlich streng, aber nicht nur gegen die anderen, auch gegen sich selbst. Die ersten Tage des November, die letzten vor der Aufführung, tat er des Nachts kaum mehr ein Auge zu, so unablässig grübelte er, ob wohl nun schon alles gut oder was etwa noch zu vervollkommnen wäre, im besonderen an seiner eigenen Rolle, der Hauptrolle des Millionenbauers Fortunatus Wurzel.

Der Erfolg aber lohnte reichlich alle seine Mühe und Sorge: Nicht nur durch den tosenden Beifall der Menge, der dem Dichter und dem Darsteller gleichermaßen galt, nicht nur durch die Anerkennung, die Wiens bedeutendste Geister dem einen wie dem anderen rückhaltlos zollten, nicht nur durch die ausverkauften Häuser, vor denen das Stück wochenlang gegeben werden konnte — nein, auch dadurch, daß die Familie seiner angebeteten Toni nun endlich zu erkennen anfing, Tonis Ferdinand sei doch etwas ganz, ganz anderes als ein landläufiger, stückeschreibender Komödiant, sei eine Persönlichkeit, bei der man schon mit gutem Gewissen eine Ausnahme von Herkommen und Regel machen dürfe, mit welcher in inniger, sozusagen verwandtschaftlicher Verbindung zu stehen, und war's auch nicht auf dem gewöhnlichen, bürgerlich und gesetzlich vorgeschriebenen Wege, keine Schande, sondern eine große Ehre bedeutete. Selbst Herr Ignaz Wagner, der starrköpfige Wiener Kaffeesieder,

schien sich seines Quasi-Schwiegersohnes nicht mehr zu schämen.

Dieser Erfolg, und besonders dieser sein letzter, nichtöffentlicher Teil, machte Ferdinand Raimund „recht in der Seele zufrieden“. Dermaßen zufrieden, daß er gar die lang gemiedene Geselligkeit nicht mehr scheute, sondern aufsuchte.

Die beliebtesten Mitglieder des Burgtheaters, Löwe, Costenoble, Sophie Schröder, dann kunstsinnige, reiche Wiener Bürgersleute sahen ihn mit Freuden an ihrem Tische, und im Neunerschen „Silbernen Kaffeehause“ in der Plankengasse, wo das geistige Wien verkehrte, ward er nachgerade Stammgast, der die Tafelrunde durch manches treffende Witzwort erheiterte und selbst dann nicht in Unmut geriet, wenn fremde „Kiebitze“, die zu Kunst und Literatur keinerlei Beziehungen hatten, das Billard hindernd umdrängten, um Ferdinand Raimunds sichere Dublees und Triplees aus allernächster Nähe zu bewundern.

Nur leider wechselte diese gemütliche und friedliche, herzenswarme Stimmung oft und jäh mit dem Gegenteil, irgend ein minder angenehmer Zwischenfall, manchmal gar nicht mit Bestimmtheit als Ursache feststellbar, genügte vollauf dazu.

Eines Winterabends, noch hielt der Riesenerfolg des „Mädchens aus der Feenwelt“ ganz Wien in Atem, ging Ferdinand Raimund früher aus dem Kaffeehause heim als sonst. Der Nachmittag war munter und anregend verlaufen — bis auf eine Ungeschicklichkeit des übereifrigen Markörs, durch welche die Pointe eines Scher-

zes, den Ferdinand Raimund zum Besten gab, entzweigeschnitten und verdorben wurde. Im Augenblicke hatte er selbst dieser Läpperei keine Bedeutung beigemessen, aber es war ihm unmöglich, sie aus seinem Gedächtnisse zu bannen, er fand die vorige heitere Stimmung nicht mehr und brach endlich rasch auf, ohne daß ihn die Freunde zurückzuhalten vermochten.

Und auf dem Heimwege durch die dunklen Gassen fing er zu grübeln an: Wie, wenn das verschüttete Glas Bavaroise, wenn die Störung kein Zufall gewesen wäre, sondern eine überlegte Bosheit? Ein wohlvorbereitetes Attentat? Noch nie war dem Jean ein solches Ausgleiten passiert, gerade nur heute und just in dem Augenblicke, da er, Ferdinand Raimund, mit der Schlußwendung seiner neuen, vortrefflichen Anekdote ungeheure Heiterkeit erzielen wollte. Nein, den hatte einer mit Fleiß angelernt, natürlich einer, der seine Bosheit unter einer heuchlerischen Freundesmaske verbarg. Aber wer? Der Grünschnabel Bauernfeld etwa? Dem war so ein Jungenstreich schon zuzutrauen! Oder der eitle Castelli? Warum nicht, der glaubte, Witze dürfe bloß er allein machen. Oder Moriz Schwind? Die derbe Biederkeit dieses angeblich so zarten Jünglings glich wahrlich manchmal der Brutalität! Oder — oder gar Franz Grillparzer? Mein Gott, auch der . . . Von Neid war er sicherlich nicht frei, sonst hätte er nicht bei jeder Gelegenheit den treuherzigen Ratschlag auf der Zunge gehabt, der Schuster solle bei seinem Leisten, der volkstümliche Schriftsteller auf dem Gebiete seiner eigentlichen Begabung

bleiben . . . Kurz, keiner von ihnen, auch keiner von den anderen war bei genauer Überlegung unverdächtig. Vielleicht handelte es sich gar um ein gemeinsames Komplott? Ja, das war es, so war es gewiß! Alle miteinander heuchelten sie Liebe und Treue und Bewunderung und alle lauerten sie auf den günstigen Augenblick, den Raimund zu hänseln, zu kränken, zu verwunden . . .

In immer tiefere Erbitterung wühlte er sich hinein gegen die, in deren Kreis er schon so oft erhebende oder vergnügte Stunden genossen hatte. Das Neunersche Kaffeehaus, schwor er sich endlich zu, sah ihn nimmer wieder. Und auch zu Gaste laden in sein sogenanntes trautes Heim durfte ihn niemand mehr. Tat's doch der oder jener, dann sollte er sich die Raimundsche Antwort nicht vor den Spiegel stecken. Sonst fiel's vielleicht nächstens einem ein, ihm aus Jux einen Krokodilbraten, eine Stechapfeltorte oder einen Tollkirschenlikör vorzusetzen. Die Menschheit, diese Menschheit war zu allem fähig!

Keinen zweibeinigen Freund wollte er fürder haben, bloß einen vierbeinigen, seinen treuen Pudel. Hunde wußten doch wenigstens nichts von Scheelsucht und Künstlerneid . . .

In solcher Gemütsverfassung stieg der Bejammernswerte die Treppen seines Wohnhauses hinan, schloß er seine Wohnung auf.

„Caro!" wollte er leis und zärtlich in das Dunkel rufen, aber da schoß auch schon der Hund, durch den Schritt des Herrn aus dem Schlummer geweckt, auf ihn los und sprang mit Freudengebell an ihm empor.

Erschreckt von dem unerwarteten Anprall, heftig erzürnt darüber, gab Ferdinand Raimund dem Tier einen Stoß:

„Bestie, verdammte!"

Winselnd verkroch sich der Hund im Winkel.

Raimund aber schleuderte Hut und Mantel von sich und trat ins Wohnzimmer. Die stumme Finsternis, die ihn dort empfing, drückte ihn seltsam schwer. Licht mußte er um sich haben, Licht, je mehr, desto besser! Mit zitternden Händen entzündete er alle Lampen, auch im Nebenzimmer, im Schlafzimmer. Und die Haushälterin wollte er zitieren, wurde sie auch im Schlafe gestört, mit der hatte er ohnehin noch ein Hühnchen zu pflücken. „Frau Mecko!" wollte er zornig rufen — da blieb ihm das Wort in der Kehle stecken; da hämmerte sein Herz, da sträubte sich sein Haar vor eisigem Entsetzen: Er war nicht allein . . . Ein anderer war noch im Zimmer . . . Nein, kein anderer . . . Derselbe wie er, er selbst in verdoppelter Gestalt!

Im nächsten Augenblick entrang sich ein erleichternder Atemzug seiner Brust. Den Spiegel hatte er vergessen! Der große Spiegel dort an der Wand — sein eigenes Bild warf er zurück . . . Sein Bild? Sein getreues Ebenbild? Dann gnade ihm Gott, wenn er so aussah! So früh gealtert, so vergrämt und verfallen, so finster verbittert und feindselig gegen alle Welt!

Unwiderstehlich angezogen trat er näher. Und betrachtete sich starr und unverwandt, bis ihm eisiges Entsetzen das Rückgrat hinablief.

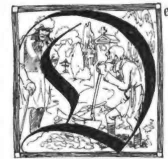
Also das war er, das! Er wollte sich zum Lachen

zwingen, da verzog sein Doppelgänger hinter dem Glase das Gesicht zu einer greulichen Grimasse. Mit übermenschlicher Anstrengung riß er sich los von dem gespenstischen Bilde. Und riß die Decke vom Tisch und warf sie abgewendeten Antlitzes über den Spiegel und löschte die Lampen und eilte zu Bett.

Aber die halbe Nacht lag er mit offenen Augen, das Gesehene vor sich. Und schier die ganze Nacht verfolgte ihn der Gedanke:

Wer da so scharf in sein Inneres blicken könnte, wie er heute sein Äußeres erblickt hatte! In seine Irrtümer, seine Schwächen, seine Fehler! Wem dies durch Geistermacht beschieden wäre . . . Der müßte wohl ein anderer — ein besserer Mensch werden. Der würde vielleicht gar vom Verächter seines Nächsten zum Schätzer des Nächsten, zum Menschenfreunde vielleicht aus einem Menschenhasser und Menschenfeind . . .

## 20.



er Mesner und Totengräber des stillen Dörfchens Weidling im Weidlinger Tale hätte niemals begriffen, daß es Leute geben sollte, die den Herrn von Raimund, den neuen Sommergast aus Wien, für einen rechten Griesgram und Z'widerling erklärten, mit dem einfach kein Auskommen sei. Er, der Totengräber, war mit dem fremden Herrn bis jetzt ganz gut ausgekommen, ja, er hatte ihn sogar sehr gern, weil er so gar keinen großstädtischen Stolz und Hochmut kannte, sondern mit kleinen Leuten ganz „g'mein" war. Aus wortreicher Geselligkeit machte er sich ja gewiß nicht viel, der Totengräber, er hatte wenig Anlage zur Gesprächigkeit, und sein Geschäft, das einem so oft und so deutlich das schließlich Gleichgültige und Zwecklose alles irdischen Geschwätzes vor Augen führte, leitete ihn vollends zu schweigsamer Nachdenklichkeit hin. Zu Hause durfte er, was mehr oder minder unbedingt zu sagen war, getrost seiner lieben Frau überlassen, die diese Obliegenheit mit freudiger Hingebung und gewandter Zunge besorgte; bei der harten Arbeit auf seinem kleinen Gemüsefelde und in seinem noch kleineren Weingärtchen — denn natürlich konnte er von seinem halb geistlichen, halb

weltlichen Amt allein seine vielköpfige Familie nicht ernähren — waren alle möglichen Teile seines Körpers so sehr in Anspruch genommen, daß er wenigstens den Sprechwerkzeugen gerne Ruhe gönnte; nun, und die auf dem Friedhofe rings um ihn geschart lagen, wenn er dort zu tun hatte, die hörten ihn entweder gar nicht mehr oder aber sie verstanden, was ihm etwa als Vermittelndes zwischen ihm und ihnen durch den Kopf ging, genau so gut, als ob er es in laute Worte gekleidet hätte.

„Grad frei nur zum Fressen hat der sein Mäul, der Petermichl, und zum Tobakrauchen", sagten darum seine Mitbürger und Mitbürgerinnen, die den Wert der Rede hochschätzten, nicht mit Unrecht von ihm.

Hie und da und ausnahmsweise aber spürte begreiflicherweise selbst der schweigfertige Weidlinger Totengräber Michael Petermichl das Bedürfnis, ein kleines bißchen zu diskurieren, und zwar nicht mit einem beliebigen Nachbar über eine trächtige Kuh oder eine kranke Ziege, sondern über metaphysische Dinge mit einem weltweisen Kopfe. Und einen solchen glaubte er eben in Ferdinand Raimund, dem berühmten Wiener Schauspieler und Dichter, gefunden zu haben, von dem ein hingeworfenes Sätzchen unvergleichlich mehr wog als ein Zentner müßigen Ortsklatsches. Daß ein Packl Dreikönigtabak, das ihm jener, selbst Nichtraucher, gelegentlich mit Abweisung jeglichen Kostenersatzes verehrt hatte und das ein weit feineres Aroma verbreitete als die immer feuchte, muffelnde Rauchware des Ortskrämers, seine Zuneigung noch bedeutend stärkte, ver-

hehlte sich der Totengräber keinen Augenblick. Zum Dank dafür hatte er dem vertrauenswürdigen Fremdling einen der Schlüssel zur eisernen Friedhofstür überlassen, damit er, wenn sie versperrt sein sollte, doch ungehindert Zutritt habe. Denn der Herr von Raimund weilte oft und gern auf dem kleinen Gottesacker, dort finde er, meinte er, stets die meiste Ruhe und Stimmund für sein neuestes Werk.

Auch am heutigen Nachmittag saß er wieder mit Papier, Tinte und Feder dort drüben in der Mauerecke unter dem tiefhängenden, kühlen Schatten spendenden Gezweige der alten, borkenrissigen Trauuresche, wo sie, wie man erzählte, vor hundertfünfzehn Jahren die ersten Gäste dieses Haines, die zahlreichen an der grausen Pestseuche Verstorbenen, eingescharrt hatten und wo jetzt, ohne einen bestimmt erkennbaren Hügel zu bezeichnen, ein wohl nicht viel jüngerer, verwitterter und moosüberzogener Stein schief aus der Erde ragte. Er trug eine Inschrift, dieser Stein, aber sie war kaum mehr zu entziffern und obendrein in fremder Sprache verfaßt; der Totengräber hätte schon längst gerne ihre Bedeutung gewußt, ohne den Herrn Pfarrer, der von außeramtlichen Gesprächen mit Untergebenen kein Freund war, belästigen zu müssen. Der Herr von Raimund aber, dessen Gelehrsamkeit wohl der des Hochwürdigen nichts nachgab, hatte sie ihm bereitwillig vorgelesen und übersetzt:

„Morte potentior amor — die Liebe ist stärker als der Tod."

Die Liebe ist stärker als der Tod . . . Das war

wieder so ein Wort, mit dem man sich tagelang im Geiste beschäftigen konnte, das einem jeden nichtssagenden Plausch und Klatsch hundertfach ersetzte. Auch heute befaßte sich der Totengräber Petermichl damit in seiner Art, während er langsam und bedächtig die Grube schaufelte für eine neunzigjährige Armenhäuslerin, die gestern der Herr in seiner Gnade zu sich hinübergenommen hatte aus Hunger und Bedrängnis in ein besseres Reich.

Daß auch Ferdinand Raimund, der nur hundert Schritte von ihm entfernt im Schatten der Traueresche saß, zu gleicher Zeit in denselben Gegenstand versunken war, auf seine Weise und so abgrundtief, daß die ganze farbige, duftige, brünstige, lebensprühende Welt um ihn nur wie aus weiter, schleierhafter Ferne zu ihm herüberdämmerte, verschwimmend und verschmelzend mit seinem Dichtertraum — das konnte der Totengräber weder wissen noch ahnen.

Sonnenwende, Sommerwende war's in wenigen Tagen.

Der Frühling aber hatte heuer so lange auf sich warten lassen und war dann in solcher Fülle, Macht und Eile eingezogen, daß der sonst so Zarte und Jugendliche schier als Zwillingsbruder neben seinem reiferen, prächtigeren Nachfolger stand. Über dem heiteren Gedränge des Gänseblümchens und des Vergißmeinnicht wucherten üppig und hoch Schafgarbe und Thymian, Glockenblumen und Königskerze, auf kaum erschlossene, herbblasse Heckenrosen nickten stolz die weißen, gelben und purpurnen Zentifolien herab, der

verwehte Duft des allerletzten Flieders mischte sich mit dem schweren Wohlgeruche von Holunder und Jasmin; noch flockte hier und dort ein verspätetes Kastanienblütenblättchen herab, und schon schienen helle Fäden durchs dichte Laub der Linden zu schimmern, des Goldregens Hängegold wetteiferte mit dem verschwenderischen Silberschmuck der Akazien. Zitronenfalter taumelten mit frisch geglätteten, ungeübten Schwingen von Hügel zu Hügel, Bienen und Hummeln kreuzten in selbstzufriedener, brummiger Sicherheit ihre Bahn, die Grillen zirpten aus unsichtbarem Versteck, doch frech und froh schwirrte das Heupferd übers Wiesengras, und behaglich breit, als wär' es schon August, sonnte sich gar ein Eidechslein auf der bröckligen Brüstung der niederen Friedhofsmauer. Des unsteten Pirols deutungsreichen Gesang suchte aus vollen Lungen, taktfest und unermüdlich, der Kuckuck von fern her zu überrufen.

Bewacht von ragenden, efeuumschlungenen Schirmtannen und steilen, düsteren Zypressen, tief eingebettet zwischen samtgrünen Almhängen, dunklen Waldbergen und rebenreichem Weingelände, lag der Friedhof im ruhigen Glanz der sich langsam gen Abend neigenden Sonne, unter einem Himmel, der mit seiner Wölbung ohne Ende, seinem fleckenlosen Blau, seiner unergründlichen Tiefe ein ergreifendes Sinnbild der Ewigkeit und des Ewigen war.

Des Totengräbers Spaten erklirrte von Zeit zu Zeit an widerspenstigem Geröll.

Ferdinand Raimunds Feder glitt leise knirschend über das Papier, das auf seinen Knien lag.

Er schrieb:

„Hoanghu:

Meine Waffen leg' ich nieder, meine Hände heb' ich auf,
Laß dich, guter Tod, erweichen, schließ den vorteilhaften Kauf!
Was willst du mit ihrem Leben, das vor Alter bald zerfällt,
Nimm dir meine rüst'ge Hälfte, trotzig steh' ich noch der Welt.
Sieh die festgestählten Muskeln, sieh die hochgewölbte Stirn,
Leicht ist der Gewinn zu rechnen, Kaufmann, frage dein Gehirn.
Sei doch nicht so unerbittlich, sieh, mein Auge tränt vor Schmerz,
Es sind meine ersten Tränen, und sie schänden nicht mein Herz.

Alzinde:

Götter, Sonne, alle Welten, seht, Hoanghu weinet hier,
Schaut herab von euren Wolken, seine Tränen fließen mir!
Welche Gattin kann sich rühmen, daß ihr Gatte so sie liebt,
Daß er Freude, Glück und Leben, daß er alles für sie gibt?
Ha, wie alle Nerven beben, wie sein Anblick mich entzückt,
Wie ich glücklich bin und lache, wie die Freude mich berückt!

Perlen treten in mein Auge, doch ich weine nicht vor
Schmerz,
Freudentränen ist ihr Name, Freude sprenget mir das
Herz!"

Er hielt erschöpft inne.

Das Zauberspiel „Moisasurs Zauberfluch", das Drama vom Triumph der Gattentreue, die noch im Arm des Todes Freudentränen weint, weil sie da erst recht des Gefährten grenzenlose, zu jedem Opfer bereite Liebe erblickt und erkennt, näherte sich seiner Vollendung.

Morte potentior amor — stärker als der Tod ist die Liebe . . .

Von neuem verspann Ferdinand Raimund sich in seinen Dichtertraum und wieder tauchte er die Feder ein.

Da kam breiten, schweren Schrittes, den Spaten auf der Schulter, der Totengräber heran:

„J geh' iazten . . . Bleibt der Herr noch lang da?"

„Nein . . . Ja . . .", stammelte Raimund geistesabwesend. „Warum?"

„Bitt' um Vergebung . . . Der Herr kann natürlich eh dableiben, so lang er will . . . Den Schlüssel hat ja der Herr, nur gut zusperr'n, daß ich keinen Anstand hab'. Der Herr Pfarrer meint halt, wann einer so gottlos is, daß er was stiehlt von die Gräber, dann is er nit auch schon keck g'nug, daß er über die Mauer kraxelt . . . Also der Herr geht noch nit? Jazten wird's freilich schon bald recht kühl und feucht da heraußten . . ."

Eine so lange Rede hatte der Petermichl nicht oft gehalten, Ferdinand Raimund stellte es bei sich mit unwillkürlichem Lächeln fest. Und doch machte jener noch immer keine Miene zum Gehen.

„Ich geb' schon obacht aufs Zusperren und auf mich, daß ich mich nicht verkühl'", sagte Ferdinand Raimund. „Aber Sie — mir scheint, Sie haben was am Herzen?"

„Ah nein", antwortete der Totengräber zögernd und verlegen. „Nein, gar nix nit hab' ich ... Wenigstens nix, was nit Zeit hätt' ... Nur hab' ich halt g'meint, wir gehn heut wieder ein Stückl miteinander ... Fragen hab' ich halt den Herrn am Weg um was woll'n, wann's der Herr erlaubt hätt'."

„So? Um was denn?"

„Hm ... No ... Wann alsdann, sagen wir, zwei Eh'leut' hübsch ein paar Jahr' miteinander g'lebt hab'n und Leid und Freud' miteinander 'trag'n hab'n, und es stirbt dann eines von ihnen und kommt, setzen wir den Fall, in die ewige Seligkeit, und es sieht von oben aus, daß es dem andern auf der Erd' unt' nit gut geht — glaubt der Herr, daß der im Himmel dann Fürbitt' einlegen kann und daß sie was nutzt, seine Fürbitt'?"

Der Schweiß stand dem redeungewohnten Totengräber und besorgten Ehemann in hellen Tropfen auf der Stirn ob der außergewöhnlichen Anstrengung. Und ängstlich schien er auf des belesenen und erfahrenen Stadtherrn gewichtige Entscheidung zu harren.

Ferdinand Raimund sagte nach einigem Nachdenken ernst:

„Mein lieber Mann, wie's da droben aussieht, wie's

uns da droben ergehen wird, das kann kein Mensch wissen und es hat darum auch keinen Zweck, sich den Kopf zu zerbrechen. Aber Gott ist allgütig und wird's gewiß so eingerichtet haben, daß keinem, den er für würdig gehalten hat, in sein Reich einzugehen, an seiner Seite das Herz vor irdischen Sorgen schwer wird oder bleibt."

Mit andächtiger Spannung hatte der Petermichl an seines Orakels Lippen gehangen. Nun schien er zwar nicht vollkommen befriedigt, aber da nichts weiter mehr nachkam, so sagte er bloß:

„Dank' recht schön derweil, Herr . . . Behüt' Gott!"

Und wendete sich schwerfällig zum Ausgang, innerlich entschlossen, die Frage, die ihm offenbar mit dem tiefsinnigen und gar nicht leicht zu deutenden Satze, daß die Liebe stärker sei als der Tod, in engem Zusammenhange stand, bei nächster, günstigerer Gelegenheit abermals aufzuwerfen.

Ferdinand Raimund sah dem dörflichen Grübler mit wehmütigem Lächeln nach. Sein kindliches, ratsuchendes Vertrauen rührte ihn, und zugleich bedrückte ihn das Bewußtsein menschlicher Ohnmacht, dem geheimnisvollsten und furchtbarsten aller irdischen Probleme, der Frage nach Fortdauer oder Vergänglichkeit, Weiterleben oder restloser Vernichtung, auch nur einen Schritt näherzukommen, den starren Vorhang, um dessen Hebung sich die Weisesten seit Jahrtausenden vergebens bemüht, um Haaresbreite zu lüften. Bloß ein Mittel gab es, ein einziges, die ruhelose Seele zum Frieden zu bringen — demutsvolles Sichbegnügen mit dem, was

die Kirche lehrte, und keine Auskunft zu suchen, die sie nicht von vornherein freiwillig gab. War es selbst nur ein Scheinfriede, schwankend und wankend und jeden Augenblick in Gefahr, zerstört zu werden — tausendmal besser war er noch als ewiges Hadern in der Brust...

Aber seine schaffensfrohe Sammlung war für heute dahin.

Sorgsam barg er Handschrift und Schreibgerät in den weiten Taschen des Mantels, der ausgebreitet neben ihm lag, den Schluß seines Werkes, den schwungvollen Jubelgesang der Himmlischen auf den Sieg der Liebe und Tugend über alle Gewalten des Bösen, auf eine Stunde neu gestärkter Schöpferkraft verschiebend.

Gesenkten Hauptes wandelte er zwischen den Grabhügeln dahin, über denen das unbekümmerte Volk der Mücken im Abendsonnenschein bacchantische Wirbeltänze führte, auf denen bereits die Rosen ihre duftenden Blütenschalen enger zogen und die Nachtviolen ihre ernstgefärbten Kelche aufatmend zu öffnen sich anschickten.

Seine Einsamkeit als einziger Lebender unter hundert Dahingegangenen, Wissenden, doch Stummen, legte sich ihm bang aufs Herz. Aber, Gott sei gelobt, nicht lange sollte sie ja mehr dauern.

Eben stand er, wie schon oft, vor der rasch berühmt gewordenen „Sehenswürdigkeit" des stadtfernen Dorffriedhofes, dem umgekehrten, halbkugelig gekrönten steinernen Kegelstumpf, dem schlichten Grabmal nach streng mohammedanischer Sitte, das der berühmte Orientalist Hammer-Purgstall seinem vierjährigen

Töchterchen Rosalia hatte setzen lassen, sinnend still und las die Verse: „Es nahm der Himmel sie, der sie gegeben, als Rose lebte sie --- was Rosen leben" ... Und mußte dabei unwillkürlich an ein anderes zartes Röschen denken, das ihm der Himmel einst geschenkt, nein, bloß für wenige Wochen geliehen, und das vielleicht, hätte er es behalten und sorglich hegen dürfen, seinem ganzen Leben eine andere Richtung gegeben hätte — da klirrte das Gitterpförtchen.

Da kam sie, Antonia, seine Antonia, mit der er, die Eltern hatten endlich das Vergebliche alles weiteren Widerstandes völlig eingesehen, nun immer öfter, immer länger beisammen sein, mit der er die stillen ländlichen Freuden dieses Erholungsurlaubes genießen und die schmerzlichen Wonnen seines dichterischen Schöpferdranges teilen durfte!

Sie lebte noch immer in dem holden Wahne, die kindlich Naive, daß die böse Welt die Art ihres Verhältnisses zu Ferdinand Raimund nicht kenne, noch mutmaße, daß nur eigene arge Unvorsichtigkeit dies süße Geheimnis den entweihenden Augen unfrommer Zeitgenossen preisgeben könnte. Darum genoß sie ohne Bangen bloß in ländlicher Einsamkeit, zwischen Wiesen und Wäldern und Bauernhütten die Nähe des Geliebten, darum suchte und ersehnte sie sogar hier heraußen das Dunkel des Abends für seine Gesellschaft.

Im lichten Linonkleide, den Hut von Tulle anglais an den langen Gazebändern überm Arm, das Auge glänzend, die Wange glühend, eilte sie auf Ferdinand Raimund zu.

Mit einem Freudenrufe ging er ihr entgegen und wollte sie an sich ziehen. Doch sie wehrte ihm sanft und leise:

„Nicht ... Nicht hier ... Komm hinaus, komm!"

Und nun gingen sie, eng aneinandergeschmiegt, das Weidlingtal hinauf, zur Linken die dichtbewaldeten, abendliche Kühle aushauchenden Bergwälder, zur Rechten den in seinem tiefen, buschigen Bette unablässig murmelnden und raunenden Bach, dessen Wellen ihnen munter entgegenhüpften.

Endlich brach Antonia Wagner das selige Schweigen:

„Bist du weit gekommen heut' mit deinem neuen Stück?"

„Sehr weit — fast bis zum Schlusse", nickte Raimund, den Blick in ihren tauchend. „Und kindleicht ist's mir geworden — dank deiner Hilfe."

„Meiner Hilfe?"

„Ja. Ich hab' fortwährend an dich gedacht, so fest, daß ich dich völlig bei mir gehabt hab'."

„Und das hat dir geholfen? Das hat dich nicht gestört im Schreiben?" fragte sie schelmisch.

„O du — du!" Er küßte sie heiß, wollte sie schier nicht wieder loslassen.

„Geh — wenn jetzt jemand käm'!"

„Dann ist er nur zu bedauern, aber ich kann ihm nicht helfen, dem Armen. Du bist für mich da, für mich allein!"

Die Dämmerung wurde dichter, der Weg freier, Glühwürmchen funkelten durch die Büsche.

Da sprach Ferdinand Raimund:

„Ich glaube, das wird mein bestes, mein höchststehendes Werk. Nichts von öder Spaßmacherei, von abgeschmackten Kasperliaden . . . Es muß einen großen Erfolg geben — auch einen geldlichen . . ."

„Seit wann bist du denn so geldgierig?" hänselte sie ihn.

„Geldgierig? Sag' lieber: sparsam! Also, seitdem ich auch für dich die süße Sorge habe."

„Sei so gut."

„Ja, ich bin so gut und kann so gut sein, dem Himmel sei Dank, für deine Zukunft zu sorgen. Wenn ich einmal nicht mehr lebe . . ."

„Ich bitt' dich, hör' auf!"

„Wenn ich einmal nicht mehr bin," fuhr er hartnäckig fort, „dann sollst du von dem, was ich dir hinterlasse, getrost auf eigenen Füßen stehn können." Und murmelnd, mit dem Finger Ziffern in die Luft zeichnend, rechnete er: „Wenn ich mir alle Jahr' nur . . . , so gibt das in . . ." Und abermals: „Du sollst keine Not leiden, Toni, wann ich gestorben bin."

Ihre Augen blitzten unwillig und füllten sich gleich darauf mit Tränen:

„Red' doch nicht vom Sterben! Du darfst nicht vor mir sterben!"

Heiß drückte er ihre Hand und sprach wehmütig:

„Ich werd's gewiß, ich fühl's bestimmt. Und ich bitte den Schöpfer kniefällig, daß es so eintrifft, ich dank' ihm im voraus innig dafür. Es ist herzlos, es ist selbstsüchtig von mir, ja, aber anders hielt' ich's nicht aus, das Gegenteil zu denken, macht mich heut' schon

wahnsinnig. Du mußt mir die Augen zudrücken, Toni!"

„Ach Gott, warum marterst mich denn so?" weinte sie laut heraus.

„Daß du dich beizeiten vertraut machst mit dem Gedanken, mein armes Mädchen", sprach er leise und zärtlich und liebkoste ihr Haar. „Wirst du stark sein und tapfer? — Und wirst du mir ein treues, liebendes Andenken bewahren? Mich niemals vergessen? Nimmermehr einem anderen gewähren, womit du mich in so reicher Fülle beschenkt hast? Werd' ich immer dein Einziger bleiben? Dein einziggeliebter Ferdinand? Wird deine Liebe stärker sein als der Tod? Willst du mir das versprechen?"

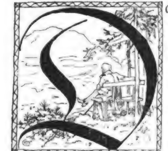
Sie fand kein Wort, sondern schluchzte nur in schweren, wehen Zuckungen an seiner Brust.

Die Heimchen zirpten, die Unken klagten dumpf, über den Wiesen brauten silberne Elfenschleier, als düsterrotes Riesenhaupt stieg der Mond über den Hügeln langsam zu der Millionenschar glitzernder Sterne empor.

Und prophetisch geisterhaft klang Ferdinand Raimunds Stimme durch die laue Sommernacht:

„Du brauchst nicht mit den Lippen zu sprechen, liebes, süßes, teures Mädchen. Unsere Herzen pochen's einander zu: Ich bleibe ewig dein Ferdinand, wie du ewig meine Toni bleibst. Machtlos soll Vergänglichkeit sich erweisen gegenüber unserer Liebe. Denn sie ist stärker, tausendmal stärker als der Tod!"

## 21.



Das Honorar, das Ferdinand Raimund, durch seine Gewissensehe mit Antonia Wagner zum vorsorglichen Hausvater geworden, für sein neues dramatisches Werk „Moisasurs Zauberfluch" von der Leitung seines Theaters forderte, konnte ihm diese, die immer kurzatmiger um den Fortbestand der einst so blühenden Bühne rang, nicht gewähren; wollte es wohl auch nicht, weil ihr der fast ungemilderte tragische Ernst des Stückes dem Geschmack des lachlustigen Leopoldstädter Publikums wenig zu entsprechen schien.

Aber Herr Karl Carl, der neue Pächter und Direktor der beiden anderen Wiener Vorstadtbühnen, wartete längst auf eine Gelegenheit, seinem Unternehmungsgeist auch den erfolgreichen Raimund dienstbar zu machen. Als festverpflichtetes Mitglied blieb ihm der zwar vorläufig unerreichbar — seine dichterische Beliebtheit jedoch konnte er nun durch rasches Zugreifen ausnützen. Und er griff unbedenklich zu.

Ende September 1827, ein Vierteljahr nach der Fertigstellung, ging „Moisasurs Zauberfluch" über die Bretter des Theaters an der Wien, ohne Ferdinand

Raimunds schauspielerische Mitwirkung, mit Direktor Carl als Gluthahn, der den scheußlichen Charakter des kieselherzigen, selbst das rührende Leid der unglücklichen Königin Alzinde nur für seinen eigenen Geldbeutel ausnützenden Almbauers mit aller in der eigenen Brust wohnenden Härte ausstattete.

Der Zulauf des Publikums glich einem reißenden Bergstrom, der Beifall bei offener Szene des Donners furchtbarer Gewalt.

Nach wenigen Aufführungen indes flaute dieser ab wie jener. Herr Carl hatte sich diesmal, was dem Geschäftsklugen nicht oft geschah, verrechnet. Um den Schaden nach Möglichkeit wettzumachen, setzte er das Stück nach der neunzehnten Aufführung ab — die Einnahme der zwanzigsten hätte nämlich dem Dichter gehört ... Und der Dichter Raimund sah sich bitter enttäuscht; nicht zuletzt auch durch kritische Urteile, die er vergebens leicht nehmen wollte, vergebens als ungerecht zu bezeichnen sich quälte.

„Im Komischen haben Sie mehr Freiheit — dahin sollte Ihre Tätigkeit gehen", so schrieb ihm Franz Grillparzer, der von ihm trotz allem Verehrte und Bewunderte.

Und er fand doch nie und nimmer restlose Befriedigung in der Komik, fühlte sich zu allem eher berufen als zum Nur-Komiker.

Er war, nichts sollte ihn darin beirren, vor allem als Dichter etwas weit Besseres.

Nochmals wollte er's der Welt entgegenrufen und offenbaren.

Schien der erste Beweis mißlungen, wohl, um so glänzender mußte der zweite gelingen.

„Die gefesselte Phantasie", die seit Jahresfrist verstaubend im Dunkel des Pultes ruhte, zog er nun wieder hervor und legte sie der Direktion des Leopoldstädter Theaters auf den Tisch.

Mit Begeisterung wurde das Stück angenommen. Freilich hatte diese einen geheimen anderen Grund, als der Dichter glaubte. Nicht Amphion, nicht Hermione, nicht die „Phantasie" weckte sie, sondern die lustige Person des versoffenen und verlumpten Harfenisten Nachtigall, dessen derbe Heurigenlieder, dessen Pöbelpoesie Raimund mit vollster Absicht in scharfen Gegensatz zur apollinischen Begnadung des königlichen Hirten gestellt hatte. Just diese groteske Figur, hoffte man, sollte alle Beifallslust des Publikums stacheln und auf sich ziehen. Den Harfenisten selbst zu spielen, erklärte sich Raimund, wennschon mit innerlichem Seufzen, bereit. Dagegen weigerte er sich entschieden, die komische Rolle bedeutend zu erweitern, ganz in den Mittelpunkt zu stellen und damit Sinn und Zweck des Dramas abzuschwächen oder gar ins Gegenteil zu verkehren.

Am Sonnabend nach Neujahr empfahl Ferdinand Raimund das Stück und sich selbst als Benefizianten „dem Anteil und der Huld des verehrungswürdigen Publikums", gleichzeitig bekanntgebend, daß „Logen und Sperrsitze in seiner Wohnung in der Praterstraße Numero 505, zur Weintraube, im zweyten Stocke, die Tür rechts" zu erhalten seien. Am Dienstag darauf sahen die Wiener die „Gefesselte Phantasie".

Sie beklatschten es laut, das zweiaktige Original-Zauberspiel, denn sie waren längst gewohnt, jedesmal zu klatschen, wenn Ferdinand Raimunds Name auf dem Theaterzettel, er selbst auf der Bühne stand.

Die Reden jedoch, die sie auf dem nächtlichen Heimweg zu ihren Wohnungen führten, besagten keineswegs, daß sie sich köstlich unterhalten hätten.

„Übern Korntheuer hab' i heut kein einzig's Mal von Herzen g'lacht", äußerte kopfschüttelnd der eine.

„Das wär' auch das allergrößte Kunststück, aus derer Roll'n was Lustig's z' machen", erklärte entschuldigend ein anderer. „So ein langweiliger Narr wie d e r Hofnarr g'hört höchstens in die Burg. Dort sein s' die klassische Fadigkeit g'wohnt, aber dort geh' i halt net hin."

Die Frauen wiederum, deren Mehrzahl von jeher die Krones mit kritischeren Augen betrachtete als die durch äußere Reize so leicht entzündlichen Männer, fanden an dieser manches auszusetzen:

„Die Jugend spielt s' großartig, aber bei der Phantasie spießt sich's schon!"

„Natürlich, Frau Tant', ganz natürlich, weil da halt eine höchere Bültung dazu g'hört. Und die fehlt ihr, die fehlt ihr aber schon ganz und gar, der g'schnappigen Resel."

Der Ehegemahl dieser scharfen Kritikerin mischte sich verteidigend ein:

„Die höchere Bültung suach' i für mei' Person höchstens auf der Unifersität, aber niemals net in der Le'-

poldstadt. Und auf a Stuck, wo a höchere Bültung dazua g'hört, auf das pfeif' i!"

So banausisch wie dieser vollkommen Aufrichtige sprachen ja nicht alle. Ein bißchen ähnlich aber dachten ganz im geheimen wohl manche. Und die polemischen Absichten des Dichters vollends, obschon er sie bei der Erstaufführung sogar durch eine ganz deutliche Einschaltung unterstrich, würdigten nur wenige:

„Dös hab' i ja eh nia net 'glaubt, daß der Raimund a Schwindler is, der was sie seine Stuck' von an' Pfarrer oder an' Juden schreib'n laßt und nur sein' Nam' dazua hergibt."

„I ah net. Das is a dumme Tratscherei. Um so was kümmer' i mi net."

„Und i begreif's überhaupt net, wia si alsdann a so a g'scheiter Mensch als wia unser Raimund dadrüber eschoffier'n kann. I denket mir — habts mi gern, steigts m'r am Buckel, so denket i mir."

Vollen Verständnisses und uneingeschränkter Schätzung bei Mann und Weib, bei jung und alt hatte sich — weitsichtige Direktion, armer Dichter! — bloß der derb heitere Harfenist Nachtigall zu erfreuen, den Ferdinand mit aller Zurückhaltung spielte, aber nicht mit so viel Zartheit spielen konnte, daß das Publikum nicht die Naturtreue, den Realismus dieser Figur, ihre nahe Verwandtschaft mit wohlbekannten Wiener Bierhaus- und Heurigenbarden jubelnd begrüßt hätte.

„An den bladen Poldl vom Spittelberg hat mi der Harpfenist erinnert — aber so lebhaft!" versicherte der und der.

„Gengan S'! I möcht' wieder drauf schwör'n, daß der Raimund den narrischen Tonl in Lerchenfeld g'mant hat", berichtigte dieser oder jener Nochbesserwisser.

Und bald konnte man von Gesangskundigen und Gedächtnisstarken am Wirtshaustische, auf der Gasse die „Nachtigall"-Lieder summen hören:

> „Nix Schöner's auf der ganzen Welt
> Als wia a Harpfenist,
> Wann er nur seinen Gästen g'fällt
> Und allweil' lustig ist!
> Er hat nur für sei' Harpfen G'fühl,
> Sie is sein Weib sogar:
> Dö kann er schlag'n, so viel er will,
> Dö fahrt ihm net in d'Haar'..."

Aber selbst dieser volkstümliche Harfenist war nicht imstande, das Stück dauernd auf dem Spielplan zu erhalten. Es fehlte die warme Rekommandation von Mund zu Mund, es fehlte die fachmännisch begründete Empfehlung durch die Blätter, die den Ruhm des „Mädchens aus der Feenwelt" mit Fanfaren verkündet hatten und die sich nun bemerkenswert kühl verhielten. „Raimund ist diesmal auf einen Pfad geraten, der nicht zum Ziele führt", stellte Schickhs angesehene „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur und Mode" mit Bedauern fest. Jenes Blatt aber, auf welches noch immer in Kunstdingen die meisten Wiener die größten Stücke hielten, herausgegeben vom Papste und Pascha der Wiener Zeitungskritik, von Ferdinand Raimunds Wohnungsnachbar und bisherigem „guten Freunde" Adolf

Bäuerle, brachte über die Vorzüge und Mängel, den Erfolg oder Mißerfolg der „Gefesselten Phantasie" überhaupt keine Zeile, es hatte wohl die bevorstehende Erstaufführung angekündigt, die vollzogene verschwieg es. Das mußte natürlich seine triftige Ursache haben und hatte sie auch in der Tat. Die Ursache — so klein ist die Erde, so rätseldunkel und vielverschlungen sind die Wege des Schicksals — die Ursache war eine vierbeinige Afrikanerin, die Giraffe, Camelopardus, die Mehemed Ali, der Vizekönig von Ägypten, seiner Majestät dem guten Kaiser Franz zum Geschenk gemacht hatte, die zwar noch nicht angelangt, ja, noch nicht einmal auf der Reise übers Meer war, aber bereits alle echt wienerischen Gemüter in heftigste Spannung und Erregung versetzt hatte. Man riß sich um die gedruckten Beschreibungen des abenteuerlichen, niegeschauten Tieres mit dem schlangengleichen Hals und den dünnen Stelzenbeinen und verschlang sie voll Gier, man betrachtete schier stundenlang die schwarzen oder farbigen, mehr oder minder gelungenen Abbildungen seiner unglaubhaften Körperlichkeit und holte die Meinung „Studierter" darüber ein, man ergänzte das Gelesene, Geschaute und Gehörte durch noch wunderbareres Selbsterfundenes. Schließlich kam es zu einem förmlichen Wiener Giraffenkultus, der sich hinter dem Tierkultus der ägyptischen Pharaonenzeit kaum zu verstecken brauchte. Betriebsame Galanteriewarenerzeuger, Goldschmiede, Schneider und Stoffabrikanten nützten geistesgegenwärtig die Konjunktur, stellten wunderhübsche, zierliche Giraffen aus Email, aus Elfenbein,

aus edlem Metall her, malten und stickten das Giraffenkonterfei auf Damenkleider, auf Handschuhe, auf Tabaksbeutel, ahmten die Pardelfellfärbung in Seide und Wolle nach und hatten die erwartete Genugtuung, für diese zeitgemäßen Kunstwerke reißenden Absatz zu finden. Wienerischer Geschmack marschierte wieder einmal an der Spitze, bald gab es eine Mode „à la girafe", an der kein Männlein oder Weiblein, das auf elegantes Äußeres hielt, achtlos vorbeigehen konnte.

Und die Wiener Sittenschilderer, Humoristen und Satiriker hatten reichen, willkommenen Stoff. Wen durfte es wundernehmen, daß auch Herr Adolf Bäuerle, der Schreibgewandte, begierig nach ihm griff? Aber er begnügte sich keineswegs mit einem launigen Epigramm oder einer schlagkräftigen Skizze, er ging aufs Große und Ganze und verfaßte, ohne einer lebenden Seele etwas davon zu verraten, denn das Geheimnis hielt er für die Bürgschaft des Erfolges, ein dramatisches Sittengemälde „Die Giraffe in Wien oder: Alles à la girafe", das in wenigen Tagen fix und fertig war und das er voll Zuversicht der Direktion des Leopoldstädter Theaters überreichte.

Befremdenderweise fand es diese nicht entfernt so vortrefflich wie der Autor, sondern suchte sich der Annahme und baldigen Aufführung durch allerlei Ausreden zu entziehen.

Herr Adolf Bäuerle, aufs tiefste in seinem Dichterstolz verletzt, schnob Rache. Und insbesondere richtete sich sein Zorn gegen Ferdinand Raimund, der es doch offenbar, und natürlich aus Konkurrenzneid, unter-

lassen hatte, seinen mächtigen Einfluß an dieser Bühne zugunsten seines kritikgewaltigen Freundes in die Wagschale zu werfen, der wahrscheinlich sogar gegen dessen Stück geeifert und gehetzt hatte...

Also die gerechte Vergeltung zeigte sich vor allem darin, daß Herrn Bäuerles „Theater-Zeitung" keinerlei Notiz nahm von dem Ergebnis der Erstaufführung der „Gefesselten Phantasie".

Aber die Bäuerlesche Rüstkammer war damit bei weitem nicht erschöpft.

„Schon wieder ein — Zauberspiel!" schrieb er mit deutlicher Anspielung in einem Referat über irgend ein gleichgültiges Machwerk irgend eines bedeutungslosen Bühnenhandwerkers; und knüpfte daran sehr ernsthafte Betrachtungen, daß es höchste Zeit wäre, dieser Zauberstückseuche Einhalt zu tun, deren unaufhörliches Umsichgreifen bloß beweise, wie es für Minderbegabte, denen die Kraft fehle, einen bürgerlichen Konflikt in rein irdischer Sphäre wirksam zu gestalten, so kinderleicht und bequem sei, ihren dramatischen Produkten durch gewaltsames Hereinziehen der Märchen- und Feenwelt einen höheren Anstrich zu verleihen.

Natürlich war kein Leser der „Theater-Zeitung" begriffstützig genug, Spitze und Ziel dieser kritischen Anmerkung zu verkennen.

Bald darauf wiederum wurde im Theater an der Leopoldstadt zum Benefiz der Therese Krones ein Drama aufgeführt, das nach ihrer Behauptung sie selbst, nach einer vielverbreiteten Meinung aber ein gewisser Adolf Bäuerle verfaßt hatte: „Sylphide oder das See-

fräulein." Obwohl es auch ein Zauberstück war, zeigte sich die „Theater-Zeitung" überraschenderweise entzückt und begeistert davon. Endlich, verkündete sie, anderthalb Monate nach der Erstaufführung der Raimundschen „Phantasie", endlich hat dieses Theater wieder ein Kassenstück von erstem Range erhalten; und, prophezeite sie, es wird auch in anderen Städten gefallen — was man von anderen Stücken gerade n i c h t sagen kann ...

Das mußte doch selbst der dickköpfige Raimund verstehen, davon konnte er sich eine tüchtige Nase voll nehmen: Seine „Gefesselte Phantasie" war nach vierzehn Aufführungen wieder vom Spielplan abgesetzt worden, und sein „Bauer als Millionär" hatte, anfangs wenigstens, in Prag nicht ganz den gleichen Jubel erweckt wie in Wien ...

Aber Herr Adolf Bäuerle redete in seiner „Theater-Zeitung" nicht immer nur von anderen, sondern des öfteren auch von sich.

Über jede österreichische Provinzaufführung eines seiner älteren Stücke ließ er gewissenhaft und keineswegs abfällig berichten, und aus Petersburg schrieb ihm gar ein unbekannter Verehrer, er habe dort zufällig einen Engländer kennengelernt, der kein Wort Deutsch verstand und dennoch die Lieder aus der Bäuerleschen „Aline" trällerte; und das Merkwürdigste sei, daß der Engländer diese deutschen Lieder in Stockholm von einer italienischen Sängerin gehört habe!

Und einer solchen buchstäblich internationalen Wiener Dichterberühmtheit wollte das Leopoldstädter Theater

plötzlich eigensinnig seine Pforten verschließen? Nein, es kam endlich zur Besinnung.

„Lindane oder die Fee und der Haarbeutel-Schneider", ein Stück des noch jüngeren Adolf Bäuerle, wurde zum Benefiz der Katharina Ennöckl wieder gegeben, bald darauf „Die falsche Primadonna", ebenfalls von Bäuerle, wieder ans Licht gezogen. Der Referent der „Theater-Zeitung" „gestand", daß er sich schon lange nicht so gut unterhalten habe, und — lobte den als Schauspieler beteiligten Ferdinand Raimund über den grünen Klee.

Ja, auch der Dichter Ferdinand Raimund wurde wieder ohne Einschränkung gepriesen nach der neunundneunzigsten Aufführung des „Bauers" und nach der Wiederaufnahme der „Gefesselten Phantasie".

In der Zwischenzeit nämlich war das von einer geldlichen Krise zur anderen taumelnde Leopoldstädter Theater in das Eigentum des reichen Polen Rudolf Steinkeller übergegangen, war Ferdinand Raimund von diesem mit Zustimmung der kaiserlichen Oberbehörde zum künstlerischen Leiter ernannt und — Adolf Bäuerles so brennend zeitgemäßes dramatisches Familiengemälde „Die Giraffe in Wien" angenommen und aufgeführt worden.

Der „Erfolg" gab zwar nicht dem ungeduldigen Dichter, sondern der zögernden Direktion recht: Er bestand in einem vollkommenen, lärmenden Durchfall, in einem „Sturm der Erbitterung", der durch alle Ränge brauste, und in der endgültigen Absetzung dieses „humo-

ristischen Stillebens" nach der zweiten Vorstellung, angeblich wegen Unpäßlichkeit der Krones.

Da jedoch Ferdinand Raimund als einer der Hauptdarsteller in wohlgesetzter Ansprache den unglücklichen Dichter beim Publikum entschuldigte und auf dessen sonstige und frühere Verdienste kräftig hinwies, so war dieser hochherzig genug, jenen den Fehlschlag nicht weiter entgelten zu lassen.

Um jene Zeit schrieb Ferdinand Raimund an seine Toni:

„Die Umgebungen, mit denen ich zu leben gezwungen bin, werden täglich abscheulicher, mir täglich verhaßter. Es ist unmöglich Dir zu schildern, welch pöbelhafter Stolz, welch niederer Eigennutz, welch heuchlerische Kniffe in diesen Leuten wohnen..."

Und bald darauf:

„Ich habe diese Welt bis zum Ekel durchschaut, und sie ist mir viel zu erbärmlich, als daß ich mir einen längeren Aufenthalt auf ihr wünschen sollte..."

Freilich war Herr Adolf Bäuerle nicht allein schuld an solchen hypochondrischen, erbitterten Äußerungen, solchem Lebensüberdruß. Herr Steinkeller aus Polen, der neue Besitzer des alten Schauspielhauses in der Jägerzeile, durfte sich einen ganz erklecklichen Anteil daran zuschreiben.

Ungebildet, protzenhaft und rücksichtslos, jedes Verständnisses für rein künstlerische Dinge bar und eifersüchtig auf das seines artistischen Direktors, warf er diesem fast von Anbeginn Prügel vor die Füße, wo er's vermochte, durchkreuzte hinterrücks seine bestgemeinten

Pläne, entließ Schauspieler, die Raimund hochschätzte, und stellte dafür andere von zweifelhaften Qualitäten an.

So schuf er nach besten Kräften, wenn auch unbewußt, eben die Stimmung, die Ferdinand Raimund für seinen „Menschenfeind" brauchte.

Denn dieser Stoff hatte Raimund niemals losgelassen, und jetzt, da die hochgespannten Erwartungen, die er auf „Moisasurs Zauberfluch" sowohl, wie auf die „Gefesselte Phantasie" gesetzt, so grausam enttäuscht waren, griff er mit Eifer auf das alte Thema zurück.

Wo das Modell für die Hauptfigur zu suchen und zu finden war, hatte ihm an jenem hypochondrischen Abend, da er die besten seiner Freunde innerlich der tückischesten Bosheit zieh, der Spiegel gezeigt: In seiner eigenen Brust ... Wie oft war er vor seinem Jähzorn nachträglich selbst erschrocken, wie oft hatte er sich seiner Barschheit gegen nahestehende, gewiß freundlich gesinnte Personen, vor allem gegen Toni, geschämt, wie oft mußte er vergebens wünschen, unüberlegte, schlimme Worte zurückrufen zu können ... Ja, er quälte oft genug die anderen, aber er quälte am allerrücksichtslosesten sich selbst, und häufig genug bloß aus Reue darüber, daß er die anderen gequält hatte ... Oh, er war ein unglücklicher, aber kein böser Mensch. Auch der traurige Held seines neuen Dramas sollte keiner sein. Der traurige? Warum? Mußte nicht, wer kühl und unbeteiligt von fern solch verkehrtes Gebaren beobachtete, dieses eher komisch als tragisch finden? Sich wenigstens gleichermaßen zum Spotte wie zum Mitleid angeregt fühlen? Und konnte man nicht etwa zu objektiver Selbst-

einschätzung, zur Selbsteinkehr, zu befreiendem Lachen gelangen, wenn man sich außerhalb des eigenen Ichs zu stellen trachtete, wenn man sich recht lebhaft vorstellte, daß die Fehler, die man selber hatte, dem Nächsten anhafteten? Kurz — wenn man sein inneres seelisches Spiegelbild sähe, wie einem das körperlich-äußere jederzeit zu betrachten möglich war?

Nur Zauberei aber konnte solches bewirken, ein mächtiger Zauberer, der den Menschenfeind zu belehren und zu bekehren entschlossen war und darum einen seiner Geister sich in jenen verwandeln ließ oder — oder — sich selbst in ihn verwandelte.

Aber eine originelle, charaktervolle Gestalt mit persönlichen Zügen, ein Geist von Fleisch und Blut sozusagen mußte es diesmal sein; keine lächerliche Karikatur wie etwa der Longimanus im „Diamant" — wie weit hinter ihm, war auch kaum ein halbes Jahrzehnt vergangen, lag die Zeit jenes frohen, unbekümmerten, zuversichtlichen Schaffens! — kein halber Thaddädl, nein, ein ernster und würdiger und weiser Mann, eine respektvolle Verkleinerung und Vermenschlichung des lieben Gottes etwa ...

Wer also?

Auf einem Ausflug in die weitere Umgebung Wiens, in die Voralpen, ins romantische Felsental der Piesting, wurde ihm auch dies mit einemmale klar.

Dort hatte er schon des öfteren für längere oder kürzere Zeit, allein oder in Gesellschaft seiner Toni, geweilt, des ganzen Gaues hellstrahlende Perle, Gutenstein, aus tiefstem Herzen liebgewonnen, die brausende

Klamm, den gräflichen Park, die hochthronende alte Babenbergerburg, den ganzen Kranz von strotzenden Matten, schroffen Klippen und dunkelernsten Nadelwäldern durchstreift und niemals versäumt, am stillen, steilgelegenen Ortsfriedhof und am „Herrgott auf der Rast" vorüber zur luftigen Höhe des Mariahilfberges hinanzusteigen, wo die Siedlung der frommen Serviten geistige, der „Bergwirt" leibliche Stärkung dem fremden Waller bot.

Siebenmal war er bereits, des Großstadtstaubes und der kleinen Großstadtkümmernisse froh entledigt, weit offen die befreite Brust allen göttlichen Wundern der Natur, hieher geflohen, hatte in der kühlen Kirchenhalle vor dem Gnadenbilde der hilfreichen Gottesmutter Trost und Erbauung gefunden und von den schattigen Ruheplätzchen vor der grauen Klosterfront, sinnend gebannt und wunschlos entzückt, stundenlang ins Weite geschaut, übers tiefe Tal zum wild zerklüfteten, firngekrönten Koloß des Schneeberges.

Und fast ein jedesmal hatte er außer beglückenden Erinnerungen an reinen Bergwind und würzigen Waldesodem und strahlenden Sonnenschein und geheimnisvolles Vogelgezwitscher auch poetische Ausbeute mit heimgetragen.

Vor Jahresfrist am 1. Mai, da in Wien wie jedes Jahr die weißröckigen, federbuschgeschmückten herrschaftlichen Läufer in keuchendem Wettrennen vom Eingange des Nobelpraters bis zum Lusthaus und wieder zurück fürs Gaudium einer schaulustigen Menge Gesundheit und Leben aufs Spiel setzten, war ihm hier oben in er=

habener Bergeinsamkeit aus heißer Naturliebe und wehmutsvoller Resignation sein schönstes lyrisches Gedicht entkeimt, sein Preislied auf Gutenstein, sein poetisches Vermächtnis, in die Verse verklingend:

„Und schließt mich einst die Kunst aus ihrem Tempel aus,
Verbirg mein graues Haupt in deinem grünen Haus!
Dann mag sich meine Lebenssonne neigen,
Dann will ich in dein kühles Brautbett steigen,
In deinem Schoß ruh' mein Gebein —
Mein Grabmal sei in Gutenstein!"

Nun wiederum trug er seinen um Klärung ringenden dichterischen Schaffensdrang zur Höhe des Gutensteiner Klosterberges empor. Und siehe, auch diesmal fand er die Lösung, ward ihm Erlösung zuteil.

Als er das zerschrundete Steinmassiv des Schneeberges vor sich liegen sah, in seiner ganzen, schier unfaßbaren Größe den Urweltriesen, der einstmals — die Erinnerung kam über ihn mit der Schnelle und Helle des Blitzes — vor dem ins Ungewisse flüchtenden Knaben als rosig überhauchtes Gebilde am Himmel geschwebt hatte, wie ein gütiger, milder König dazumal, wie ein streng herrschender und gebietender heute, ein König in dem ehrfürchtigen Gedränge kleiner und kleinerer Waldberge ringsum, an deren Hängen die Häuser und Hütten der zweibeinigen Zwerge emporklommen — da wußte er, wie der Belehrer und Bekehrer des lächerlich anmaßenden Menschenfeindes heißen, wer er sein sollte: Der überirdische Geist war's, den dieser hunderttausend-

jährige Gigant verkörperte, der Geist, der dort oben auf kristallenem Grat unsichtbar thronte, der Fürst, der die Alpen und alles auf ihnen Wimmelnde, Zappelnde in eherner Ruhe beherrschte, der König, der von seinem unerschütterlichen Hochsitze das Irren und Leiden der aufgeblasenen Schwächlinge tief unten mit erbarmendem Verstehen und Verzeihen lächelnd besah — der Alpenkönig!

Und zitternd vor Hast, als fürchtete er, der Gedanke könnte ihm so jäh entschwinden, wie er aufgetaucht, schrieb Ferdinand Raimund in sein Merkbüchlein den Titel seines neuen Stückes:

„Der Alpenkönig und der Menschenfeind" ...

Jetzt endlich standen die Umrisse des Werkes fest gezeichnet und rund geschlossen vor ihm. Jetzt füllten sie sich rasch mit satten Farben. Der Entwurf war ein Werk von wenigen Tagen und Nächten für den nach Wien Zurückgekehrten. Abermals in Gottes freier Natur, abermals in der Bergwelt, aber in einer lieblicheren, sanfteren, reifte das Drama zur Vollendung: Im Tal der Brühl, im Dorfe Gaaden, wo er beim Ortskrämer nahe dem Kirchenplatz ein Stübchen innehatte, aus dessen Fenstern er über den samtenen Teppich üppiger Matten zum Wald und zur Ruine Johannstein blickte, auf den zerbröckelnden Steinen dieser stolz thronenden, unterganggeweihten Veste selbst.

Die stürmische, jagende, fiebernde Eile, in der sein Genius arbeitete, zehrte an seinem Körper, seiner Nervenkraft. Doch daran dachte er nicht, es war ihm gleichgültig. Aber als er den Schlußpunkt gesetzt hatte und

die Geißel sinken ließ, die er unerbittlich über sich selbst geschwungen — da brach er fast zusammen.

Der Arzt empfahl ihm und befahl schließlich zum so-undsovieltenmal Erholung, Zerstreuung, Reisen.

Nach einigem Zögern entschloß er sich, dem ernstlichen Rate zu folgen. Sein Reisebegleiter war ein jüngerer Freund, der achtundzwanzigjährige Franz Fitzinger, poetisch und satirisch veranlagt, vorläufig seinen dichterischen Ehrgeiz mit Gelegenheitsepigrammen in der „Theater-Zeitung" stillend. Raimund hätte seiner Toni Gesellschaft hundertmal vorgezogen. Allein solches zu gestatten, so frei waren die Anschauungen der Familie Wagner denn doch nicht. So kam die Stunde des Abschieds — und sie war wieder einmal eine Stunde des Unmutes und der Enttäuschung für das seltsam geartete Liebespaar. Denn vergebens bemühte sich Ferdinand Raimund, den Ärger, den ihm Herr Steinkeller noch im letzten Augenblicke bereitet hatte, zu unterdrücken, die schuldlose Geliebte des Berufes Widerwärtigkeiten nicht entgelten zu lassen.

So hatte er sich den ersten Teil der Reise selbst vergällt und sein erster Brief, aus dem kürzlich durch eine Wetter- und Brandkatastrophe schwer heimgesuchten steirischen Wallfahrtsorte Mariazell, mußte eine Abbitte sein. Und da es gleich in einem ging, so ließ er sich auch bei seiner alten Haushälterin Mecko entschuldigen, die er ebenfalls zu guter Letzt noch gekränkt hatte:

„Wenn sie keine unfreundliche Miene zum Abschied sehen will, so möchte sie mich in Zukunft mit ihren

Handküssen verschonen. Ich kann es nicht leiden, wenn sich der Mensch zu sehr erniedrigt!"

Immer wieder wollte er die Menschen zu sich emporziehen, der ohnmächtige Tyrann, der menschenfreundliche Menschenfeind, der weichherzige Hartkopf. Und immer von neuem fühlte er sich von ihnen herabgezogen ...

Ungleich und wechselvoll war der Verlauf der Reise:

Zwischen düsteren, tiefhängenden Nebelschleiern und eisigen Regengüssen über den Weichselboden nach Reifling, übernachten in abgelegenen Bauernwirtshäusern, die den beiden verwöhnten Wienern wie Räuberherbergen erscheinen, ein beschwerliches Waten durchs überschwemmte Gesäuse — zum Lohn ein entzückender Tag mit Sonnenschein und Neuschnee und Klosterfrieden und Orgelklang im Talkessel von Admont; eine Bergbesteigung, durch deren angebliche große Gefahren Raimund sich nicht abschrecken läßt; in Tageshitze und Nachtgewittern im Reisewagen quer durch Salzburg ins Berchtesgadener Ländchen, dann über Gastein ins Zillertal und nach Innsbruck; wiederum Wolkenbrüche, Bergstürze, entwurzelte Waldriesen, unpassierbare Wege; schwermutsvolle Stunden, verbittert durch ärgerliche Nachrichten von der Mißwirtschaft im Theater; aber kein Stündchen des Sonnenscheins auf steilen Bergwiesen, ohne daß Ferdinand Raimund Alpenblumen für die Geliebte daheim pflückt; endlich die rasche Heimreise über Graz nach Wien ...

Niemals noch hatte Raimund die fesselnden Reize, aber auch die Schrecknisse des Hochgebirges so nahe kennengelernt, so tief in sich aufgenommen wie

diesmal, dabei stets Vergleiche ziehend mit der romantischen Umwelt seines neuen Dramas, das zu gleicher Zeit in Wien ins Reine geschrieben wurde, jedoch keinen Anlaß findend, wesentliche nachträgliche Änderungen vorzunehmen. „Der Alpenkönig und der Menschenfeind" war und blieb das Drama des Kampfes in der armen, ewig irrenden Menschenbrust, aber es ward zugleich das Drama des Kampfes zwischen der großen, mächtigen Natur und dem kleinen, doch sich dünkelhaft mächtiger wähnenden Menschengeiste.

Nach mancherlei Mühen und Beschwerden, nach unsäglicher künstlerischer Vollendungsarbeit ging das Märchenspiel im Frühherbste des Jahres 1828 auf der Bühne des selbstsicheren Herrn Steinkeller in Szene: Und wurde der vollkommenste, überwältigendste Sieg, den das Genie, genannt Ferdinand Raimund, über Ungläubige, Zweifelnde, Widerstrebende errang; zugleich die glänzendste Rechtfertigung aller jener, die Ferdinand Raimund, unbeirrt durch das Gespött der Mißgünstigen wie durch dessen eigene Fehlgriffe, längst prophetisch neben die Größten im Reiche der Poesie gestellt hatten.

Ferdinand Raimund spielte den Menschenfeind Rappelkopf — und brauchte nur sich selbst mit all seiner sichtbaren Borstigkeit und unsichtbaren Güte zu spielen, um das packendste Bild von Lebenswahrheit und Bühnenwahrscheinlichkeit zu bieten.

Es war ein großes Ereignis in der Theatergeschichte Wiens, in der Kulturgeschichte der Menschheit. Übers Meer sogar drang sein Ruf: Ein vornehmer Englän-

der, Lord Stanhope, faßte den Plan, das Drama auch seinen Landsleuten in ihrer Sprache zu bringen, und führte diese Absicht unverweilt aus.

Franz Grillparzer, der Kühle, schwer zu Begeisternde, selbst Verbitterte, urteilte diesmal mit rückhaltloser Anerkennung.

Die Blätter priesen den gottbegnadeten Schöpfer und zugleich darstellerischen Hauptträger des neuen Werkes in vollen Tönen, reimgewandte Verehrer dichteten Hymnen auf ihn:

„Und so wirst du herrlich glänzen
Und von Lorbeer'n wird umlaubt
Stets mit neuen Siegeskränzen
Schmücken sich dein Dichterhaupt.
Wenn die Lyra auch verklungen
Und du ziehst zum Ruheport,
Stets doch bleibt, was du gesungen,
Was zum Herzen uns gedrungen,
Denn du lebst im Liede fort!"

Wie verjüngender Zaubertrank rann solche Anerkennung, solche Bewunderung unserem Dichter durch die Adern, wie lindernder Balsam kühlte sie die Wunden seines Herzens. Er prahlte nicht damit, am wenigsten seiner Toni gegenüber — ihre Gefühle für ihn konnte ja, des war er überzeugt, kein fremdes Lob mehr steigern.

Aber das berichtete er ihr mit stolzer Genugtuung, daß der Schloßverwalter von Gutenstein, der doch Land und Landleute genau kenne, entzückt sei von der Szene in der Köhlerhütte, da er Ähnliches vielfach selbst

erlebt habe. Und säumte auch nicht, dies Urteil seinem Freunde Löwe, dem Hofburgschauspieler Ferdinand Löwe, zu unterbreiten, der überkritisch den melodramatischen Abschluß des Auftrittes beanstandet hatte als im Widerspruche stehend mit dessen durchaus realistischem Beginn und Kern, und insbesondere die unpassende Sentimentalität des Abschiedschores der durch den rücksichtslosen Menschenfeind, doch auch nicht ohne eigene Schuld heimatlos Gewordenen.

Das Volk von Wien, dann das deutschösterreichische, bald fast das ganze deutsche Volk waren weniger nörgelsüchtig. Binnen kurzer Frist gehörte es zu ihren Lieblingsliedern, das schlichte, schwermütige Lied, dessen ursprünglichen und bleibenden, allgemein menschlichen Gefühlsinhalt ein jeglicher, der Ärmste wie der Reichste, der Gelehrteste wie der Einfältigste, so ganz empfinden konnte:

„So leb' denn wohl, du stilles Haus,
Wir ziehn betrübt aus dir hinaus,
Und fänden wir das höchste Glück,
Wir dächten doch an dich zurück ..."

Deutschösterreich hatte seinen volkstümlichen Nationaldichter, seine nationale Volksbühne.

Durch und durch deutsch im tiefsten, edelsten Sinne waren beide, sie und er, und so von innen heraus, so selbstverständlich deutsch, das dies schlichte und doch so vieles bedeutende Wort von ihm nicht genannt, auf ihr nicht gesprochen zu werden brauchte.

Hoch auf dem Gipfel alles menschlichen Könnens,

aller menschlichen Kunst stand Ferdinand Raimund, der niedriggeborene, der rappelköpfige: Auf einer Höhe, zu der vielleicht nicht allein die Irdischen mit scheuer Bewunderung empor-, auf die wohl auch die Schicksalsgötter, die furchtbaren, mit Neid herabblickten; einem Gipfel, von dem ein weiterer Aufstieg schier unmöglich, ein jäher, zerschmetternder Absturz nur allzu leicht denkbar war.

## 22.



Die Wiener Zeitschriften beglückwünschten den Direktor Steinkeller zu einem solchen „Juwel“ wie Ferdinand Raimund. Direktor Steinkeller aber bewies mit der eisernen Konsequenz des unheilbar Verblendeten, daß er dieses Juwel nun und nimmer zu schätzen, daß er echte Edelsteine überhaupt nicht von falschen zu unterscheiden wußte. Rühriger, als sein ärgster Feind es vermocht hätte, untergrub er die Grundsteine seines Theaters, erworbenes Verdienst war ihm nichts, wenn nicht gar ein Dorn im Auge, und wer von den Mitgliedern etwa sich der besonderen Schätzung Ferdinand Raimunds erfreute, der war auch schon verdächtig und mißliebig bei ihm.

Den tüchtigen Ludolf entließ er, den braven Schadetzky. Franz Korntheuer, Ignaz Schuster hatten ihm, der Zwistigkeiten müde, ihre Verträge hingeworfen. Ohnehin reizbar geworden durch die unseligste ihrer Liebschaften, ihr gräßliches Abenteuer mit dem Hochstapler und Raubmörder Jaroschinsky, fand endlich auch die Krones, es sei einfach „nicht mehr zum aushalten“ und ging den Donaukanal und den Wienfluß hinauf ans Theater an der Wien.

Ferdinand Raimund aber vermochte sich noch immer nicht loszureißen von seiner einst so trauten Wirkensstätte, er blieb und suchte Trost und Vergessen in seiner Liebe, in der Schönheit der Natur, in der Poesie.

War er mit Toni zusammen, dann gab es ja freilich nach wie vor Meinungsverschiedenheiten, Zwistigkeiten meist bedeutungsloser, nur bisweilen gewaltsam zu tieferer Bedeutung aufgebauschter Art, dann trübte sich der reine Quell ihrer Liebe und förderte Geröll und Schlamm an die Oberfläche, die nur langsam wieder zu Boden sanken; war er von ihr entfernt, durchstreifte er einsam den frühlingsduftenden, den sommerlich strotzenden, den herbstlich erglühenden Wald von Wien, dann fiel ihm jedes böse Wort, das sie einander gesagt hatten, felsenschwer aufs Herz, dann sehnte er sich flammenheiß nach ihr, dann leistete er im Geiste feierliche Abbitte und immer von neuem das hundertfach schon gebrochene Gelöbnis, stets gütig und nachsichtig, nie, nie mehr wieder launisch und unfreundlich gegen die Arme zu sein.

Nirgends fühlte er sich sicherer und besser verwahrt als an dem Herzen der großen Allmutter Natur. Nirgends trat ihm Tonis Bild so schön entgegen wie im lieblichen Neustift, wo sie beide einst ihr Wiederfinden durch den Treuschwur vor der Gottesgebärerin besiegelt hatten.

Heimgekehrt von solchen Ausflügen oder sich vereinsamt fühlend auf Erholungsreisen in größere Entfernung, goß er seines Busens Überschwang in glühende Briefe:

„Das Ideal meiner jugendlich-romantischen Träume, soweit es in dieser Welt voll moralischer Unvollkommenheit möglich ist, habe ich in Dir gefunden, liebe, gute Toni ... Bei all seiner kränklichen Reizbarkeit hängt doch mein Herz mit unerschütterlicher Treue an Grundsätzen und Gegenständen, die edler Gefühle würdig sind ... Den Strauß habe ich Dir in einem einsamen Gärtchen gepflückt, das ganz dazu gemacht ist, die Seufzer eines Liebenden in seinem unbelauschten Dunkel zu verbergen ... Nie werde ich aufhören, meiner Toni zu sein, was ich ihr so heilig gelobte, und ein Augenblick der Überzeugung ihrer Liebe belohnt mich für die fortgesetzte jahrelange Reihe meines sehnsüchtigen Leides ...“

Eine zweite Geliebte habe er allerdings stets neben ihr, gestand er ihr wehmütig-schelmisch, doch auf diese brauche sie nicht eifersüchtig zu sein, denn die sei ja kein Wesen von Fleisch und Blut, sondern — die göttliche Kunst, die himmlische Poesie ...

Und sie war auch diesmal wiederum seine Gesellschafterin in der sommerlichen Zurückgezogenheit in Weidling am Bache, dann zwischen den ruinengekrönten Felsenklippen der Mödlinger Klause und der Brühl. Dort entströmte seinem Genius sein sechstes Drama, die gigantisch gedachte Tragödie der maßlosen, vor keiner Freveltat zurückschaudernden, aber von den rächenden Furien gräßlich gestraften Ehr- und Ruhmbegier, die Tragödie des treulosen Feldherrn Phalarius, aber zugleich auch symbolisch die Tragödie des besiegten und gedemütigten, auf Sankt Helenas Felseneiland einsam

verschiedenen Welteroberers und Weltzertrümmerers Napoleon Bonaparte, dessen erster Aufenthalt, dessen Machtentfaltung im eroberten Wien ihm einer der stärksten Eindrücke aus ferner Jugend blieb — das Zauberspiel „Die unheilbringende Krone".

Nach höchstem Ruhm und höchster Ehre strebte auch Ferdinand Raimund kühn und vermessen mit diesem Werke — und fiel mit gebrochenen Flügeln zurück in die Tiefe, ähnlich seinem Helden. Nicht die strahlendste Dichterkrone, bloß Unheil erntete er: Stille, doch deutliche Ablehnung durch das Publikum, schonende, aber nicht minder bestimmte seitens der Kritik, im eigenen Innern vollends bittere Enttäuschung über das Mißlingen seines dichterischen Sonnenfluges. Nach drei Aufführungen am Leopoldstädter Theater wurde das Stück abgesetzt.

„Die goldpapierene Zauberkrone" hingegen, das Erzeugnis eines schreibfertigen Parodisten, mit dem Direktor Carl an der Wien den Honig auch aus diesem Mißgeschick eines nicht für ihn arbeitenden Dichters und eines direktorialen Konkurrenten sog, fand zahlreiche Lacher und Klatscher.

Daß Raimunds Stellung an seiner Bühne und in der Gunst ihres Besitzers durch diesen Fehlschlag sich nicht eben festigte, war die natürliche Folge. Wie leicht aber wog sie im Vergleiche mit dem unauslöschlich brennenden, schmerzhaft bohrenden Gefühle, daß er seine Dichterkraft weit überschätzt habe, seine Begabung wirklich nur zu volkstümlich derber und heiterer Charakterschilderung reiche!

Vergebens schob er die Schuld auf die Unzulänglichkeit der Inszenierung und Darstellung, auf geheime Ränke und Winkelzüge seiner Neider. Für Stunden kaum vermochte er sich damit zu trösten und zu erleichtern, um so schwerer waren die folgenden der Selbsterkenntnis und Selbstzerfleischung. Und niemand richtete ihn auf, kein Lichtstrahl erheiterte seine verdüsterte Seele.

Doch, einer: Von jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle, aus Deutschland kam er in Gestalt einer wohlgemeinten, alle Schwächen des Stückes verteidigenden, all seine unleugbaren poetischen Vorzüge und des Dichters edles Wollen unterstreichenden und die Wiener der Ungerechtigkeit gegen ihren großen Landsmann zeihenden Zeitungskritik. Wie der Ertrinkende an den schwächsten Balken, so klammerte sich Ferdinand Raimund an sie; wie der Verdurstende an einem Regentropfen, so suchte er sich an ihr zu laben. Die Deutschen draußen, sagte er sich verbittert, ja, das waren andere Leute, scharfsichtigere, einsichtigere, idealistischere, tiefer schürfende als die Phäaken an der Donau, über die schon Friedrich Schiller mit Recht gespottet hatte, bei denen, daß Gott erbarm', Gaumen und Magen weit stärker entwickelt waren als das Gehirn.

Der Prophet galt nun einmal wenig in seinem Vaterlande, und am allerwenigsten, wenn dies Vaterland Österreich hieß. Nach dem Lande zog es ihn mit Macht, wo man seinen Wert besser erkannte als in der Heimat. Nach München ging diesmal seine Ferienreise.

Die Aufnahme, die er dort fand, übertraf schier noch

seine gespannten Erwartungen. Sein Antrag, ein Gastspiel am Hoftheater zu geben, wurde mit Freuden begrüßt und jedes Honorar im vorhinein bewilligt. Am liebsten hätten ihn die Münchener sogleich bei sich behalten. Das war ihm ein wahrer Herzenstrost. Warum griff er nicht zu? Seiner lieben Toni, sonst niemandem, gestand er's — aus Heimweh: „So sehr es mir in dieser und mancher anderen Beziehung in München gefällt, so kann ich keinen Vergleich mit meiner lieben Vaterstadt, mit meinem guten Österreich machen, dessen Wert man erst wahrhaft kennenlernt, wenn man reiset . . ."

Das Versprechen, sehr bald und für längere Zeit wiederzukommen, ließ er den Münchnern zurück. Dann aber eilte er heim in die vielgeschmähte und vielverherrlichte Kaiserstadt an der Donau, die nun einmal, mochte er's sich und ihr auch wütend bestreiten, ein Teil von ihm war, wie er ein Teil von ihr.

Je näher er ihr kam, desto größer wurde seine ungeduldige Sehnsucht.

Wie hatte er in seinem ersten Stück, in seinem „Barometermacher", gesungen?

„Im Öst'reicher Landl
Da bin ich zu Haus,
Da geht mir das Glück
Und die Freud' gar net aus . . ."

Und:

„Die Jägerzeil' lieb' ich vor allen,
Dort wünsch' ich den Leuten zu g'fallen,
Dort hab' ich ein einziges Haus,
Da zieh' ich mein Lebtag net aus!"

Bereit zum Vergessen und Vergeben trat er vor Herrn Rudolf Steinkeller, mit ausgestreckter Hand sozusagen. Der hätte sie nur zu ergreifen, nur kräftig und mit einem warmen Wort einzuschlagen gebraucht, so wäre vielleicht zwischen ihm und der weitaus hervorragendsten Kraft seines Theaters alles noch gut geworden. Aber der Törichte schlug nicht freudig ein, sondern zeigte sich aufgeblasener als je gegen den Mann, dessen Schuhriemen zu lösen er nicht würdig war.

Da war dem Faß der Boden ausgeschlagen.

Da trennte Raimund mit raschem, scharfem Schnitt das letzte lose Band.

Als jene Wiener, die am 5. August 1830 trotz der Hochsommerhitze ins Leopoldstädter Theater gegangen waren, um den Raimund wieder einmal als Florian Waschblau in seinem „Diamant des Geisterkönigs" zu bewundern, nach Schluß der Vorstellung das Haus verließen, da wußten sie noch nicht, daß der Bruch zwischen ihrem genialen Liebling und seinem unbedeutenden, unbeliebten Direktor endgültig vollzogen sei. Eine Woche darauf erst sagte es ihnen die „Theater-Zeitung", daß Herr Raimund, wie man vernehme, nicht mehr auf der Leopoldstädter Bühne erscheinen werde und vorläufig eine Kunstreise antrete.





Die Wiener lasen's oder hörten's mit — nun, mit lebhaftem Bedauern. Der Sturm der Entrüstung, der Schrei des Entsetzens, die einmütige laute Parteinahme gegen den undankbaren Direktor und für den schwer gekränkten Dichter, wenn Ferdinand Raimund etwas derartiges gehofft hatte, blieben aus. Sich selber konnte er's nicht völlig verhehlen, er hatte Ähnliches nicht für unwahrscheinlich gehalten. Und er dachte, er fühlte insgeheim mit Bitterkeit, daß das entzündliche wienerische Temperament, das einstens — nimmermehr vergaß er's, und wenn er hundert Lebensjahre erreichen sollte! — alle Schranken des Anstandes durchbrochen hatte, als man dem Raimund eine unselige Heirat aufzuzwingen entschlossen war, daß dieses sanguinische und cholerische Temperament sich nun urplötzlich in ein recht phlegmatisches verwandelt zu haben schien, da es galt, dem Raimund selbst Genugtuung zu schaffen, seinen Beleidiger ins Knie zu zwingen.

„Ewig schad'!" sagten bloß die einen. „Zu dumm, so was!" ärgerten sich die anderen. „Er wird schon wieder kommen!" beschwichtigten die dritten.

Und diese Zuversichtlichen behielten recht, wie einst die unbekümmerte Braut gegen den unwilligen, aber schwachen Bräutigam recht behalten hatte.

Zuerst freilich hatte Ferdinand Raimund sich grimmig zugeschworen, nicht nur der dankvergessenen Vaterstadt, sondern der Theaterwelt überhaupt den Rücken zu kehren, den Dornenweg des Schauspielers für immer zu meiden.

Ach, klagte er bei sich, hätte er ihn doch niemals ein=

geschlagen! Wäre er ein ehrsamer Handwerksmeister geworden, wie unendlich viel Leid und Weh wäre ihm erspart geblieben!

Aber bald merkte er, daß jener Entschluß, wenn auch im Augenblicke noch so ernstlich gemeint, viel leichter gefaßt als festgehalten war. Nein, die Ausführung ging einfach über seine Kraft. Nichts Kleineres als einen Riß mitten durchs eigene Herz hätte dieses gewaltsame Sichlosreißen bedeutet.

Ein Vierteljahr lang ertrug er die grollende Zurückgezogenheit, die absichtliche künstlerische Untätigkeit — dann erschien er als Gast, als Harfenist Nachtigall in seiner „Gefesselten Phantasie", vor dem dichtgedrängten, beifallsfreudigen Publikum des Theaters an der Wien. Und schon an diesem ersten Abende seines langdauernden, erfolgreichen Gastspieles hielt er aus tiefstem Herzen heraus eine Ansprache, die mit der bewegten Versicherung schloß: Wenn ihn auch späterhin Verpflichtungen für einige Zeit entfernten, so werde er doch niemals aufhören, die Huld seiner Vaterstadt als höchstes Gut zu achten ...

Die Gunstbezeugungen des Publikums, die in gleicher Wärme Abend für Abend anhielten und vereinzelte Justamentzischer zu unschädlichen Narren stempelten, glätteten wie Öl die Wogen in Ferdinand Raimunds Brust.

Das Weihnachtsfest, das Neujahrsfest verliefen ihm so friedvoll wie kaum eines vorher.

Im zweiten Monat des neuen Jahres jedoch, des einundvierzigsten seines unendlich armen und unendlich rei-

chen Lebens, riefen ihn die Verpflichtungen, die er in München eingegangen, nach der gemütlichen, kunst- und bierfrohen Residenzstadt des bayrischen Königreiches. Aber erlebte er auch dort an der Isar, wie in der großartigen, von eisiger Winterspracht starrenden Umgebung des see- und gipfelreichen bayrischen Hochlandes kaum einen Tag, an dem ihn nicht die nahverwandten Fremdlinge, vom höchsten Würdenträger bis hinab zum schlichtesten Mann aus dem Volke, feierten und ehrten, an dem er nicht die werte Bekanntschaft eines Beliebten oder Berühmten machte, der des Österreichers Wert zu würdigen verstand — so verging doch anfangs nicht eine Nacht, in der er sich nicht nach dem Anblick der trauten Heimat, des altehrwürdigen Stephansturmes verlangend sehnte. Bald darauf indes, weh' ihm, folgten Tage, die mit ihren Nachrichten aus Wien seinen alten Unmut über die launenhafte Wankelmütigkeit seiner engsten Landsleute von neuem weckten und schürten.

Im Lenzmond nämlich gastierte im Theater in der Josefstadt ein jüngerer Schauspieler, der, zu Wien gebürtig, anfänglich als Opernsänger dem Kärntnertortheater verpflichtet, hierauf nur im fernen Ausland und an österreichischen Provinzbühnen aufgetreten war und jahrelang in Graz gemeinsam mit Ferdinand Raimunds Jugendfreund Josef Kindler wirkte. Johann Nestroy hieß dieser Schauspieler. Und Pepi Kindler, so selten auch im Lauf der Jahre seine Briefe an den berühmten Freund in Wien geworden waren, hatte doch schon in manchem von ihnen seines Kollegen Nestroy



Ferdinand Raimund und Konstanze Le Gay,
spätere verehel. Dahn
als Wurzel und Jugend im „Mädchen aus der Feenwelt“ in München

Erwähnung getan und dessen außerordentlich scharfe Charakterisierung volkstümlich komischer Bühnengestalten, wie des Geisterkönigs Longimanus im Raimundschen „Diamant", vor allem aber des einäugigen Invaliden Sansquartier in dem lustigen Vaudeville „Sieben Mädchen in Uniform", begeistert gepriesen. Namentlich mit seinem ausführlichen und anschaulichen Bericht über dieses von einem Franzosen verfaßte, einem Berliner übersetzte, einem Wiener aber, Johann Nestroy eben, erst für den österreichischen Geschmack und seine eigene darstellerische Sonderart hergerichtete übermütige Stück und Nestroys Leistung in ihm konnte der lachfrohe, neidlose Kindler kaum ein Ende finden. Er vermochte sich wohl nicht vorzustellen. daß andere Menschen ganz, ganz anders dachten als er, und er hatte in der Entfernung besonders den himmelweiten Unterschied vergessen zwischen seiner federleichten Lebensauffassung und der Schwermut Ferdinand Raimunds. Die pünktlich eintreffende Raimundsche Antwort rüttelte hart genug an seinem faul gewordenen Gedächtnis. Just dazumal, um Weihnacht 1827, da die Leute an der Mur sich vor Lachen krümmten über Nestroys verstandesscharfen, zungengewandten, das Erhabenste frech bespöttelnden Sansquartier, just dazumal seufzte Ferdinand Raimund an der blauen Donau kummervoll unter dem Fehlschlage seines „Moisasur" und bangte, rastlos tätig, dem Erfolge oder Mißerfolge seiner „Phantasie" entgegen. Er habe zwar stets gewußt, schrieb er damals verletzt und verärgert an Kindler, daß Spekulationen auf die angeborene

Dummheit, Roheit und Sinnlichkeit der großen Pöbelmenge von jeher die sichersten seien, aber er habe nie vermutet, daß sein Freund Kindler sich zu dieser Menge rechne; es zu denken, bleibe ihm auch heute peinlich; am allerpeinlichsten aber sei ihm der Gedanke, daß Herr Nestroy, um den er sich bisher nicht gekümmert habe, den er aber nun als Menschen wie als Schauspieler genau zu erkennen glaube, als einen Menschen ohne Sinn für das Höhere, ohne Ehrfurcht vor dem Ehrwürdigen, als einen Darsteller, der skrupellos um wohlfeilen Beifall buhle — daß dieser Herr Nestroy auch in seinen, Raimunds, Lieblingsrollen, in den Hauptrollen seiner, Raimunds, eigenen Stücke aufzutreten pflege und, von keinem gehindert oder zurechtgewiesen, sie zum Tummelplatze seiner bösartigen Einfälle machen dürfe; auch er, Ferdinand Raimund, könne ihn ja leider Gottes nicht daran hindern, aber er wünsche wenigstens, niemals im Leben des Herrn Johann Nestroy nähere, persönliche Bekanntschaft zu machen ...

Das also war vor mehr als drei Jahren gewesen. Anderthalb Jahre darauf gastierte dieser Johann Nestroy zum erstenmal in Wien, aber das Gastspiel war so rasch, so sang- und klanglos abgelaufen, daß Ferdinand Raimund seine Absicht, Herrn Nestroy fernerhin zu ignorieren, kaum hätte ändern können, auch wenn er sie ändern hätte wollen.

Und jetzt, wiederum anderthalb Jahre später, da Raimund in München weilte, spielte dieser Nestroy, dieser Mensch, Schauspieler und Quasidichter ohne alle höheren Ideale und Ziele, abermals in Wien,

spielte dort auch seinen schamlos frechen Sansquartier!

Und diesmal brachte es Ferdinand Raimund schlechterdings nicht über sich, sich nicht um ihn zu kümmern. Sondern er verschlang nicht nur gierig die Berichte, die ihm zufällig vor Augen und zu Ohren kamen, er begehrte sogar fiebernd nach solchen, er fragte brieflich bei seinem sonst von ihm nicht sehr hochgeschätzten „guten Freunde" Bäuerle an und ließ sich die „Theater-Zeitung" eigens nach München ins Haus schicken, die über das Gastspiel Nestroys eingehende Referate brachte. Die bestätigten ihm vor allem, daß seine mißächtliche Meinung über dieses Lustigmachers Qualitäten doch auch, zum Teil wenigstens, noch anderer Leute Meinung war, daß man dessen schlüpfrige Augensprache, seine oft die Grenzen der Schicklichkeit überschreitenden Extempore, seine bedenkenlose Verballhornung berühmter, großer Meisterwerke, wie der Schillerschen „Jungfrau von Orleans", als ungehörig rügte. Aber die Kritiker rügten sie merkwürdig milde und verhehlten dabei keineswegs ihre Anerkennung für des Gastes Gewandtheit, Sicherheit und Begabung ... Das Publikum aber? Das wienerische Publikum, dessen Geschmack, Kunstempfinden und Gemüt zu heben, er, Ferdinand Raimund, ein Jahrzehnt lang trotz aller immer wiederkehrenden Enttäuschungen, unter unsäglichen Mühen sich rechtschaffen bestrebt hatte? Das Publikum jubelte, kein Zweifel daran war möglich, dem Herrn Nestroy aus Graz zwischen Lachkrämpfen zu, wie es bisweilen, beileibe nicht immer, ihm, Ferdinand Raimund, zugejubelt hatte; es stieß sich nicht an des anderen

Derbheiten und Kühnheiten, fand keinen Unterschied zwischen diesem und jenem — ja, es hätte wohl gar, wäre Nestroy in Wien, Raimund in Deutschland geblieben, von heute auf morgen über dem Nestroy den Raimund vergessen.

Und von da an begann Ferdinand Raimund den niegesehenen Johann Nestroy nicht nur zu verachten, sondern zu hassen. Er haßte ihn als einen Dutzenddichter, der schlechte Stücke schrieb und vorhandene schlechte noch verschlechterte, haßte ihn als einen Schauspieler, der für die hehren Aufgaben seiner Kunst kein Pflichtgefühl hatte, haßte ihn als Berufsgenossen; ja, er haßte ihn sogar als Menschen, weil er die Vermessenheit besaß, auf ein ähnliches Lebensschicksal zurückzublicken wie er, dieses riesengroße, mit nichts zu vergleichende Verhängnis zu einem alltäglichen Malheur herabzudrücken: Denn Johann Nestroy, so hörte man, war ebenfalls von seiner Gattin geschieden, wahrscheinlich durch eigene Schuld, und lebte jetzt mit einem anderen Weibsbilde, das ihn überallhin begleitete, in öffentlicher wilder Ehe ...

Wahrlich, kein Mensch auf Erden, der böswilligste und gewalttätigste nicht, hätte den Menschen Ferdinand Raimund so grausam zu peinigen, so tief zu erniedrigen gewagt oder vermocht, wie er selbst sich in geheimsten Stunden des Menschenhasses und der Weltverachtung zerfleischte und erniedrigte.

* * *

Im Spätfrühling, unmittelbar vor Vollendung seines einundvierzigsten Lebensjahres, war Raimund von seiner ersten Münchener Gastspielreise nach Wien zurückgekehrt, mit Lorbeeren bedeckt, ein stürmisch-zärtliches Wiedersehen mit Antonia Wagner feiernd, dann nach nichts sich sehnend als nach friedvoller Rast in stiller Zurückgezogenheit.

Doch zehn Wochen später schon brach er diese ab; im Hochsommer, um Mariä Himmelfahrt, verließ er das geliebte Mädchen und die geliebte Vaterstadt, um abermals Gastspielverpflichtungen jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle zu erfüllen. Und diesmal ging die Reise weit, weit nach Norden, fast bis ans Gestade des nördlichen Meeres, nach der großen, schönen und altberühmten freien Hansestadt an der Mündung des Elbestromes.

In ein frohes, lachendes Wien war er heimgekommen, ein sorgenbedrücktes, ahnungsbanges sollte er hinter sich lassen, und in Furcht und Grauen rüstete er zur Abfahrt. Ein grinsendes Gespenst aus dem fernen Osten, das immer drohender näher gerückt war, das man vergebens zu scheuchen gehofft hatte, senkte just in diesen Tagen seine schwarzen Fittiche über die Kaiserstadt herab, schlug seine giftigen Krallen in ihr Fleisch: Die asiatische Cholera.

Noch blieben die Krankheits- und Sterbefälle vereinzelt und nach Möglichkeit verborgen, doch schon ereignete es sich auch hie und da, daß einer, der mit leichtem Unbehagen vom Hause weggegangen war, seinem Ge-

schäft oder Vergnügen nach, plötzlich auf offener Straße zusammenstürzte, blasse Furcht um sich verbreitend.

Die knapp bevorstehende, unaufschiebbare Abreise bot Ferdinand Raimund allerwillkommenste Gelegenheit, sich ohne Verdacht der Feigheit in Sicherheit zu bringen. Toni Wagner aber sollte bleiben, das Liebste, was er auf Erden besaß, sollte er schutzlos der Vernichtungsgefahr überlassen? Er eilte zu ihren Eltern, er bat und beschwor sie, die Teure mit ihm ziehen zu lassen. Vielleicht hätten diese trotz langen Sträubens nachgegeben, doch die Tochter selbst erklärte, sich in solch schweren Zeiten nicht von ihnen trennen zu wollen.

„Hast du so wenig Vertrauen auf den Schutz der Mutter Gottes, die uns beide bisher beschützt hat?" fragte sie mit liebevollem Vorwurf den Geliebten. „Bet' für mich alle Tage zu ihr, wie ich für dich beten werd', dann sehen wir uns gewiß froh und gesund wieder!"

So mußte Ferdinand Raimund schweren Herzens von ihr scheiden.

Nach wochenlanger, anstrengender Reise traf er in Hamburg ein und fand dort besonders als Darsteller der Hauptrollen seiner beiden Meisterwerke, die Hamburgs Volk und Patrizier bereits ohne ihn gesehen und bewundert hatten, als Fortunatus Wurzel im „Mädchen aus der Feenwelt" und als Rappelkopf, ungeheuren Beifall. Die erwartete Sicherheit vor der asiatischen Seuche jedoch fand er nicht, denn diese war ihm auf dem Fuße gefolgt. Nachdem man ihm ihr Umsichgreifen acht Tage lang verheimlicht hatte, mußte ihm der kunstverständige, kunstbegeisterte Hamburger Arzt, mit dem

er bald nach seiner Ankunft Freundschaft geschlossen, eines Abends auf sein Drängen gestehen:

„Nun ja, Herr Raimund, wir haben sie!"

Am nächsten Tage trat Raimund nicht mehr auf, sondern bestieg, von seinem neuen Freunde mit guten Ratschlägen und allen Vorbeugemitteln, mit denen die medizinische Wissenschaft der tückischen Mörderin Cholera an den Leib zu rücken suchte, reichlich versehen, den Reisewagen, um wiederum nach Süden zu fliehen.

In Eilfahrten ging es zuerst nach Frankfurt am Main, der alten Wahlstadt der deutschen Könige, wo der „Römer" mit dem Kaisersaal, der romanisch-gotische Krönungsdom, das schlichte Geburtshaus des großen, greisen Johann Wolfgang auf dem Hirschgraben ihn alle kleinliche Furcht vergessen ließen und seine Seele mit Ehrfurcht erfüllten; dann rheinaufwärts nach Karlsruhe und von da am Schwarzwaldsaume nach dem aus dem Altertume schon durch seine heilkräftigen Thermen berühmten, seit etlichen Jahren aber auch durch seine Spielhölle berüchtigten Baden.

Wohlmeinende Reisebekanntschaften hatten ihn gewarnt, diesen nun in doppeltem Sinne heißen Boden zu betreten, die Wiener galten jedenfalls bei ihnen als besonders charakterschwach. Ferdinand Raimund lachte ob solcher Warnungen. Nein, daß er sein Geld am grünen Tische verlor, des war keine Gefahr, zu gut nur wußte er, wie sauer und langsam er's, Gulden für Gulden, erworben hatte. Aber sehen mußte er diesen Tummelplatz törichtester und zügellosester Leidenschaft, sinnlosester Verschwendungssucht, nicht fürs Leben hätte er

ihn, von dem er schon so vieles gehört, seitab liegen lassen, da er ihm so nahe war. Vielleicht auch, dachte er in seinem kindgläubigen Idealismus, gelang es ihm sogar, einen oder den anderen Verblendeten durch gütigen Zuspruch, durch sein eigenes Beispiel vom Abgrund des Verderbens zurückzureißen.

Freilich, das gelang ihm nicht.

Schon am ersten Abend seiner Anwesenheit in Baden suchte er den weiten, lichterstrahlenden Saal des Konversationshauses auf, wo beim Trente et quarante das blanke Gold gleich Wasser oder Rieselsand den fiebernden Spielern durch die Finger rann, ihren eiskalten Ausbeutern zufloß.

Als aufmerksamer Zuhörer stellte er sich hinter einen blutjungen Stutzer mit hübschem, aber todbleichem Gesicht, dessen Backenbärtchen, dessen Lockenfrisur, dessen übermoderne Dandytracht er hundertfach an den Rendezvousplätzen der vornehmen Wiener Gesellschaft mit spöttischem Widerwillen gesehen zu haben glaubte. Hier aber schienen sie ihm nicht das Wesentliche, hier griff ihm nur die tolle, verzweifelte Hast ans Herz, mit der das Gecklein Goldstück um Goldstück auf den Tisch warf und Goldstück um Goldstück verlor.

Ein ununterdrückbarer Ausruf des Entsetzens, der dem Munde des unglücklichen Spielers entfuhr, da der Croupier ein neues Häuflein Dukaten von ihm zu sich herüberscharrte, ein Heiligenanruf, wie er in Wien gang und gäbe war, bestätigte Raimunds Vermutung, einen Wiener vor sich zu haben.

In unwiderstehlichem Helferdrange wollte er den

Tollkopf an der Schulter berühren, da wendete sich dieser selbst jäh und barsch herum:

„Mein Herr, ich ersuche Sie, wegzugehen, Sie bringen mir Unglück!“

Anstatt sich verletzt zu fühlen, antwortete Raimund leise und eindringlich:

„Vielleicht kann ich Ihnen Glück bringen, wenn Sie mir folgen — ich bin aus Wien und glaube, wir sind Landsleute — wenn Sie sogleich mit mir fortgehen aus dieser — dieser — Hölle!“

Der Stutzer setzte sich in Heldenpose und fixierte den ungerufenen Warner durchs Lorgnon:

„Mein Herr, ich verbitt' mir ganz energisch Ihre Belehrungen! Sonst könnten Sie Unangenehmes zu hören kriegen!“ Allein im nächsten Augenblicke schien er in sich zusammenzubrechen. Unter seine Atlasweste greifend und Raimund hastig beiseiteziehend, flüsterte er dem Fremden heiser ins Ohr:

„Wenn Sie wirklich ein Wiener sind wie ich, dann leihen Sie mir, bitte, zehn Dukaten auf diese Uhr und Kette! Sie haben, parole d'honneur, das Dreifache gekostet.“

„Gern,“ sagte Raimund ebenso rasch, „aber nur unter der Bedingung, daß Sie sofort mit mir den Saal verlassen und nicht mehr zurückkehren!“

Den Bruchteil einer Sekunde schien der andere zu schwanken. Dann zischte er hochmütig:

„Excusez, monsieur! Es tut mir leid, daß ich Sie für einen Gentleman hielt. Ich werde einen finden. Adieu!“

Und gleich darauf war er im Menschengedränge der

weitläufigen Räumlichkeiten verschwunden. Umsonst spürte ihm Raimund nach. Seufzend verließ er endlich diese Stätte der blinden Leidenschaft und Unvernunft ...

„Heut' nacht," erzählte beim Mittagessen des nächsten Tages in dem soliden, altbürgerlichen Gasthofe, in dem er Quartier genommen, sein Tischnachbar, ein behäbiger Stuttgarter Bürgersmann, der in Baden nicht hohe Spielgewinste, sondern bloß Befreiung von seinen Rheumatismen suchte, „heut' nacht habe sie wieder so ein leichtsinniges Bürschle derschosse aufg'funde im Park, der Wirt hat mir's heimlich anvertraut, es därf ja nit aufkomme. Ein rechter Skandal, i kann's völli' nit begreife, daß der Großherzog so was leid't ... Ein Landschmann von Ihne soll er g'wese sein, der nämliche ..."

„Ein Wiener?" stieß Raimund erschreckt hervor.

„Ja, ein Wiener. Von einem Bankier in Wien der Sohn. Sie habe einen Abschiedsbrief bei ihm g'funde. So ein leichtfertig's, gottloses Bürschle — Früchtle nennt man's bei euch, gell? No, die arme Eltern!"

Die armen Eltern! dachte auch Raimund voll Mitleid und Schmerz ... Wenn er sich um die Personalien des Toten erkundigte, die Angehörigen in Wien sogleich schonungsvoll verständigte? Mein Gott, die erfuhren das Entsetzliche ohnehin bald und noch früh genug. Und dem Dahingegangenen konnte er nicht das mindeste mehr nützen, der bei Lebzeiten seinen guten Willen zurückgewiesen. Und — und ihm graute vor Selbstmördern. Mit Entsetzen erinnerte er sich noch des Ekels, der ihn geschüttelt und tagelang gepeinigt hatte, als er vor Jahren bei einer morgendlichen Spazierfahrt im Prater

auf die Leiche des Wiener Buchhändlers Herder gestoßen war, der sich vor dem geschäftlichen Zusammenbruch ins Jenseits gerettet ... Gerettet? In was für ein gräßliches Jenseits? ...

So bald wie möglich verließ er den Unheilsort, ohne noch einmal den Spielsaal betreten zu haben, unablässig verfolgt von bohrenden Gedanken über jene unheimliche Erdenmacht, die man Geld nannte, die jedermann unentbehrlich war, aber nur dem Weisen nützen konnte, dem Toren zum fressenden Verderben werden mußte ...

Über Stuttgart ging's nach München, wo er ein langes winterliches Gastspiel zu geben gedachte und wo ihn Nachrichten aus Wien erwarteten, erfreuliche und unerfreuliche. Toni, ihre Eltern und Geschwister befanden sich wohl, die Seuche schien überhaupt seit Eintritt der kalten Jahreszeit im Erlöschen. Und — Herr Nestroy war samt seiner Beischläferin, wenige Tage nach Raimunds Abreise, von Direktor Carl fürs Theater an der Wien fest und dauernd verpflichtet worden; fand steigenden Zulauf und Beifall, mit seinem Sansquartier vor allem, und werde, hieß es, demnächst auch ein selbstverfaßtes neues Stück, eine Parodie auf ein am Kärntnertortheater gespieltes romantisches Ballett, bringen ...

Diese Neuigkeit las Ferdinand mit Ingrimm und Verachtung. Mit Ingrimm und Verachtung erfüllte ihn ja, insgeheim, ohne daß es jemand ahnte, alles, was dieser Herr Nestroy, der nach einem „Sansquartier"-Bilde auch äußerlich ein Scheusal sein mußte, tat oder ließ, was man an ihm lobte oder tadelte. Eine Paro-

die — natürlich! Niemals hätte er, Ferdinand Raimund, sich zu dieser niedrigsten Gattung der Dichtung herabgelassen. Aber diesem Herrn Nestroy war es wohl zuzutrauen, daß er auch ein neues Stück von Ferdinand Raimund giftig parodierte — wenn jemals wieder ein solches auf der Bühne erscheinen sollte.

Vorläufig dachte Ferdinand Raimund nicht daran, eines zu verfassen, obwohl ihn die dramatische Seite des Badener Erlebnisses, nachdem er über die rein menschliche hinweggekommen war, und das Charakterbild des jugendlichen Verschwenders einigermaßen beschäftigten und fesselten.

Vorläufig labte er sich an dem abermaligen reichen Beifall im Auslande, der seinen Landsleuten deutlich vor Augen führen sollte, was sie an ihrem Raimund besaßen und zu verlieren hatten; vorläufig tröstete ihn auch der Anblick des vielen Geldes, das er für sein Münchener Auftreten erhielt, nicht weil er mit ihm für sein Wohlleben, sondern weil er mit ihm für Tonis Zukunft immer besser sorgen konnte. Denn er war kein Leichtsinniger, kein Verschwender, sein ärgster Feind sollte ihn so nicht nennen dürfen.

Und am Tage von Mariä Empfängnis — die Marienfeiertage hielt er für seine glückbringendsten, für die geeignetsten Tage zu jedem bedeutenderen Unternehmen — verfaßte er in München sein Testament und ließ es in vorgeschriebener gesetzmäßiger Form rechtsgültig unanfechtbar machen.

Den Armen der Stadt Wien, seiner geschiedenen Ehegattin Luise, den Kindern seiner vor einigen Jahren

verstorbenen Schwester Anna, obwohl er weder zu dieser noch zu jenen herzliche Beziehungen gepflegt hatte, der Witwe seines Theaterfriseurs vermachte er Legate — zur Haupt- und Universalerbin aber ernannte er „klar und ausdrücklich die Demoiselle Antonia Wagner, eheliche Tochter des wohllöblichen Cafetiers Wagner und dessen Ehegattin Theresia Wagner in Wien in der Leopoldstadt, nächst der Schlagbrücke..."

So, nun hatte er seine wichtigste, seine oberste Lebenspflicht erfüllt, und nun galt es nur noch fürderhin zu sorgen, daß, was er seiner geliebten Antonia hinterließ, sich nicht verminderte, sondern nach Möglichkeit vermehrte.

Ernst, aber mit sich selbst zufrieden, kehrte er um Neujahr nach Wien, in die Arme seiner Toni zurück. Und immer von neuem war ihm der Gedanke an das kostbare Geschenk, das er, ohne daß sie's ahnte, für sie aus München mitgebracht hatte, ein starker Trost, wenn ihn Kleinmut und Schwermut übermannen wollten...

Auf einem Spaziergange durch die innere Stadt, die er mit den Städten, die er besucht hatte, verglich und die ihm zwar nicht so prächtig, nicht so großartig wie manche, aber zehnfach so anheimelnd dünkte wie jede, kam er eines Nachmittags an Daums berühmtem, „neurenoviertem" Kaffeehause auf dem Kohlmarkt vorüber. Überlegend, ob er eintreten solle, sah er Herrn Daum selbst vor der Tür seines Etablissements stehen, der gerade nach dem verdüsterten, einen schweren Schneefall ankündigenden Firmament emporspähte und, den sor-

genvollen Blick zur Erde zurückwendend, Raimund sofort erkannte:

„Oh, der Herr von Raimund! Ich habe die Ehre, g'horsamster Diener, Herr von Raimund! Das is eine angenehme Überraschung! Endlich wieder in Wien, ja? Werden auch froh sein, was? Überall is's schön, sag' ich immer, aber zu Haus is's doch am schönsten, zu Haus is halt zu Haus! Haben mich vielleicht gar beehren wollen, Herr von Raimund? Freut mich sehr, freut mich außerordentlich. Bitte nach Ihnen, aprèz vous! Kommen S', Herr von Raimund, ich muß Ihnen was zeigen, was Sie als Billardspieler, was sag' ich, Billardkünstler, besonders interessieren wird: Mein neues, selbsterfundenes Schußbillard!"

„Schußbillard —?"

„Ja. Hier, bitte! Jean, noch ein paar Lampen anzünden, man siecht ja die Hand vor die Augen net. Also bitte: Queues braucht man da keine mehr dazu, dafür sind diese Schußbüchsen, diese kleinen Federkanonen da, aus denen wird der Ball'n nämlich abg'schossen. Nach allen Seiten beweglich und von allen Seiten leicht erreichbar. Auch sitzen kann man dabei. Schau'n Sie her — da schieb' ich den Ball'n hinein — so richt' ich mir — die — Büchsen — jetzt druck' ich los — und jetzt — na, was sagen Sie dazu?"

Herr Daum hatte scharf und gut gezielt, leise bimmelnde Musik, eine Mazurka von Josef Lanner sollte es wohl sein, verkündete sofort den Treffer.

„No, was sagen Sie dazu?" fragte nochmals glückstrahlend Herr Daum. „Meine eigene Erfindung!"

Ferdinand Raimund ging kopfschüttelnd um das kunstreiche Riesenbillard herum, betrachtete es aufmerksam von oben und unten, lächelte.

„Ein fünfjähriges ausschließliches Privileg hab' ich darauf 'kriegt von unserem guten Kaiser Franz!" Dies war Herrn Daums letzter und höchster Trumpf.

„So?" sagte Ferdinand Raimund bedächtig. „Gratuliere! Ich komm' nächstens auch um ein kaiserliches Privileg ein."

„Gehn S' zu, Herr von Raimund! Im Ernst? Auf was denn?"

„Ganz im Ernst. Auf viereckete Zwetschkenknödeln!"

Herr Daum sah einen Augenblick recht schafsmäßig drein — dann schoß er tief beleidigt davon, wie aus einer der von ihm erfundenen Federbüchsen geschnellt.

Aus einer Ecke des Zimmers, das ausschließlich als Tempel für das sinnreiche, kaiserlich privilegierte Daumsche Kunstwerk diente, scholl herzhaftes, beifälliges, wohllautendes Lachen eines Gastes, der dort einsam saß und bis jetzt emsig ein Papier mit Bleistift bekritzelt hatte.

„Entschuldigen Sie, Herr von Raimund," sagte dieser nun, sich höflich erhebend, mit einnehmend klangvoller Stimme, „entschuldigen Sie, aber ich hab' mich nicht halten können. Witziger hätt' niemand diese dalkete Spielerei ironisieren können. Ein Billard mit kleinen Kanonen statt mit Stoßstöcken — das is wirklich genau so geistreich wie viereckete Zwetschkenknödeln. Bravo! Hahaha!"

Nichts tat dem Dichter und Schauspieler Ferdinand Raimund so wohl wie spontaner Beifall, und keiner

wohler, als der seinem Witz im Alltagsleben gezollt wurde. Und nichts konnte ihm mehr Freude bereiten als unerwartetes Begrüßtwerden von Unbekannten außerhalb der Bühne.

Er besah sich den Lachfrohen näher. Es war ein hochgewachsener und dabei doch kräftig gebauter, etwa dreißigjähriger Mann mit schönen, fast hätte man sagen können: edlen Gesichtszügen, großen, sprechenden Augen und dichtem, leichtgewelltem, braunem Haar, sorgfältig gekleidet und anscheinend von besten Manieren.

„Der Herr ist auch Billardspieler?“ fragte Raimund und verneigte sich leicht.

„Ein leidenschaftlicher! Wahrscheinlich aber lang kein so guter wie Sie, Herr von Raimund. Aber wann Sie grad nichts Besseres vorhaben, wann Sie mir die Ehre erweisen und mit mir als Partner vorliebnehmen wollen ...“

„Mit Vergnügen! Aber nicht auf diesem — diesem Taferlklassebrett!“

„Natürlich nicht ... Jean! Is im Saal drüben ein Brett frei?“

Der Jean nickte eifrig und eilte den beiden Kampflustigen voraus. Im Augenblick war alles zum Turnier bereit. Von den Tischen an den Wänden stand man neugierig auf, die Kiebitze an den übrigen Billards, wo schon die Bälle klapperten und die Kegelglöckchen klirrten, ließen ihre bisherigen Posten im Stiche und drängten sich zu der neuen Partie, und es war ein Zischeln und Raunen und Augenwinken, das eine Sensation erwartungsvoll ankündigte.

Die Queues wurden verglichen, Ferdinand Raimund hatte den längeren und somit den ersten Stoß. Er gelang prachtvoll. Ebenso der zweite, der dritte, der vierte, der fünfte. Der sechste erst, ein besonders kunstvolles Triplee, ging um Haaresbreite daneben.

„Bravo, Raimund!“ scholl es aus der dichtgescharten, ehrfurchtsvoll spähenden Runde.

Nun kam der andere an die Reihe. Auch er machte fünf Karambols. Das sechste bereitete ihm Schwierigkeiten. Aber — er besiegte sie und war nun schon dem Gegner um einen Punkt voraus.

„Bravo!“ riefen ein paar. Einer aber rief:

„Bravo, Nestroy!“

Ferdinand Raimund zuckte zusammen, daß ihm schier der Billardstock, den er just bekreidete, aus der Hand fiel. Groß und starr sahen seine Augen nach dem Partner, der sich eben zum siebenten Stoß anschickte.

„Wie — heißen Sie?“ stammelte er heiser.

„Nestroy, zu dienen“, versetzte der andere aufblickend. „Entschuldigen Sie, daß ich mich vorzustellen versäumt hab'. Aber ich hab' gedacht, mein bescheidener Name ...“

Erstaunt bemerkte er nun Raimunds aschgraues, zuckendes Gesicht.

Der nagte wortlos an seinen Lippen, schien heftig mit einem Entschlusse zu ringen — warf plötzlich die Stoßstange aufs Billard und keuchte tonlos:

„Pardon — aber ich hab' wirklich keine Zeit mehr!“

Und riß Mantel und Hut vom Haken und rannte, ein Geldstück hinwerfend, ohne nach rechts oder links zu blicken, durch die verblüfft zurückweichenden Zuschauer

zur Tür hinaus. Er rannte wütend nach Hause. Er ballte in ohnmächtigem Groll die Fäuste gegen die Bosheit des Schicksals, das ihn nicht bloß folterte, sondern obendrein foppte. Und er schloß sich in sein Zimmer ein und gab der Haushälterin auf ihr Klopfen, ihre zehnmal wiederholte Frage, ob denn der gnädige Herr gar nichts zum Nachtmahl wünsche, keine Antwort. Und ging am nächsten, am übernächsten, am dritten Tage nicht aus und wies alle Besucher ab.

Einen ließ er endlich vor, den Hofschauspieler Carl Ludwig Costenoble. Der hatte von Raimunds neuerlicher Verbitterung und Menschenscheu gehört, ohne sich ihren Anlaß enträtseln zu können, und war nun gekommen, diesen zur Aufführung eines neueren Lustspieles im Burgtheater einzuladen, in welchem er selbst beschäftigt war und ihr gemeinsamer Freund Ludwig Löwe, nach allgemeinem, einstimmigem Urteil vortrefflich, die Hauptrolle spielte.

Ferdinand Raimund nahm die Einladung wortlos an und sprach auch auf dem ganzen Weg ins Theater keine Silbe. Und saß auf seinem Platz im Theater mit finsterer Miene, lächelte oder applaudierte auch nicht ein einziges Mal, während Klatsch- und Lachstürme ihn umbrausten. Und kam auch im Zwischenakt nicht hinter die Bühne, wo ihn die Darsteller mit Spannung erwarteten.

Auf dem Heimwege fragte ihn der Freund, nachdem er lange vergebens auf irgend eine Äußerung gewartet hatte:

„Was sagst du zu dem Stück?"

„Daß es ein erbärmlicher Schmarr'n ist", antwortete Raimund heftig.

„Das mein' ich grad nicht, im Gegenteil", sagte Costenoble kopfschüttelnd. „Geschmackssache. Aber wie findest du unseren Löwe?"

„Affektiert und unausstehlich."

„Wie? Also hältst du den Beifall, den er jedesmal einheimst, nicht für berechtigt?"

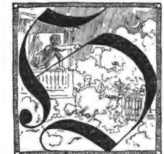
„Ich halt' ihn für bestellt und gemacht und bezahlt, wann du's durchaus wissen mußt ... Schlaf recht gut, wann du kannst! Adieu!"

Und schnell und rücksichtslos trennte sich Ferdinand Raimund von seinem Freunde Costenoble.

Der aber ging unendlich traurig heim und setzte sich an den Schreibtisch und schrieb nach langem trübem Sinnen in sein eifrig und gewissenhaft geführtes Tagebuch, in das noch niemand außer ihm einen Blick getan hatte, mit zitternder Feder die düster bangen Worte:

„Raimund wird immer melancholischer und ungenügsamer ... Er ist so selbstisch, daß ihn sogar der Beifall ärgert, den Freund Löwe erhält ... Der wird noch toll oder bringt sich um."

23.



atten die lieben Wiener sich nicht gerade übermäßig angestrengt, um Ferdinand Raimund, ihren sogenannten Liebling und angeblichen „Stolz", an die Vaterstadt zu fesseln, so war es ihnen doch auch keineswegs recht, daß er sich nun so selten in ihr aufhielt, ihr so oft den Rücken kehrte, um „bei die Preußen draußt" sein Glück zu versuchen. Und an der Spitze aller, deren mühselig genug erkämpfte Gunst er durch seine wiederholten Gastspielreisen nach Deutschland sich nun wieder zu verscherzen auf dem besten Wege war, stand der „Hausherr von Numero eins", der Herr von Wien und Österreich, der gute Kaiser Franz.

Der liebte es, je älter er wurde, immer weniger, wenn seine deutsch redenden — und, insbesondere, seine deutsch schreibenden Untertanen Österreichertum und Deutschtum verwechselten oder auch nur vermengten, wenn die Kühneren unter ihnen die staatlichen Grenzen in geistigen, wissenschaftlichen, künstlerischen Dingen als bloße Form ansahen und sie ganz nach Belieben überhüpfen zu können glaubten. Denn da draußen lernten sie gewiß nichts Gutes, höchstens nörgelnde Unzufrie-

denheit mit den ohnehin so ausgezeichneten heimatlichen Zuständen.

Zwar ließ er natürlich als deutscher Bundesfürst gegen den immerhin nicht unbeträchtlichen Teil deutschen Bundesgebietes, den nicht des Doppeladlers Fittiche beschatteten, keine offene Feindseligkeit gelten, zwar hatte er sogar einmal die eindringlichen Vorschläge seines Haus-, Hof- und Staatskanzlers Klemens Wenzel Metternich, die österreichische Politik nicht mehr nach Westen und Norden, sondern nach Osten zu richten, den eigentlichen Schwerpunkt des Kaisertums in Pest zu suchen, mit den übelgelaunten Worten abgeschnitten: „Da können Sö abigehn — i net!"

Aber jedes Zeichen allzu inniger Brüderlichkeit zwischen denen „herin" und denen „draußt" war ihm stets von neuem ein Dorn im Auge. Und da die „Büchelmacher" solchen verfehlten Ideen und Gefühlen besonders geneigt schienen, so war er ihnen besonders abgeneigt und hieß sowohl den Metternich wie den Sedlnitzky ihnen scharf auf die Finger schauen.

Dem Auersperg, dem ehemaligen Theresianisten, der sich als Dichter Anastasius Grün nannte, hatte er in dieser Hinsicht schon viel früher mißtraut als die sich neunmal weise dünkende Polizei, aber selbst der Grillparzer, der sich manchmal so überaus patriotisch und loyal zu geben wußte, war ihm verdächtig wegen gelegentlicher allzu deutschnationaler und freitheitlicher Äußerungen: Gift, das von jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle hereinkam und, hier verarbeitet und wieder hinaus-

geschmuggelt, auf dem verflixten Umweg in stärkerer Dosis zurückkehrte.

Und jetzt fing es auch schon dem Raimund, dem er jede andere Schlechtigkeit auf der Welt eher zugetraut hätte, in Deutschland draußen besser zu gefallen an als in Österreich und gar in Wien!...

Nun, Ferdinand Raimund hatte gewiß keinerlei Anlage zum alldeutschen Demagogen. Politische Motive hatten ihn noch niemals zu Gastspielreisen nach Deutschland gedrängt. Aber daß die weiteren Landsleute im Norden, daß vor allem die Leute in Berlin, denen er sich im Frühjahr 1832 als Darsteller eigener dichterischer Werke zum erstenmal zeigte, trotz aller Despotie, die auch für sie allzu väterlich sorgte, sich doch nicht so gehorsam und willenlos jeder Herrscherlaune fügten, war auch ihm nicht entgangen; und daß die Leute an der Spree, deren Wellen „einem Glücklichen gerauscht" hatten, zwar nicht ganz so liebenswürdig und gemütlich, dafür aber pünktlicher, ordnungsliebender, gewissenhafter waren als so manche an der schönen blauen Donau, konnte er, wie sehr er sich auch sträuben mochte, unmöglich leugnen. Sicherlich hatten jene etliches zu lernen von diesen — aber umgekehrt war's auch der Fall.

Knappe zwei Monate hielt er sich nach dem Berliner Gastspiel in Wien auf, dann ging er zum zweitenmal nach Hamburg. Und diesmal — o unmeßbares, unfaßbares Glück! — in Gesellschaft seiner Toni, der er das rauschende Treiben am gewaltigen Elbestrom, die Großartigkeit des Verkehrslebens, die fremdartige Ma-

jestät der Riesenschiffe so lebhaft und entzückt geschildert hatte, daß ihr zu Bewußtsein kam, wie wenig sie doch noch von der weiten Welt gesehen, wie viel sie damit versäumt hatte. Diesmal gab es keine Cholera in Wien und daher auch keine außergewöhnliche Sorge um der Eltern Wohlbefinden. Diesmal konnten diese ihre Einwilligung nicht mehr verweigern. Mußten sie sich doch gestehen, daß sie ihrer Tochter Schicksal einem redlichen Mann anvertrauten ...

Kaiser Franz aber nahm dem Raimund die abermalige Absentierung besonders übel. Denn im September fand die zehnte allgemeine Tagung deutscher Naturforscher und Ärzte statt, in Wien, der Kaiserstadt, wie sich die gelehrten Herrschaften in den Kopf gesetzt hatten. Anfangs hatte Franz nichts davon hören wollen, man konnte ja nicht voraussehen, was da vielleicht wieder alles an staatsgefährlichen Hirngespinsten unter dem Deckmantel der Wissenschaft eingeschleppt wurde. Aber der alte Jacquin — nicht der, der den Schönbrunnergarten auf den Glanz hergerichtet hatte, aber schon vor fünfzehn Jahren gestorben war, sondern der zweite, soweit ja auch ein ganz geschickter Kerl — und der Sterngucker Littrow hatten sich leider „g'schaftig" gemacht und dem Kaiser so lang in den Ohren gelegen, bis er nachgab. Da nun aber die Gäste wirklich kamen, mußte man sie wohl auch als Gäste behandeln und ihnen zeigen, was man in Wien als einzigartig hervorragend zu zeigen vermochte. Dazu gehörte, Franz der Kaiser war nicht so voreingenommen, dies zu verkennen, jedenfalls der Raimund — aber der war justament wieder

einmal abgefahren, da man ihn notwendig gebraucht hätte.

Er giftete sich nicht schlecht darüber, der Kaiser von Österreich. Nebenbei wurde ihm freilich die Genugtuung zuteil, daß gleich im Frühjahr darauf in Wien abermals eine Epidemie ausbrach, eine minder bösartige zwar als die Cholera, aber auch eine recht peinliche: Eine Art von „Strauken" bloß, eine Grippe, die aber durch ihre Heftigkeit und Hartnäckigkeit die Befallenen zur Verzweiflung brachte. Da Franz von ihr verschont blieb, so konnte er sich der ungetrübten Schadenfreude darüber hingeben, daß die sämtlichen Doktoren, die in Wien wichtigtuerisch „getagt" hatten, mit all ihrer Gescheitheit kein Mittel gegen das Übel wußten ...

Doch auch Ferdinand Raimund, als er im Spätherbste mit Toni von Hamburg nach Wien zurückkehrte, wurde sozusagen angenehm überrascht: Zwei neue Stücke seines verhaßten Nebenbuhlers waren soeben innerhalb von vier Wochen gründlich durchgefallen, die beiden Possen „Der konfuse Zauberer" und „Die Zauberreise in die Ritterzeit". Das stimmte Raimund mild und versöhnlich, um so mehr, da der Nestroy ein drittes Stück nicht auf der Pfanne zu haben schien und sich nun doch für eine Weile mit der Schauspielerei begnügen mußte.

Er irrte sich, er unterschätzte seinen vermeintlichen Gegner. Zwar erlitt dieser im zweiten Monate des neuen Jahres eine abermalige, ziemlich empfindliche und verdiente Niederlage mit seinem überpatriotischen Gelegenheitsstück zu den beiden fast unmittelbar auf-

einanderfolgenden Geburtstagen Seiner Majestät und deren durchlauchtigster vierter Gemahlin — der vierte Monat aber, da Raimund eben ein außerordentlich erfolgreiches Gastspiel am Josefstädter Theater beendete, brachte auch Nestroys ersten großen, unbestrittenen, lärmenden und dauerhaften Erfolg: „Der böse Geist Lumpazivagabundus oder das liederliche Kleeblatt" hieß das Stück, das die ganze Residenz auf die Beine brachte und magnetisch ins Carlsche Theater an der Wien zog, wo Nestroy als Schuster Knieriem, Scholz als Schneider Zwirn und Direktor Carl als Tischler Leim allabendlich Lachstürme entfesselten.

Dem armen, hypochondrischen Dichter des „Mädchens aus der Feenwelt" und des „Alpenkönigs" fiel — vergebens sträubte er sich gegen solche Gefühle, vergeblich warf er sich selbst ihre Häßlichkeit vor, deren nahe Verwandtschaft mit blassem Neide er kaum zu leugnen imstande war — der Triumph des anderen so drückend aufs Herz, als ob's sein eigener Zusammenbruch gewesen wäre.

Schon den Titel der Posse schalt er geschmacklos und gemein. Als absichtsvolle Verhöhnung seines Schaffens, seiner Märchendramen empfand er nach gedruckten Berichten und mündlichen Erzählungen den Inhalt des „Lumpazi". Und als ihm endlich Adolf Bäuerle, gereizt durch seine immer wiederholten abfälligen Kritiken, einmal ohne Umschweife vorwarf, er rede von dem Stücke wie der Blinde von der Farbe, solang er es nicht selbst gesehen habe, da brauste Raimund auf:

„Nein, lieber möcht' ich wirklich blind sein, eh' ich

meinen Augen so ein beleidigendes Schauspiel zumute! Das Stück schau' ich mir niemals an! Und wann ich der einzige bleib' in Wien, der den Posel nicht g'sehn hat!"

Allein schließlich wurde er doch seinem Vorsatz untreu. Unerkannt, nach seiner Meinung wenigstens, saß er eines Abends auf der Galerie des Theaters an der Wien und folgte mit immer schwächerem Widerstreben den lustigen Gesängen, den derben Späßen und witzigen Wechselreden des liederlichen Kleeblattes. Und mußte, ob er wollte oder nicht, endlich ein paarmal helllaut lachen. Und vergaß beinahe seinen Gram, seinen Haß, den Ort, an dem er saß, und warum er hier saß.

Sein Urteil aber, als er das Theater verlassen hatte, die ganze Bitterkeit, die ihn nun neuerlich umfing und erfüllte, faßte er in die resignierten Worte zusammen:

„So was kann ich freilich net ... Das kann er halt net, der Raimund!"

Nein, das konnte er wirklich nicht. Aber er konnte anderes, was die höchsten Leistungen von Nestroys bedenkenloser Kunst, wennschon vielleicht nicht übertraf, doch voll erreichte.

Und er hatte es schon vorher abermals glänzend bewiesen, indem er sich über eingebildetes Unrecht nicht bloß unedel ärgerte, sondern dafür auch edel rächte. Indem er sein gemütsreichstes, gemütstiefstes Werk der Welt schenkte — den „Verschwender".

Es schuf ihm, da es am Josefstädter Theater das Rampenlicht erblickt hatte, wiederum Freude und schuf ihm wiederum Schmerz.

Das Publikum jubelte, ernste, wohlgesinnte, verantwortungsbewußte Kritiker lobten verständig warm sowohl, wie heiß begeistert. Aber es fanden sich leider auch solche, die ihre Meinung nicht unbedingt, nur vergleichsweise von sich zu geben vermochten, die ausführliche geistreiche Vergleiche Raimunds mit Nestroy für angebracht und unumgänglich hielten und sogar zu dem Ergebnisse kamen — Nestroy sei der Größere ...

Die meisten der Wiener, die sich im Theater zu erquicken gewohnt waren, verglichen nicht, sondern fanden den „Lumpazi" des teuren Eintrittsgeldes wert und nicht minder den „Verschwender".

Zwar konnte der den Vorsprung an Zahl der Aufführungen, die jener voraus hatte, nicht einholen. Trotzdem war auch sein geldlicher Erfolg befriedigend groß. So groß, daß Ferdinand Raimund, der ja, dank seinem und Tonis wirtschaftlichem Sinn, längst keinerlei Sorge um Bedürfnisse und Bequemlichkeit zu hegen brauchte, nach einem halben Jahre seinen Lieblingsplan zu verwirklichen in der Lage war: Ein Landhaus zu erwerben, einen stillen, behaglichen, waldumrauschten Ruhesitz, fern genug der Großstadt, um die letzten Wellenschläge ihres unheiligen Getriebes nicht mehr zu verspüren, und doch nicht so fern, daß deren würdigere Genüsse plötzlich erwachtem Verlangen unerreichbar waren.

Von Gutenstein gegen Osten führt nördlich des Flüßchens und der breiten, staubigen Landstraße ein stiller Pfad nach der Ortschaft Pernitz, durch saftige Wiesen bald und bald unter schattigen Laubgängen, endlich knapp am ansteigenden Saum des hochstämmigen

Waldes mit weitem Ausblick auf das liebliche Tal und die begrenzenden Hügel und Schroffen. Ihn wandelte Raimund oft und oft, wenn er wieder einmal sein geliebtes Gutenstein aufgesucht, auf dem so anziehend abgelegenen, traurig gemütlichen Friedhof geträumt, den Mariahilferberg mit der unvergleichlichen Schneebergaussicht erstiegen hatte. Auf ihm strebte er nach einem bestimmten Ziele, das ihn stets von neuem lockte und im Banne hielt. Wo der Wald ein jähes Ende nahm und plötzlich den Ausblick freigab, dort war dieses Ziel: Ein schneeweißes Landhaus, im Rücken von der tannendunklen Berglehne beschirmt, Tor und Fenster gegen die blumige Talweitung und ihren vielzackigen Hintergrund gerichtet, mitten in einem ausgedehnten Parke — mit seiner doppelarmigen Freitreppe, seinem weinumlaubten Säulenportikus und seinem mächtigen, steilen Dach einem Herrensitz eher vergleichbar als dem bescheidenen Erholungsheim eines bürgerlichen Städters.

Und doch war es bloß ein solches. Nicht ein wucherischer Protz oder ahnenstolzer Adeliger, sondern ein Angehöriger der ehrsamen Bäckerzunft, in der Wahl des Ortes und des Architekten, der die schlichte Anlage schuf, zehnmal mehr Geschmack beweisend als in ähnlichen Fällen hundert sozusagen Gebildete, der Bäckermeister Trappel hatte es sich erbaut, um in ihm mit seiner Familie den Sommer zu verbringen und es, sobald er sich vom Gewerbe zurückzog, ganz gegen seinen Wiener Wohnsitz einzutauschen. Kaum daß er hörte und sah, daß es dem Herrn von Raimund gefiel, so lud

er diesen ein, sich auch des Hauses Inneres zu besehen und so lange und so oft wie es ihm beliebte als Gast daselbst zu verweilen. Raimund folgte gern der freundlichen Einladung, und die stattliche Flucht der Wohnzimmer, die festliche Geräumigkeit des Mittelsaales übertrafen noch seine Erwartungen. Doch sein Verlangen war damit nur gestachelt statt gestillt, das brennende Verlangen, dieses Haus und diesen Garten zu erwerben, zu besitzen.

Als er Toni davon Mitteilung machte, schlug sie, die Sparsame, förmlich die Hände überm Kopf zusammen:

„Um Gottes willen, was das kosten möcht'! Da ging' ja dein Geld ..."

„Unser Geld", verbesserte Raimund mit gütigem Ernste.

„Also da ging' unser Geld wahrscheinlich zum größten Teil drauf!"

„Es wird gewiß nicht so arg sein", entgegnete Raimund lächelnd und hatte auf alle weiteren Einwände Tonis eine Widerlegung.

„Denk' nur dran," weckte sie nun sein Gedächtnis, „wie ich dir vor zehn Jahren abgeraten hab', Pferd und Wagen zu kaufen, und wie du's trotzdem getan hast und mir schließlich recht geben hast müssen und froh warst, die Sachen wieder ohne allzu großen Verlust loszubringen!"

Raimunds Stirn umwölkte sich:

„Vielleicht war ich damals ein bissel voreilig. Aber heut' ist das doch ganz was anderes ... Denk' du daran,

wie oft wir geschwärmt haben, fern dem Getöse der Großstadt in herrlicher, einsamer Natur nur unserer Liebe zu leben!... Und jetzt, da ich etwas vollkommen Passendes gefunden habe, da mir meine Mittel gestatten, den Traum wahr zu machen — denn daß dir deine Eltern erlauben müssen, ja: müssen, mit mir zu ziehen, ist für mich keine Frage — jetzt hast du vergessen, daß das auch dein Lieblingswunsch gewesen ist? Denkst du daran? Bitte, erinner' dich doch!"

Dem wußte Antonia Wagner freilich nichts Stichhältiges entgegenzusetzen.

„Schau' dir's einmal an, dann wirst du, ich bin überzeugt, ebenso entzückt sein wie ich und nimmer davon loskommen", war der letzte Trumpf, den Raimund ausspielte.

Und als er wieder zu Trappel geladen war, nahm er Toni mit. Auf sein frohlockendes heimliches Fragen mußte sie freilich zugeben, daß er nicht zu sehr gelobt hatte, doch fand sie das Gebäude zu prächtig, zu geräumig für ihre Ansprüche, darin mit Frau Trappels Lebensanschauung übereinstimmend.

Ohne weiter auf sie zu hören, brachte Ferdinand Raimund nach der Jause im Trappelschen Familienkreis unvermittelt zur Sprache, was sein Herz drückte:

„Möchten Sie das Haus verkaufen, Herr Trappel?"

„Nein, das möcht' ich net", erwiderte der Gefragte lachend ohne Zaudern. „Ich hab's doch erst für mich selber bauen lassen."

„So... Auch mir nicht, wenn ich Sie drum bitt'?"

„Nicht einmal Ihnen, Herr von Raimund, so leid 's

mir tut. Jeden anderen Gefallen erweis' ich Ihnen von Herzen gern, aber das kann ich nicht."

Antonia Wagner atmete erleichtert auf.

Ferdinand Raimund aber war verstimmt und gekränkt. Und wich von da an des Bäckermeisters Trappel Einladungen aus, vermied sogar die Nähe des Trappelschen Landhauses, dessen Anblick ihn bloß an eine Enttäuschung mahnte.

Ein glücklicher, nein, ein trauriger Zufall brachte ihm über Nacht die nicht mehr gehoffte Erfüllung seines Wunsches: Der Bäckermeister Trappel erkrankte plötzlich schwer und war in kurzer Frist jedweder Sorge um das Behagen seines Alters vom Himmel enthoben. Die Witwe aber, auf die Zinsen des Erbes angewiesen, entäußerte sich gern eines Besitzes, der keinerlei Erträgnis abwarf, bloß Kosten verursachte, und überließ die Pernitzer Villa dem berühmten Dichter Raimund, den so sehr nach ihr verlangte, um einen äußerst niedrigen Preis.

Am 5. September 1834 ward Ferdinand Raimund Hausbesitzer.

Er übernahm das Pernitzer Gut, wie es lag und stand, mit der gesamten Einrichtung, auch mitsamt dem Hofhunde, einem struppigen, bös blickenden Köter von nicht leicht zu bestimmender Rasse, dessen treue Wachsamkeit Frau Trappel rühmte, vor dessen Reizbarkeit und Bissigkeit sie gleichzeitig warnte.

„Mir scheint, da passen Hund und Herr just zusammen", scherzte Raimund wehmütig. „Wir werden schon gute Freunde werden, wir zwei, gelt, Pluto? Und was

die anderen Hund' und Leut' von uns denken, ist uns viel, viel weniger als Wurst! ..."

Stolz auf sein schönes neues Eigentum und über diesem Stolze selbst seinen Einsamkeitsdrang, seine Menschenscheu bezwingend, begann Ferdinand Raimund in Pernitz auf großem Fuße zu leben und ließ noch im Herbst und gar im folgenden Frühling Einladung über Einladung an seine Wiener Freunde und Bekannten ergehen. Und nichts konnte ihn mehr verletzen, als wenn jemand solch einer Einladung nicht augenblicklich mit Begeisterung folgte:

„Und ich hab' geglaubt, ich tu' dem Kerl eine große, unverdiente Ehre an und er greift mit beiden Händen zu! No, der kann lang warten, bis ihn der Raimund wieder einladet ... Schreib dem Schild, Toni, er soll morgen zum Essen kommen, der is nicht so bequem und hoppatatschig und wird mir keinen Korb geben!"

Schild hieß der junge Schullehrer im Klostertale bei Gutenstein, den Raimund wegen seiner Kunstfertigkeit im Kielfedernschneiden einst in guter Laune zu seinem „lebenslänglichen, ausschließlich privilegierten Hof- und Leibfedernschneider" ernannt hatte und der an dem berühmten Manne mit schwärmerischer Verehrung hing ...

Und wieder einmal hatte Ferdinand Raimund ein Quartett hervorragender Männer und guter Freunde zu sich nach Pernitz geladen, den Hofburgschauspieler Ludwig Löwe, Landner, den ehemaligen unmittelbaren Schauspielerkollegen, den Kritiker Wiest, der Raimunds letztes dramatisches Werk als Meisterwerk gepriesen

*Raimunds Haus bey Gutenstein.*


Digitized by Google

Digitized by Google

hatte, Castelli, den fruchtbaren, witz- und daneben auch zotenreichen Schriftsteller.

Am Samstag vor dem Abendessen sollten die vier in der Villa eintreffen, die sich vorgenommen hatten, einen Teil des langen Weges von Wien nach Pernitz zu Fuß zurückzulegen.

Ungeduldig begann Raimund schon am frühen Nachmittage nach den Gästen auszuspähen. Alle zehn Minuten fragte er Toni:

„Jetzt könnten s' doch schon da sein, glaubst net?"

Endlich machte er sich sogar auf, den Säumigen ein Stück Weges entgegenzugehen. Ohne sie, aber ermüdet und verdrossen kam er eine Stunde darauf zurück. Es war fast Abend geworden.

„Abräumen!" befahl er kurz, auf die festlich gedeckte Tafel im Mittelsaale weisend.

„Aber geh," suchte ihn Toni zu begütigen, „sie werden halt ohne ihre Schuld aufgehalten worden sein, sie werden schon noch kommen."

Allein Raimund ließ keine Entschuldigung gelten. Zeitig ging er zu Bette, nachdem er dem Gärtner die Schlüssel zu allen Gartentoren abverlangt und sich überzeugt hatte, daß sie fest versperrt waren.

Nicht lange hatte er geschlafen, kaum war der letzte blaß-rosige Widerschein des sonnenhellen Maitages vom Firmament geschwunden, da weckte ihn heftiges Gebell des Hofhundes. Von der Straße erklang lustiger vierstimmiger Gesang.

„No siehst," sagte Toni vorwurfsvoll, die noch wach

lag, „jetzt werden s' da sein. Jetzt muß ich nur geschwind ..."

„Nicht unterstehn!" raunte ihr jedoch Raimund herrisch zu. „Kein Licht machen! Ich will die sauberen Herrschaften empfangen, wie's ihnen gebührt!"

Ferdinand Raimund schlich auf leisen Sohlen in die Säulenvorhalle hinaus, lehnte sich an die Brüstung und rief plötzlich mit schallender Stimme über das Rasenparterre:

„Wer lärmt da? Wird sofort Ruhe sein?"

„Bravo! Sehr gut! Ausgezeichnet!" entgegneten voll Heiterkeit ein paar wohlbekannte Stimmen.

„Wenn nicht sofort Ruhe wird," fuhr Raimund noch lauter und heftiger fort, „so hetz' ich den Hund hinaus!"

„Is schon recht", antwortete jetzt ein einzelner, der Dichter Castelli. „Du spielst auch diese Roll'n über alles Lob erhaben, was, Wiest? Aber jetzt mach' uns schon auf, wir sind halt in Baden ein bißl zu lang im Kaffeehaus g'sessen und sehnen uns jetzt nach deinen Fleischtöpfen!"

„Augenblicklich fort, sag' ich, oder ich hol' meine Pistolen!"

Der Ton dieser Rede machte die vier lustigen Brüder stutzig, ließ sie irre werden in ihrer Meinung, es handle sich um einen bloßen Scherz.

Löwe und Landner tuschelten einen Augenblick miteinander. Dann rief dieser zu Raimund hinüber:

„So schau', besinn dich, wir sind's doch, deine Freunde!"

„Ist nicht wahr!"

„Aber ja, ganz gewiß!"

„Nicht wahr ist's, sag' ich. Ich hab' nur anständige, verläßliche Leute zu Freunden, keine unpünktliche, rücksichtslose Bagage ... Also nochmals — schaut, daß ihr weiterkommt, oder ...!"

Die Worte waren in ernstlich drohendem Tone gesprochen. Zugleich glaubten die vergeblich Harrenden und Bittenden zu vernehmen, daß sich Raimund an der Hundehütte zu schaffen machte. Die Kette klirrte, der Köter knurrte ungeduldig.

Erstaunt, erschreckt, kopfschüttelnd machten sie sich im Dunkel auf den Weg nach Gutenstein, dort ein Nachtquartier zu suchen, denn in Pernitz fürchteten sie keines zu finden.

Raimund äußerte über den Vorfall kein Sterbenswort mehr, auch nicht zu Toni, sondern tat, als sei gar nichts Besonderes geschehen.

Zeitig am Vormittag des folgenden Sonntag trat der Lehrer Schild in sein Arbeitszimmer:

„Entschuldigen, Herr von Raimund, es sind vier Herren aus Wien draußen, sie haben in Gutenstein übernachtet, ich hab' sie zufällig vor der Kirche kennengelernt und hergeführt. Sie lassen fragen, ob sie hereinkommen dürfen."

„Natürlich dürfen s' das", antwortete Raimund.

Und als gleich darauf die gestern so schroff abgewiesenen Vier mit verlegenen Mienen vor ihm standen:

„Also da seid ihr, grüß' euch Gott. Um neune in der Früh' laß ich mir einen Besuch gefallen, um neune auf die Nacht nicht. Seid mir also willkommen! Aber

Strafe muß sein. Gut, daß der Herr Lehrer da ist, so kann ich das Urteil fällen und auch gleich vollstrecken. Sie haben mir neulich von den drei Kindern in Ihrer Schul' erzählt, Herr Lehrer, die ihre beiden Eltern hintereinander in zwei Monaten verloren haben; die Mutter is im Spital g'storben, den Vater hat beim Holzfällen ein Baum erschlagen. Ich hab' Ihnen schon — hm! — ein paar Kreuzer gegeben für die armen Hascherln und Ihnen noch was versprochen. Also jetzt is die Gelegenheit günstig. Die Unpünktlichkeit meiner Freunde soll auch ihre gute Seite haben. Ich bin überzeugt, jeder von ihnen zahlt mit Freuden fünfzig Gulden, damit der Herr Lehrer den bedauernswerten Kindern Kleider, Schuh' und Strümpf' kaufen kann. Der Löwe hat das Geld schon in der Hand. Schreiben Sie, bitte, auf, Herr Lehrer: Herr von Löwe aus Wien — fünfzig Gulden. Herr von Wiest — detto. Herr von Landner — bitte, bitte, ich erleg's schon für dich, wenn du nicht gewechselt hast, selbstverständlich, kein Wort weiter nötig, also Herr von Landner auch fünfzig Gulden. Herr von Castelli — oho, hundert Gulden, der ist nobel, wahrscheinlich fühlt er sich besonders schuldig. Hab' ich's erraten? Bemüh' dich nicht, rot zu werden, wann du alles kannst, lieber Freund, das kannst nimmer. Meinen speziellen Dank im Namen der Waisen! Also da kann ich auch nicht weniger geben als ... So. Keinen Dank, Herr Lehrer. Die Herren verlangen ihn ebensowenig wie ich. Nein, nein, fort dürfen Sie mir nicht, Herr Lehrer. Sie bleiben da. Die Toni winkt mir schon zum zehntenmal, ihr derbarmts

ihr riesig. Mir gar nicht. Ich bin halt einmal nicht so weichherzig."

„Daß ich einen tüchtigen Hunger hab', kann ich nicht leugnen", brummte Löwe. „Aber so eine schöne Red' hast schon lang nicht g'halten, Raimund."

„Eine so lange auch nicht", scherzte Wiest.

„Und eine so teure schon gar nicht", setzte Castelli mit gespielter Verzweiflung hinzu.

Raimund lachte fröhlich.

Und es wurde ein vergnügter Sonntag unter blauem Himmel, grünen Bäumen und unter schwachen, aber guten Menschen.

## 24.



Das Schmidtsche Theater in Hamburg war am 1. Mai des Jahres 1836 gefüllt vom Parkett bis zum obersten Rang — so dicht, wie nicht immer bei diesem dritten Hamburger Gastspiele des Wiener Schauspielers und Dichters Ferdinand Raimund. Heute aber gab er, wie man vernommen, seine Abschiedsvorstellung, heute trat er zum letztenmal als Valentin in seinem „Verschwender" auf, und da wollten doch viele zugegen sein, die ihn entweder bereits kannten, schätzten und liebten oder die bisher noch nicht Zeit und Lust gehabt hatten, die verschiedenartigen, obschon meist anerkennenden Urteile über das Stück und seinen Hauptdarsteller aus eigener Anschauung nachzuprüfen.

Der erste Akt und der zweite waren unter fast unwidersprochenem starken Beifalle vorübergegangen; der dritte hatte begonnen und die förmlich berühmt gewordene fünfte Szene, in welcher Valentin seinen frühgealterten und verarmten, heimatlos in die Heimat zurückgekehrten ehemaligen „gnädigen Herrn" erkennt und sich in zartester, schonungsvollster Art „die Ehr' ausbittet", ihn zu sich laden zu dürfen „auf eine schlechte Hausmannskost", diese Szene, die das aller-

herrlichste je gedichtete Preislied auf das goldene Herz und das unverdorbene Empfinden des schlichten Mannes aus dem Volke ist, hatte ihre ergreifende, zwingende Wirkung auch diesmal nicht verfehlt.

Es folgen die Szenen, die Valentin in seiner Tischlerwerkstatt, im Kreise seiner Familie zeigen.

Valentin hat seinen Kindern feierlich das Versprechen abgenommen, mit dem armen Herrn, der einst ein so reicher Herr war und nun des Tischlers Gast sein und bleiben soll, recht gut und artig zu sein:

„Vergeßt's nicht, was ich g'sagt hab'. Er is unglücklich. Mit unglücklichen Menschen muß man subtil umgehn, die glücklichen können schon eher einen Puff aushalten ..."

Und nun sind die Kinder draußen, Valentin ist allein und nimmt seinen Hobel, um geschwind „die Tür im Wirtshaus zu machen".

Aber das traurige Wiedersehen mit dem herabgekommenen Verschwender Flottwell, das ihm wieder einmal mit furchtbarer Eindringlichkeit und Anschaulichkeit gezeigt hat, wie doch alles auf Erden „nix nutzt", wie der Mensch bloß denkt, der Himmel aber lenkt, dieses Erlebnis, das einen am Glück völlig irremachen könnte, will ihm nicht aus dem Kopfe.

So besingt er es mit wehmütigem Humor von seinem Tischler-, seinem Idealisten- und Philosophenstandpunkte:

„Da streiten sich die Leut' herum
Oft um den Wert des Glücks ..."

Die Zuschauer lauschen mit angehaltenem Atem, leises Lächeln geht in eine stille Zähre über, und mancher und manche, die wohl auch was vom „Wert des Glücks“ zu erzählen wüßten aus eigener Erfahrung, greifen verstohlen nach dem Taschentuche.

Dieses Lied versteht man an der Nordsee nicht minder als an der schönen blauen Donau.

Und nun die dritte, die letzte Strophe:

„Zeigt sich der Tod einst mit Verlaub
Und zupft mich: Brüderl, kumm —
Da stell' ich mich im Anfang taub
Und schau' mich gar nicht um.
Doch sagt er: Lieber Valentin,
Mach' keine Umständ', geh!
Da leg' ich meinen Hobel hin
Und sag' der Welt ade!“

Immer leiser, fast geisterhaft leise sind Wort und Ton des Mannes im braunen Handwerkerkostüm und in schlicht herabfallendem, ergrautem Haar geworden; wer außer dem Gesang und dem Gesungenen auch auf den Sänger genau geachtet hat, dem kann es nicht entgehen, daß dieser schwerer und schwerer atmet, daß es ihn Anstrengung kostet, aufrecht und sicher zu bleiben, daß seine Stimme zittert, ja, daß es feucht in seinen Augen schimmert.

Nun will er abtreten.

Da durchbricht mit einemmal die mühsam zurückgehaltene Ergriffenheit und Begeisterung der tausendköpfigen Menge wie ein hochgeschwellter Bergstrom alle

Dämme. Da tobt, da wütet, da schüttert ein Beifallsorkan durchs Haus und zwingt den Darsteller, zu verweilen und sich wieder und wieder dankend zu verbeugen. Endlich sänftigt sich der Tumult, endlich erstirbt er langsam. Aber als Ferdinand Raimund sich abermals zum Gehen wendet, da schwillt der Aufruhr von neuem an zu schier beängstigender Gewalt. Und ein drittes Mal das gleiche Schauspiel von elementarer Wucht.

Kein Zweifel, das Publikum will die Wiederholung erzwingen. Aber auch kein Zweifel mehr, Ferdinand Raimund ist nicht imstande, das ehrenvolle Verlangen zu erfüllen. Bittend, beschwörend die Hände erhoben, dann die rechte Hand an die linke Brust gepreßt, wankt er zur Leinwandtür hinaus und helle Tränen entstürzen seinen halbgeschlossenen Augen.

Der Darsteller des Flottwell, der hinter der Szene steht, zu raschem Auftreten bereit, fängt ihn mit den Armen auf:

„Raimund! Um Gottes willen! Was ist Ihnen? Fassen Sie sich doch!"

Und Ferdinand Raimund klammert sich haltlos an ihn und stammelt unter bitterem Schluchzen:

„Ich kann nicht... Sie halten's für Komödie... Aber es ist mein Ernst... Das Hobellied... Da hab' ich mir mein Totenlied geschrieben!"

Minutenlang bleibt die Szene leer, das deuten die Zuschauer als ein Zeichen, daß sich der Gefeierte doch noch zu einer Wiederholung entschließen werde, und fangen neuerlich zu klatschen an.

Aber Flottwell tritt auf, und auch seine Stimme klingt anfangs heiser vor Erregung.

Endlich kann das Stück weitergehen, und als Valentin-Raimund in der übernächsten Szene erscheint, da hat er seine Ruhe und seinen Humor anscheinend wiedergefunden und verliert sie nimmer bis zum Schlusse ...

Zehn Tage später traf er nach eiliger Fahrt in Wien ein, doch nur, um die Vaterstadt nach kurzem Aufenthalt und nachdem er sich kaum einigen wenigen seiner nächsten Bekannten gezeigt hatte, wieder zu verlassen.

Nach Gutenstein, in sein Landhaus zog und drängte es ihn mit Macht, wo Toni zärtlich und sorgenvoll seiner harrte.

Dort, zwischen Berg und Wald, auf bachdurchrieselten Fluren und unter weitem, freiem Himmel gedachte er sich von den Anstrengungen der jüngsten Zeit auszuruhen und gründlich zu erholen, mit niemandem zu verkehren als mit seiner treuen Geliebten, seinem braven Hausgesinde und den biederen Älplern, die ihn in all ihrer Einfalt noch am ehesten verstanden, und höchstens hie und da noch mit den frommen Servitenvätern vom Mariahilferberge; keine neuen Gastspielverpflichtungen so bald mehr einzugehen — wohl aber ein neues Drama zu beginnen, zu dem ihm sein Freund Grillparzer Anregung gegeben hatte.

Jedoch er vermochte den rechten Anfang nicht zu finden, der herrliche Ausblick, den er von der säulengetragenen, weinumlaubten Veranda seines Hauses täglich genoß, der weite Ausblick auf Matten und Berg-

wälder und Felsengipfel schuf ihm keine Sammlung, sondern nur Zerstreuung und Ablenkung, immer wieder ließ er die Feder sinken und träumte in die morgendlich rosige oder mittäglich glühende oder abenddämmernde Landschaft hinaus. Sein ganzes vergangenes Leben zog wie ein Schattenreigen an ihm vorbei, all die Gestalten der Entschwundenen, mit denen es verknüpft gewesen, loser bald und bald enger, schienen ihm ernst und traurig aus nebliger Ferne zuzuwinken, von seiner Mutter, seinem Vater angefangen bis zu den Toten der jüngsten Jahre: Die lustige Therese, die Krones — seine „Jugend"! — auch die hatte den schönen, sündigen Leib den Würmern überlassen müssen, und selbst dem Kaiser Franz hatte all seine herrische Eigenwilligkeit schließlich nichts genützt, nun bändigte sie doch ein enger Schrein in der Kapuzinergruft ... Und oft und oft ward's ihm, als sei ja doch alles Mühen zwecklos und vergeblich, als habe er redlich getan, was ihm auf Erden zu tun beschieden, und als sei auch ihm nur mehr eine kurze Spanne zugemessen, die nicht voll und wunschlos zu genießen, arge Torheit bedeutete.

Dann wieder sträubte sich in ihm jäh erwachte Lebenslust und zitternde Todesscheu vor solcher Resignation — arbeiten wollte er, schreiben, schaffen und sich damit hinüberretten in neuen Mut und frische Zuversicht.

Auch ein reiches lyrisches Erbe wollte er jetzt für die Nachwelt sammeln, frohe, süße, schwärmerische Lieder wollte er dichten — aber es entstand, während die Weinranken an den weißen Säulen sich purpurn färbten

und dem welkenden Rasen die ersten violetten Herbst-
zeitlosen gespenstisch entstiegen, nur ein einziges, düsteres
und trauriges, eine „Hymne an die Nacht“:

„Stille ist es in den Lüften,
Fern der leichten Sänger Schar:
Einsamkeit tritt aus den Klüften,
Die dort angefesselt war.

Ach, es bringen ihre Spuren
Uns die grauen Nebel schon,
Und auf menschenleeren Fluren
Steigt sie auf den öden Thron.

Grünen sah ich euch, ihr Hügel,
Meinem Hoffen wart ihr gleich,
Doch die Göttin schwang die Flügel
Treulos fort von mir und euch.

In des Lebens Sommertagen
Sinkt die Freude mir in Nacht;
Und nur ihr will ich es klagen,
Was so elend mich gemacht...“

Ja, früher Herbst ward es mählich in der Natur, die
im Lenz geblüht und geduftet hatte und die einen neuen
Lenz mit Zuversicht erwarten durfte; Herbst und tiefer,
ewiger Winter aber auch in einer Menschenbrust, in die
ein rechter Frühling niemals eingezogen war und nim-
mermehr einziehen sollte. Schwarze Nacht senkte sich auf
ein Hirn und Herz, denen kein wolkenlos strahlender
Morgen je beschieden gewesen, ob sie auch so oft hell-

sten, frohesten Glanz nach außen weithin strahlten und beglückend verbreiteten...

* * *

„Was hat das Vieh?" fragte Ferdinand Raimund eines Tages gegen Ende August, da er, mit schalem Geschmack auf der Zunge, mehr erschöpft als ausgeruht von bleiernem Schlafe aufgewacht, mißmutig entschlossen, einmal Haus und Garten gründlich zu durchstöbern und irgend etwas zu entdecken, das gerechte Rüge verdiente, finsteren Antlitzes aus seiner Tür trat und an der Hundehütte vorbeikam. „Was hat der Hund, daß er so traurig daliegt und nicht einmal mich begrüßt? Hat dir einer was getan, Pluto? Haben sie vielleicht ihr Mütchen an dir gekühlt, die edlen Ebenbilder Gottes, die guten, frommen, klugen Menschen?"

„Kein Mensch hat ihm was getan, Herr von Raimund," sagte, mit abgezogener Mütze näher tretend, der Gärtner und Hauswart, „aber er selber hat sich wieder einmal los'g'rissen von der Ketten heut' nacht und mit die Hund' drüben im Dorf g'rauft. Haben Sie denn gar nichts g'hört bei der Nacht, gnädiger Herr?"

„Nein."

„Also da is er, mir scheint, einmal an den Unrechten 'kommen und hat ein paar tüchtige Biss' 'kriegt. In der Früh' is er ganz dasig dag'legen, hat sich geduldig das Blut abwaschen und sich wieder anbinden lassen, was sonst, Sie wissen's eh, grad nicht seine Art is, aber bis jetzten hat er noch nichts g'fressen. No, schad't ihm nicht, dem Luder!"

„Meinen Sie?“ sagte Raimund höhnisch. „Natürlich, ’s ist ja nur ein Vieh. Aber mir wär’ mehr leid um ihn als — als um manchen Menschen, meiner Seel’!“

Er beugte sich nieder und streichelte, nicht achtend der Warnungen des Gärtners, den Kopf des häßlichen Tieres, das ihm dankbar die Hand zu lecken suchte.

„Wo tut’s denn weh, Pluto, wo denn?“ Er strich ihm tastend den Rücken entlang.

„Nicht!“ rief der Gärtner. „Nicht, Herr von Raimund!“

Doch schon war es zu spät.

Raimund hatte an eine der vom Haar verdeckten Wunden gestoßen, der Köter zuckte zusammen, schnellte empor, knurrte wild und schnappte nach der ungeschickten, grausamen Hand. Ein roter Tropfen sickerte von Raimunds Finger in das Gras.

Der war kalkweiß geworden.

„Jesus Maria!“ schrie er auf und wollte ins Haus zurücklaufen.

Doch schon kam ihm Toni Wagner von dorther entgegen:

„Um Gottes willen, was ist denn geschehen?“

„Gar nichts Schreckliches“, suchte der Gärtner an Stelle Raimunds, der kein Wort mehr hervorbrachte, sie zu beruhigen. „Der Pluto hat g’schnappt nach dem gnädigen Herrn, hat ihn auch ein bißl erwischt am Finger, aber es is ja, Gott sei Dank, nicht viel mehr als wie ein Ritzer, schau’n S’ nur her, gnädige Frau! Auswaschen mit kaltem Wasser und dann Charpie oder Leinwand drauf, so is die G’schicht’ bald zug’heilt.“

„Freilich, freilich“, bestätigte Toni eifrig. „Komm, Ferdinand, ich mach' dir gleich alles!“

Ferdinand Raimund starrte sie gräßlich an:

„Also jetzt hab' ich sie! Jetzt ist's zu End'! Jetzt krieg' ich sie!“

„Was ist zu End'? Was hast du? Was kriegst du?“

„Die Tollwut krieg' ich. Der Hund ist zweifellos toll! Und ich geh' elend zu Grund, wie mir's als Buben schon die Zigeunerin prophezeit hat!“

Der Gärtner und Toni Wagner bemühten sich, den maßlos Erregten zu beschwichtigen.

Nach Stunden erst gelang es.

Einen Arzt holen zu lassen, wie Toni vorschlug, lehnte er ab: „Was kann der Doktor mir helfen? Da könnt' nur einer noch helfen, Gott!“

Rasch griff sie das Wort auf:

„Ja — Gott und seine hochheilige Mutter! Sie hat sich uns — denk' nur nach, lieber, guter Ferdl — immer gnädig gezeigt! Denk' an Neustift!“

Wunderbar beruhigend schien diese Rede auf Ferdinand Raimund zu wirken.

„Gut“, sagte er, Tonis Hand drückend, mit mattem Lächeln. „Wann ich morgen früh noch bei Vernunft bin, dann machen wir mitsammen eine Wallfahrt nach Mariazell und opfern dort der Mutter Gottes einen wächsernen — nein, einen silbernen Finger, wann kein goldener zu haben ist . . .“

Sofort begann Toni alle Vorbereitungen zu der Wallfahrt zu treffen. In Pernitz, bei dem Fuhrwerksbesitzer, dessen Dienste Raimund, da er sein eigenes

„Zeugl" längst weggegeben, öfters in Anspruch nahm, wurde der Reisewagen bestellt.

Früh am nächsten Morgen, einem sattgoldenen, alle trüben Herbstahnungen mit unwiderstehlicher Macht verscheuchenden Sommermorgen stand der Wagen vor dem Gartentore.

Raimund war überraschend guter Laune, seine kleine Wunde am Finger war fast zugeheilt und Pluto, der gewalttätige Hofhund, so munter, als ob ihm nie das geringste gefehlt hätte.

„Sapperment, hast du dich dasmal aber fein staffiert!" scherzte Raimund zu Toni. „Freilich mehr für einen Ball als für eine Gebirgsreise. Wart' nur, wann's zu regnen anfangt, dann werden mein alter Deckel und mein wasserdichter Kaputt über dein Kreppbarett und deinen Seidenwickler Tränen lachen!"

Toni, glücklich über diesen erfreulichen Stimmungsumschwung, ließ den Geliebten zuerst in den Wagen steigen, dann aber wendete sie sich, als habe sie etwas vergessen, zurück. Und flüsterte dem ehrfurchtsvoll danebenstehenden, abschiedsbereiten Gesinde hastig zu:

„Der Hund, der Pluto, richtet noch einmal das ärgste Unglück an. Das abscheuliche Vieh muß weg, bevor wir wieder da sind!"

„Versteh', Euer Gnaden, das wird schon g'macht", gab der Gärtner ebenso rasch und leise zurück.

„No, was is's denn? Wird's bald?" mahnte Raimund ungeduldig. Toni Wagner stieg nun ebenfalls ein, der Kutscher knallte mit der Peitsche, die Gäule zogen an, und munter ging's dahin . . .

Früher, als die Zurückbleibenden gedacht hatten, nach wenigen Tagen schon, kam das Paar von seinem Ausfluge zur Zeller Gnadenmutter zurück, fast fürchtete man von einem Unheil zu hören, da der Reisewagen am schwülen Vormittag des 29. August wieder an der Villa vorfuhr.

Aber diese Befürchtungen erwiesen sich als unbegründet.

Sonngebräunten, heiteren Antlitzes sprang Ferdinand Raimund aus der Kutsche, eilte durch den Vorgarten, sprang die Freitreppe des weißen, säulengetragenen Hauses wie ein Jüngling hinan.

Toni Wagner aber, ihren Schritt absichtlich verlangsamend, winkte dem Gärtner:

„Haben Sie . . .?"

„Natürlich", nickte dieser selbstzufrieden. „Der Förster in Pernitz hat die Bestie derschossen."

„Gott sei Dank!" entrang es sich Tonis erleichterter Brust.

Doch schon hatte auch Raimund die leere Hundehütte neben dem Portal des Vorbaues erblickt.

„Anton!" rief er. „Wo ist der Hund, Anton?"

„Verzeihen, Euer Gnaden," antwortete der Gärtner mit einem schlauen Seitenblick auf Toni Wagner, „verlaufen hat er sich leider."

„Verlaufen?"

„Ja, vorgestern. Wir hab'n uns gedacht, meine Frau und ich, wir lassen ihn ein bißl frei herumrennen im Garten, bis daß die Ketten vom Schmied repariert is — aber da is das Luder tschappiert."

„So, so", sagte Raimund mit mißbilligendem Kopfschütteln. „Das ist mir aber sehr unangenehm, sehr. Wo krieg' ich denn so bald wieder so ein treues, wachsames Tier? Und wer weiß, ob wir nicht noch Scherereien haben, wann er vielleicht so einen Kerl, so einen Vagabunden, den s' noch nicht eing'sperrt haben, anfallt? No, das Donnerwetter bleibt Ihnen nicht aus. Jetzt derweil bin ich nur zu gut aufg'legt." Und zur Frau des Gärtners:

„Schaun S' dazu, stehn S' nicht herum, Sie sollten schon lang beim Herd sein! Bevor S' mich nicht ordentlich g'füttert hab'n, sehn S' auch die Andenken nicht, die wir Ihnen von Mariazell mitgebracht haben!"

Diensteifrig eilte das Weib ins Innere.

Und kaum daß Ferdinand Raimund sich vom Reisestaub gründlich gereinigt und die Kleider gewechselt hatte, stand das Mittagessen auf dem großen Speisetisch im luftigen Mittelsaal des Hauses, dessen breite, offene Tür und hohe Fenster durch die Säulen der Veranda und über den Vorpark ins weite waldige Freie gingen und der im allgemeinen nur zu froher Geselligkeit in größerem Kreise benützt wurde.

„Warum haben S' denn da aufgedeckt?" fragte Raimund.

„Weil ich mir denkt hab', es is kühler da", erwiderte die Köchin.

„Ja, heiß is's heut furchtbar. Wir kriegen wahrscheinlich ein tüchtiges Wetter ... Förmlich der Appetit könnt' einem vergehn bei der Hitz'."

Und tatsächlich erwies sich jetzt, daß Raimund seine

Eßlust weit überschätzt hatte. Schon nach der Suppe fühlte er sich fast gesättigt.

Er griff nach der Bäuerleschen „Theater-Zeitung", in die er seit Wochen nicht mehr geblickt hatte, deren jüngste Hefte auf einem Seitentischchen aufgeschichtet lagen.

Zerstreut fing er zu blättern an. Plötzlich blieb sein Auge auf einem Berichte haften. Er las, er schüttelte den Kopf, er lachte höhnisch auf, er schlug auf den Tisch:

„Hör' einmal zu, Toni, was so ein Rezensentenesel, nein, so ein Rezensentenschuft da wieder schreibt: Theater an der Wien. Zum erstenmal ‚Der Affe und der Bräutigam', Posse mit Gesang in drei Akten von Johann Nestroy. — Herr Karl Klischnigg, erster Mimiker der Theater zu Paris und London, wie er auf dem Zettel genannt wird — und so weiter, das ist nicht wichtig. Aber jetzt: An und für sich hat wohl die Posse keinen Wert und darf auch mit dem, was Nestroy bisher leistete, nicht verglichen werden . . . So? Haha — bisher leistete — nicht verglichen werden . . . Allein als Gelegenheitsstück ist sie nicht mißlungen . . . Das Publikum sprach über die unterhaltende Art, in der die Aufgabe gelöst wurde, durchgehends seine Billigung aus . . . No also, das bleibt ja die Hauptsach', net wahr? . . . Das Haus war sehr voll und wird es nun noch öfters werden . . . Folglich ist Herr Johann Nestroy ein genialer Dichter, vor allem in den Augen des Herrn Direktors Carl, das sag' natürlich wiederum ich, nicht die Theater-Zeitung . . . Weiter: Nestroy — no endlich — wurde mehrmals, am Schlusse sogar zweimal

gerufen, welche Anerkennung er als Verfasser und mehr noch als Darsteller verdiente . . . Den Affen hat aber nicht er gespielt, wie du wahrscheinlich meinst, Toni, sondern der Klischnigg . . . Da steht's ja: Nestroy hat sich selbst eine sehr witzige — nicht einmal die Affen sind so witzig wie er — eine sehr witzige Rolle geschrieben und spielte sie mit schlagender Kraft . . ."

Er schob das Blatt von sich und sagte grimmig:

„Ich wollt', ich könnt' diesem Herrn Rezensenten meine eigene schlagende Kraft beweisen — auf seinem Buckel . . . Also dafür opfert man seine Gesundheit und sein Leben! Dafür, daß schließlich auf den elendsten Quark ungefähr die nämlichen lobenden Phrasen und derselbe zarte, rücksichtsvolle Tadel angewendet werden wie auf ein wirkliches Meisterwerk . . . Der Kritiker und das Publikum, der Nestroy und der Aff', die g'hören alle miteinander in denselben Topf, in den Nachttopf . . ."

Um seine gute Laune war es geschehen, in seinem Gesichte zuckte und arbeitete es.

„Geh zu," sagte Toni, „wie kannst dich denn über so was aufregen! Is das der Müh' wert? Du hast doch g'sagt, du lest diese dummen Blatteln gar nicht mehr!"

„Ich tu's auch nimmer!" brummte Raimund und wollte den ganzen Pack zu Boden werfen. Aber er hielt inne: „Da stehn noch ein paar Zeilen, auslesen muß ich doch, was mein guter Freund Bäuerle . . ."

Er las laut, mit vor Zorn bebender Stimme:

„Seine Majestät, der König beider Sizilien, und Ihre Majestät Maria Louise sowie Ihre kaiserlich-

königlichen Hoheiten Erzherzog Franz Karl und die Erzherzoginnen Sophie und Klementine beehrten die Vorstellung mit ihrer Gegenwart . . ."

Nun schleuderte er das Blatt zu Boden und trat mit dem Fuße darauf:

„Die Vorstellung vom Affen und dem Bräutigam nämlich, wohlverstanden! Bravo! Diese höchsten und allerhöchsten Herrschaften geben doch ihren getreuen Untertanen allerweil ein gutes Beispiel! Versteht sich, auch in Sachen des Kunstgeschmackes! Hahaha! Ja, der Herr von Nestroy, der macht seinen Weg! Und der Raimund — der altmodische Raimund kann sich eingraben lassen. Je früher, desto besser!"

Wütend lief er in dem Saal auf und ab.

Toni Wagner folgte ihm mit besorgten Blicken. Endlich fragte sie sanft:

„Willst nicht doch noch ein paar Bissen von der Mehlspeis' essen?"

„Nein!"

„Oder dich auf eine Stund' schlafen legen?"

„Nein!"

Nach einer Weile fügte er hinzu:

„Ich muß hinaus, ins Freie. Herr Bäuerle und Herr Nestroy haben hier die Luft verpestet . . ."

Ohne Gruß eilte er in den Park hinaus, durch die Allee dem Ausgange nach Pernitz zu. Als er das Tor beinahe erreicht hatte, kam ihm durch dieses ein ärmlich gekleidetes kleines Mädchen entgegen, das die rechte Hand verbunden hatte und in der linken ein Körbchen trug.

„Wo willst hin?“ fuhr er sie hart an.

„Küss' die Hand“, knixte das Mädchen schüchtern. „Fragen möcht' ich halt, ob die Herrschaft keine Himbeer' braucht.“

„So . . . No, so frag' halt . . . Aber was hast denn da an der Hand?“

„Da hat mich der Hund 'bissen.“

Ferdinand Raimund zuckte zusammen:

„Welcher Hund? Unser Hund am End' gar . . .“

„Freilich, der Pluto.“

Raimunds Wangen wurden fahl. Mit Mühe brachte er heraus:

„Und wann — wann war denn das?“

„Vorgestern — nein, vorvorgestern, gnädiger Herr. Wie ich halt 's letztemal da war. Im Anfang hat's furchtbar weh 'tan, aber jetzten gspür' ich fast gar nix mehr. Und der schlimme Pluto hat schon seine Straf'. Gleich hat ihn der Herr Anton derschießen lassen, daß er kein Unglück mehr anricht't.“

Vor Raimunds Augen flimmerte, in seinen Ohren sauste es, alles drehte sich um ihn im Kreise.

„Er—schie—ßen lassen?“ stammelte er. „Gleich erschießen lassen? Redst du — die — Wahrheit?“

„Meiner Seel' und Gott“, beteuerte das Mädchen. Und mit einem furchtsamen Blick auf das entstellte Antlitz des sonderbaren Herrn: „Küss' die Hand, ich komm' lieber ein andersmal.“

Sie wollte davonlaufen. Raimund rief sie zurück:

„Halt! Da hast! Da — da — da!“

Und warf ihr aus seiner Brieftasche ein paar Bank-

noten zu, alles, was sie enthielt: „Nimm's — nimm's, sag' ich — aber geschwind!"

Ratlos gehorchte das Kind dem barschen Befehle und rannte dann zum Parktor hinaus, so rasch es konnte.

Ferdinand Raimund aber wankte ins Haus zurück, mit schlotternden Beinen, mit klappernden Zähnen, mit schweißbedeckter Stirn, ein gebrochener, gezeichneter Mann.

„Heilige Mutter Gottes!" schrie ihm Toni, die gerade den Tisch wieder in Ordnung gebracht hatte, entgegen. „Was ist dir? . . ."

Er sank, er fiel in einen Lehnstuhl und keuchte:

„Also doch! . . . Der Hund . . Der Pluto . . . Er hat erschossen werden müssen! . . . Er war toll . . . Ich muß toll werden . . . Ich bin verloren!"

Er vergrub das Gesicht in den Händen.

Jäh ward der Armen alles klar, ohne daß sie weiter zu fragen brauchte.

Alle Kraft zusammennehmend, sich mit übermenschlicher Gewalt zur Ruhe zwingend, begann sie auf den Fassungslosen einzureden:

„Es ist wahr, ich hab' mich gefürchtet vor ihm, und da hab' ich ihn — da hat ihn der Gärtner — auf meinen Befehl — erschießen lassen. Aber . . ."

„Nachdem er", unterbrach sie Raimund dumpf, „noch ein Mädel gebissen hat."

Auch davon hatte Antonia Wagner in der Zwischenzeit gehört. Ihr Herz klopfte bis zum Halse hinauf. Aber mit gut gespielter Gelassenheit sprach sie von neuem:

„Also da siehst du selbst, wie recht ich gehabt hab'. Jetzt kann er keinen Schaden mehr anstiften, der abscheuliche Köter. Das Mädel soll, Gott sei Dank, ganz munter sein."

„Soll?" murmelte Raimund. „Ich weiß es. Jetzt noch . . . Was ihr aber bevorsteht — ihr und mir..."

Und dann versank er in grauenvolles Schweigen, kein Wort mehr kam über seine blutlosen Lippen, wie sehr auch Antonia sich mühte, ihn aufzurichten, zu beruhigen, zu trösten, ihm das Unsinnige oder doch allermindestens Verfrühte seiner Befürchtungen klarzulegen. Er saß gebeugt, das Antlitz in die Hände vergraben, regungslos.

Seufzend setzte sich Toni neben ihn und nahm eine Stickerei zur Hand, hoffend, daß er doch endlich wieder zur Besinnung kommen werde.

Aber Stunde um Stunde verrann, ohne daß er seine Stellung änderte. Die Uhr im Nebenzimmer tickte, immer lauter, immer härter, in der lautlosen Stille, nur hie und da wurde von außen der behutsame Schritt des Hausgesindes hörbar, das, mit den Eigentümlichkeiten des seelenguten, aber maßlos reizbaren und launenhaften gnädigen Herrn längst vertraut, instinktiv vermutete, daß es wieder einmal einen heftigen Auftritt gegeben haben müsse.

Drei Uhr, vier Uhr wurde es. Mit einemmal ward es dunkel in dem weiten Gemach, die Bäume im Garten rauschten auf. Toni trat leise zur Tür und sah, daß sich von allen Seiten dicke, dunkelgraue Wolken mit kugeligen, fahl glänzenden Rändern zusammenschoben,

bloß ein Stückchen des Firmaments noch frei lassend. Sich zurückwendend, sah sie Ferdinand Raimund noch immer wie versteint im Lehnstuhl kauern. Plötzlich aber sprang er auf, daß sie vor Schreck und Überraschung beinahe umsank.

„Zum Doktor!“ rief er heiser. „Zu meinem Doktor nach Wien! . . . Vielleicht kann der mehr als — haha! — Unsere Liebe Frau von Mariazell!“

Wie sehr sich Toni vor solcher Lästerung entsetzte und innerlich bekreuzigte, so war sie doch todfroh, daß der Geliebte endlich wieder irgend ein Bewußtseinszeichen von sich gab, daß der gräßliche Bann, der seit Stunden auf ihm lag, gebrochen schien. So ging sie lebhaft auf seinen Gedanken ein:

„Ja, ja, der Doktor Lichtenfels wird dir deine Einbildung ausreden und sagen, was du zu tun hast. Morgen in aller Früh' fahren wir!“

„Morgen?“ entgegnete jedoch Ferdinand Raimund kraß. „Morgen kann ich ein toter Mann sein. Heut' noch fahr' ich, sofort soll der Wagen kommen aus Pernitz.“

„Ob dir der gleich zur Verfügung stehen wird . . .“

„Er muß! Hörst du, er muß! Der Anton soll alles liegen und stehen lassen und mir ja nicht ohne den Wagen kommen!“

Der Gärtner Anton, ein wenig schuldbewußt und schon darum zu allem bereit, lief, was er laufen konnte. Aber es dauerte geraume Zeit, bis er wiederkehrte. Der Fuhrwerksbesitzer, der Kutscher machten Schwierig-

keiten: Die Pferde seien ermüdet und abgetrieben, das Wetter verheiße nichts Gutes.

Währenddem verging Raimund schier vor Ungeduld. Zehnmal lief er, barhäuptig, vom immer heftiger sich erhebenden Sturm umweht, die Treppe hinab in den Garten, zum Tor, um nach dem Wagen auszuspähen. Alle Vorbereitungen zur Abfahrt überließ er Antonien; bloß, ob seine beiden Terzerole in seiner Tasche steckten und ob sie geladen seien, davon überzeugte er sich.

Endlich kam das Gefährt auf der Landstraße, die von braunen Staubwolken dampfte, von Pernitz dahergerollt.

Ferdinand eilte ihm entgegen, so daß ihm Toni, die zur Begleitung selbstverständlich entschlossen war, kaum folgen konnte.

Noch ehe der Wagen völlig hielt, sprang er ein:

„Nach Wien, was die Pferde laufen können!"

„Aber das Wetter, Euer Gnaden . . .", machte der Kutscher einen letzten Überredungsversuch.

„Schweig' Er und fahr' Er!"

Als sie in raschestem Trabe durch die lange Dorfstraße von Pernitz rollten, von manchem scheuen, neugierigen Blicke gefolgt, krachte der erste Donnerschlag, fielen die ersten schweren Tropfen. Da sie nach links in die steile Waldschlucht des Schärfftales einbogen, fing es bereits zu gießen an und schwarze Finsternis senkte sich immer rascher hernieder.

Raimund achtete nicht darauf, von neuem stumm geworden, mit geschlossenen Augen lehnte er neben Toni in den Kissen.

Langsamer ging es bergauf, endlich war die Höhe der Straße, der „Hals“ erreicht. Die Gäule wollten verschnaufen, da entlud sich das Gewitter plötzlich mit unerhört gesteigerter Wut. Statt der Regentropfen prasselte wie Flintenfeuer ein Schauer von Hagelschloßen an die Wagenfenster, der Donner rollte von allen Seiten in ununterbrochener Folge, blaue und gelbe Blitze verwandelten die Finsternis und den Wald in ein schauerlich schönes Flammenmeer.

Dem Kutscher wurde der schwere Wachstuchhut vom Kopfe gerissen und wie eine Flaumfeder über die Wipfel entführt. Er hatte keine Zeit, darauf zu achten, er hatte kaum Zeit, vom Bocke zu springen, die erschreckten, bäumenden Pferde an den Zügeln zu fassen und mit aller Kraft festzuhalten. Als das Unwetter sich für einen Augenblick zu sänftigen schien, schrie er zum Wagenfenster hinein:

„Es geht nicht weiter! Wir müssen umkehren!“

Raimund schien es gar nicht zu hören, er rührte sich nicht. Toni wiederholte ihm des Kutschers Worte.

Da fuhr er empor:

„Wann er umkehren will, so schieß' ich ihn nieder und kutschiere selbst! Sag' ihm das!“

Toni bat und beschwor, zuerst Raimund, dann den Kutscher. Bei jenem war alles umsonst, dieser mußte fluchend nachgeben.

Unter Sturm und Regen, Donner und Blitz setzte sich der Wagen neuerdings in Bewegung, rollte nun abwärts dem Grabenwegdörfel zu. Allmählich schien die

Wut des Gewitters sich zu legen. Jedoch es war vorübergehende Täuschung.

Unmittelbar vor Pottenstein erhob es sich zu neuem, schier noch fürchterlicherem Toben. Die Pferde bockten, die Räder platschten durch spritzende Lachen, drohten dann wieder im zähen Kot steckenzubleiben.

Tiefe, schaudervolle Nacht. Menschliche Wohnungen. Niedrige Häuser mit festgeschlossenen Toren, hie und da hinter angelaufenen Fensterscheiben ein mattes Lichtlein.

Plötzlich hielt der Wagen mit einem heftigen Ruck. Der Kutscher war abermals abgesprungen, riß die Wagentür auf:

„So! Jetzt fahr' ich aber keinen Schritt weiter bis morgen früh! Nicht um tausend Gulden! Hier müssen die Herrschaften übernachten!"

Es war etwas in seiner Stimme, das auch Ferdinand Raimund, der bis jetzt in all dem heulenden, knatternden, klatschenden Graus fest geschlafen zu haben schien, aufzuhorchen zwang.

„Wo sind wir?" fragte er tonlos.

„In Pottenstein, beim ‚Hirschen'."

„Beim ‚Hirschen', so. Also bleiben wir da in Gottes — im Namen der Hölle!"

Toni Wagner fuhr schmerzlich zusammen, der Kutscher half ihr aus dem Wagen, Raimund folgte.

Ehe er ins Tor trat, warf er einen Blick in die Höhe, die Hauswand entlang, wo an eiserner Stange das Bild eines springenden Hirsches, das Wahrzeichen des

alten Gasthofes, wild im Sturme schwang und knarrte, kaum in den Umrissen erkennbar.

„Richtig, der Hirsch", murmelte er wie irr. „Er hat mich in die Welt gestoßen, er ruft mich wieder aus ihr. Willkommen — adieu!"

Erst wußte Toni durchaus nicht, was er mit diesen geheimnisvollen Worten sagen wollte, dann kam es ihr mit einemmal beklemmend zu Sinn: „Zum Hirschen" hieß auch Raimunds Geburtshaus in der Mariahilferstraße in Wien.

Wirt und Wirtin schlugen die Hände überm Kopf zusammen, als sie die beiden späten, verstörten Reisenden in die leere Schankstube treten sahen:

„Jesus und Josef! Der Herr von Raimund! Und die gnä' Frau! Bei dem Wetter! Wo hab'n S' denn hinwollen? Nach Wien? O du mein Gott! Das is freilich nicht mehr möglich heut! Natürlich können S' übernachten bei uns. Gleich richt' ich ein Zimmer, unser schönstes, das Erkerzimmer im ersten Stock. Und dann ein Nachtmahl. Nehmen S' nur einen Augenblick Platz! Um die Pferd' muß man sich auch — die armen Viecher! No, der Kutscher kennt sich ja aus bei uns . . ."

Während die flinke Frau geschäftig davoneilte, richtete der phlegmatischere Wirt noch Frage um Frage an die Ankömmlinge. Bloß Toni beantwortete sie karg und gequält. Raimund stand abseits, an den Lippen nagend, vor Unrast bebend, den finsteren Blick zu Boden geheftet.

In kurzer Zeit war das Schlafzimmer bereit, das Abendessen fertig. Toni zwang sich, ein paar Bissen

zu genießen, Raimund lehnte wortlos ab, begann sich zu entkleiden, ließ wieder ab davon, warf sich halb angekleidet auf eines der beiden Betten, das Antlitz gegen die Wand gekehrt. Die zwei Pistolen aber hatte er sorgsam unters Kopfkissen geschoben.

Seine Gefährtin winkte der Wirtin, die Teller abzutragen, die Lampe brennen zu lassen. Und rückte, allein, ihren Stuhl an das Lager des Gepeinigten, seinen Atemzügen lauschend. Sie gingen stoßweise, leiser bald und bald lauter.

Im Hause ward es still. Kein neuer Gast meldete seine Ankunft. Wirt und Wirtin waren wohl ebenfalls bereits schlafen gegangen. Sie war die einzige, die noch wachte.

Der Sturm draußen verebbte, das Getrommel an die Scheiben hatte aufgehört, der Donner grollte nur mehr ab und zu aus immer größerer Ferne. Der Frieden kehrte wieder ein in die Natur und — fast schien es so — vielleicht auch in die Brust des neben ihr regungslos Ruhenden.

Mit einem unterdrückten Seufzer erhob sie sich leise — im selben Augenblick aber schnellte auch Ferdinand hoch:

„Wasser!"

Sie brachte ihm rasch ein volles Glas. Er stürzte es hinunter und reichte es ihr wieder hin:

„Noch Wasser, mehr!"

Sie holte die Flasche, wollte ihm eingießen, er wehrte es ihr:

„Gib die Flasche her!"

Und setzte die Flasche an den Mund und schlürfte sie in gierigen Zügen leer.

„Hol' frisches!"

Sie beeilte sich, dem Wunsche nachzukommen, tastete die Treppe hinab, suchte im stockdunklen Hofe den Brunnen, kam mit der gefüllten Flasche zurück:

„Hast du denn solchen Durst?"

„Gar keinen. Aber Gott sei . . ., aber es widersteht mir auch noch nicht."

Abermals erschrak Toni Wagner bis ins Innerste. Im Nu war all ihre schwächliche Hoffnung zusammengebrochen: Also hielt er noch immer fest, und fester wie früher, an seinem Wahn, seiner Angst vor Tollwut und Wasserscheu!

Nachdem er auch die zweite Flasche geleert, kehrte sich Ferdinand Raimund ohne Dank wiederum gegen die Wand.

Toni Wagner aber setzte sich verzweifelt an den Tisch, auf dem die Lampe schwelte. Nun war ihr jeder Gedanke an Schlaf völlig vergangen.

Die Zeit verrann, sie wußte nicht einmal, ob schnell oder langsam. Mitternacht war wohl längst vorüber, durch die Fenster schimmerte es schon grau — oder war auch das Täuschung? Kam der Morgen? Ach, wenn er doch niemals gekommen wäre!

Das Bett knarrte. Raimunds Kopf, Raimunds Oberkörper hoben sich. Mit irren, brennenden Augen starrte er im Zimmer umher, als müsse er sich erst besinnen, wo er denn sei. Dann hauchte er ein einziges Wort:

„Wasser!"

„Aber geh," redete ihm Toni zu, „du wirst . . ."

„Wasser! Zum Teufel hinein — Wasser!"

Da nahm sie die Karaffe und ging gesenkten Hauptes, schleppenden Schrittes zur Tür. Kaum hatte die sich hinter ihr geschlossen, so tastete Ferdinand Raimund unter das Kopfkissen, holte eines der beiden Terzerole hervor. Riß das Hemd auf, kehrte wie zum Versuche den kalten Lauf gegen seine Brust — stieß an einen harten Gegenstand. Ein Medaillon war es, das er seit vielen Jahren Tag und Nacht auf der Brust trug, Tonis Bild. Er küßte es wild, ließ das Terzerol sinken, brach in Tränen aus. Wenn sie nur schon wieder zurückgewesen wäre, seine Heißgeliebte, sein schützender, rettender Engel . . .

Aber vergebens lauschte er nach ihrem Schritte. Statt dessen erhob sich unten im Hofe, wo der Brunnen war, Hundegekläff.

Bei diesen Lauten waren Raimunds Tränen augenblicks versiegt, seine Augen wieder starr geworden. In die dunkle Ecke gegenüber starrten sie — webte und schwoll dort nicht ein Geisterschatten, ein Gespenst? Ja, nun nahm die nebelhafte Gestalt Form und Umriß an, ein Riesenhund wurde aus ihr — nein, doch nicht, ein Riesenmensch! Ein hagerer, baumlanger Kerl in bunter, veralteter Uniform, eine schwarze Binde überm linken Auge, faunisches Grinsen um den lüsternen Mund — Sansquartier!

Außer sich vor Wut und Entsetzen zielt Ferdinand Raimund nach dem Phantom. Da ändert es blitzschnell

die Erscheinung, nun steht es da als ein wüster, versoffener Gesell in abgerissenem Handwerksburschenkleide, der höhnend die dicken Lippen zum Gegröhle formt:

„Ja, da wird ein' angst und bang —
Die Welt steht auf kein' Fall mehr lang ..."

Abermals reißt Ferdinand Raimund das Terzerol hoch, aber jetzt ist auch die Gestalt in Nichts zerflossen, die Zimmerecke wieder leer und dunkel.

Hat er geträumt? Gefiebert? Oder — oder — hat sich der Wahnsinn angekündigt? Ist er schon da? Nur nicht das! Nur nicht toll werden! Lieber . . .

Auf den Treppenstufen tappt ein unsicherer Schritt näher. Er hört ihn nicht mehr, alles übertönt ein rasendes Hämmern, ein tosendes Rauschen, das dumpfe Brausen seines Blutes. Da röchelt er auf, schließt die Augen und — stößt den Lauf der Waffe zwischen seine Zähne, tief in den Mund.

Ein Schuß rollt dröhnend durch das alte Gemäuer.

Die Lampe auf dem Tisch blakt hoch auf und erlischt.

Pulverrauch, Pulverstank und zugleich kaltes, graues Morgenzwielicht füllen das Gemach.

Schrill zerklirrt auf den steinernen Stufen draußen Glück und Glas.

Das ärmste aller Frauengeschöpfe wankt zur Tür herein — zu spät . . .

## 25.

em Hausdichter und unbestritten ersten Darsteller des Carlschen Theaters an der Wien, Herrn Johann Nestroy, wurden von seinen Feinden außer dem argen Mangel an Tugend noch etliche läßliche Untugenden nachgesagt; die Unpünktlichkeit aber war nicht darunter.

Auch heute, am 5. September 1836, traf Johann Nestroy, obwohl er an dem Orte, wo er tagsüber geweilt hatte, recht gern noch länger geblieben wäre, so rechtzeitig zur Abendvorstellung ein, daß er mehr als genug Zeit hatte, sich in aller Ruhe zu schminken und zu kostümieren.

Man gab zum vierzigstenmal die Nestroysche Posse „Der Affe und der Bräutigam", die dem Könige beider Sizilien, dem Referenten der „Theater-Zeitung", aber auch dem großen Publikum so sehr gefiel und deren Aufführung ohne Nestroy in der Rolle des dumm-pfiffigen Bedienten eines bloß urdummen Herrn ebenso unmöglich war wie ohne den berühmten Affen-mimiker, den Klischnigg.

Der Theaterportier hatte deswegen nicht die geringste Sorge. Er kannte den Herrn von Nestroy wie kaum

ein zweiter und wußte darum, der kam schon zurecht, wo er auch sein mochte. Und wirklich, diese Zuversicht täuschte ihn nicht.

Zwanzig Minuten vor Beginn der Vorstellung, da die Besucher in immer größeren Gruppen aufs Hauptportal zukamen, fuhr ein fescher, staubbedeckter Fiaker am Bühnentürl vor, und ihm entstieg — der Herr von Nestroy.

Er griff in die Westentasche und reichte dem Rosselenker eine zusammengefaltete Banknote, die dieser nur halb zu entfalten brauchte, um sich zu einem äußerst vergnügten Schmunzeln und zu einem tiefen, ehrerbietigen Ziehen des Hutes veranlaßt zu sehen:

„Danke ergebenst, g'horsamer Diener, Herr von Nestroy, küss' die Hand!"

Der Fiakerkutscher schnalzte mit der Peitsche, schnalzte mit der Zunge. Während seine Pferde sich ins Geschirr legten, sah er sich noch einmal verschmitzt nach der eleganten, hohen Gestalt um, die im Bühneneingange verschwand. Oh, er wußte schon, wofür die überreichliche Bezahlung war, nicht nur für den geleisteten, auch für einen bestimmt erwarteten Dienst — unbedingte Verschwiegenheit. Und auf die konnte der Herr von Nestroy sich getrost verlassen . . .

Ehe Nestroy, vom Portier dienstbeflissen gegrüßt, die enge Treppe zu seiner Garderobe hinaufeilte, blieb er stehen:

„Hat wer um mich g'fragt?"

„Niemand", versicherte der Pförtner.

„Gar niemand? Auch meine Frau" — er meinte Maria Weiler und senkte die Stimme — „auch meine Frau nicht?"

„Keine Menschenseel', Herr von Nestroy."

„Gut is's", nickte Nestroy, sichtlich erleichtert. „Auch kein Brief an mich gekommen?"

„Nein, sonst hätt' ich ihn ja gleich hergegeben", erklärte der Inquirierte fast gekränkt, der aus guten Gründen den strengen Auftrag hatte, Sendungen, die an Nestroy gerichtet waren, unter keinen Umständen jemand anderem auszufolgen als diesem selbst.

„Weiß schon", lobte Nestroy und reichte auch ihm ein Geldgeschenk.

„Küss' die Hand, Herr von Nestroy, wegen mir brauchen Sie gar niemals keine Angst nicht zu haben!"

Nein, ehe hätte er sich die Zunge abgebissen, ehe hätte er sich in Stücke hauen lassen, als daß er das freundlichste und leutseligste aller Mitglieder des Hauses verraten, der Eifersucht und Schnüffelei dieser bissigen, geizigen Weiler Vorschub geleistet hätte . . .

In seiner Garderobe ging Johann Nestroy methodisch daran, sich in Maske und Kostüm des Dieners Karl Maria Tiburtius Hecht zu werfen. Und dachte dabei mit wohligem Behagen an die süßen, aber auch gefährlichen Erlebnisse des heutigen Tages zurück. Wenn seine gestrenge und sparsame, aber doch bei allen ihren Fehlern kreuzbrave Marie davon gewußt hätte! Er war nicht so lasterhaft, keine Gewissensbisse bei dieser Vorstellung zu empfinden. Die waren ja unleugbar ein bißchen peinlich. Aber zum Kuckuck, Gefahr und Ge-

wissensbisse erhöhten anderseits wieder des Verbotenen Reiz . . .

Nach Baden müsse er fahren, hatte er, an Ausreden unerschöpflich, seiner Lebensgefährtin erklärt, um wegen eines späteren Gastspieles mit dem dortigen Theaterdirektor zu verhandeln. In Baden war er wirklich gewesen, und auch die Person, mit der er schier den ganzen Tag eifrige Unterhaltung pflog, gehörte tatsächlich dem Theater an, nur nicht als leitende Persönlichkeit, sondern in weit untergeordneterer Stellung, nämlich als — nun, als Choristin.

Übermäßig gescheit war sie gewiß nicht, diese braune Pepi, und außergewöhnlich treu wahrscheinlich auch nicht, aber sauber und temperamentvoll. Was er wohl nächstens als Vorwand ersann, um wieder mit ihr zusammenzukommen?

Er schmunzelte in den Spiegel hinein, er zog die Augenbrauen mit dem Farbstifte möglichst hoch — da klopfte es an der Tür.

„Herein!“ rief er, nicht ganz ohne Besorgnis, wer wohl eintreten würde.

Es trat nur der harmlose, dicke Wenzel Scholz ein, der in der sechsten Szene des Stückes zu erscheinen, aber niemals Eile hatte.

Sich die Schweißtropfen von der Stirn wischend, fiel er ächzend auf einen Stuhl.

„Hast du's schon gehört, die Neuigkeit?“ fragte er mit Aufgeregtheit kündender Stimme.

„Was für eine Neuigkeit?“ fragte Nestroy.

„Die traurige Neuigkeit aus Pernitz.“

„Nein."

„Aber du kommst doch von Baden, net?"

„Freilich. Also was soll ich dort für eine Neuigkeit g'hört haben? Spiel' nicht die Sphinx, in der Roll'n bist nicht am glänzendsten."

„Also — der Raimund is g'storben."

Johann Nestroy zuckte zusammen:

„Was? Heut' erst?"

Das feiste Antlitz des braven Scholz legte sich in vorwurfsvolle Falten.

„No hörst," sagte er kopfschüttelnd, „is's dir alsdann wirklich net g'schwind g'nug 'gangen?"

„Es . . .!" fuhr es Nestroy heraus. Aber er verschluckte noch gerade rechtzeitig den zweiten Teil der wenig schmeichelhaften zoologischen Bezeichnung, mit der er seinen dicken Freund hatte belegen wollen. „Von mir aus hätt' der Raimund hundert Jahr' alt werden können. Ich hab' g'sagt, heut' erst, weil ich dran denkt hab', was der arme Kerl g'litten haben muß. Fünf, sechs Tag' zwischen Leben und Tod schweben . . . und doch gar keine Aussicht, keine Hilf'!"

„Traurig", nickte Scholz. „Gott sei Dank, daß er's endlich überstanden hat!"

„Wie hast du's denn erfahren?"

„Der Bachmayer is mir begegnet, der Junge, weißt, der Einzige von dem reichen Posamentierer am Schottenfeld, sie hab'n eine Villa in Gutenstein . . . Also der is grad g'ritten 'kommen von draußt in ein' Karree" — Herr Scholz meinte natürlich, in voller Carrière. „Heut' nachmittag war er wieder in dem

Unglückswirtshaus, beim ‚Hirschen' in Pottenstein, nachfragen, und da is er just z'rechtkommen — da is der Raimund schon in den letzten — in den allerletzten — Zügen — g'leg'n . . ."

Wenzel Scholz fuhr sich verstohlen über die Augen und schneuzte sich dann geräuschvoll in ein grellfarbiges Riesentaschentuch:

„Mir scheint, ich krieg' schon wieder d' Straufen."

„Vor mir brauchst dich net schenier'n," sagte Nestroy ernst, „wanns d' weinen willst. Das is zum Weinen. So lang leiden müssen!"

„Halt ja," fuhr Scholz nach heftigem Räuspern fort, „es soll schrecklich g'wesen sein . . . Durch'n Mund in'n Kopf hat er sich schießen wollen, der Raimund — aber die Kugel is stecken 'blieb'n in der Mitt' . . . Rausziehn hab'n sich's die Doktor net 'traut . . . Und transportier'n hat man ihn auch net können . . . Gestern hat's ausg'schaut, als ob ihm besser wär', er hat sich aufg'setzt und hat sogar Witz' g'macht, der arme Narrentattel — verfluchte Straufen . . . Aber heut' . . . Heut' hat er ausg'litten . . . Die Toni is ganz aus'm Leim, mehr tot als lebendig — man fürcht't, sie wird irrsinnig . . ." Er griff abermals nach dem Taschentuche: „Sag' mir, was hat das ganze menschliche Leben eigentlich für einen Zweck, Schani?"

„Für den, der erst fragen muß, gar keinen."

Scholz seufzte: „Gehst du mit der Leich'?"

„Was dir einfallt!"

„Da werden aber die Leut' wieder was z' reden hab'n drüber."

„Die redeten jedenfalls noch mehr und noch dümmer, wann ich mitging'", versetzte Nestroy bitter.

„Freilich, da kannst recht haben."

„Von mir aus könnten s' ja reden, was s' woll'n. Aber der Raimund selber drehet sich in seinem Sarg um, wann er mich hinter dem Sarg wüßt'. Er hat sich immer steif und fest einbild't, ich bin sein Feind."

„Und du warst es net?"

Johann Nestroy stand vom Sessel auf, unheimlich grotesk anzusehen mit seinem geschminkten Gesicht, in seiner tölpelhaft frechen Maske, seiner karikierten Dienerkleidung:

„Nein. So wahr — so wahr — so wahr ich mir einen weniger fürchterlichen Tod wünsch', als er g'habt hat."

Wenzel Scholz sah gedankenvoll zu Boden. Nach einer Weile sagte er:

„Aber sein g'fährlichster Konkurrent warst halt doch."

„Er hat sich's sicher eing'red't," sagte Nestroy, „mir is's net im Traum eing'fall'n. Er war der Raimund, ich bin der Nestroy. Ich red', wie mir der Schnabel g'wachsen is, und spiel', so gut ich kann. Ihm war nichts hoch und klassisch g'nug, als Schauspieler net und als Dichter net. Ich schreib' für die Mitwelt, daß sie mir brav zahlen soll, er hat sein Lebtag nur an die Nachwelt denkt und an ein Monument. Und hat sich natürlich schon damit unglücklich g'macht. Könnt' mir einfallen, so was . . . Hast du mich ein einzig'smal über den Raimund schimpfen oder spotten g'hört, Wenzel?"

„Nein, Schani.“

„Er hat's g'wiß hundertmal getan über mich. Lebendig begraben will ich werd'n, wann ich deshalb einen Haß hab' auf ihn. Er hat halt nicht 'rauskönnen aus seiner Haut, das kann eben keiner, und war trotzdem ein braver Kerl, ein viel besserer wahrscheinlich als ich. Und auch ein größerer Dichter. Wann ich schon einmal das abg'schmackte Wort anwenden soll auch auf mich. In fufzig Jahr', wann nach dem Nestroy keine Katz' mehr miaut, werden sie wahrscheinlich entdecken, was sie am Raimund verloren haben. Tot und begraben und verfault muß einer sein, dem sie das Leben sauer g'macht haben, dann kommt er langsam zu seinem Recht. Sag', ich hab' dir's g'sagt, ich kenn' die Welt ein bissel: Der Raimund kriegt sein Monument. Und er hat sich's schwerer und ehrlicher verdient als wie mancher, der auf einem eisernen Roß sitzt. Ich bin ihm nicht neidig drum. Sondern“ — er sprach langsam und feierlich — „ich wünsch' ihm von Herzen die ewige Ruh'.“

Wenzel Scholz griff gerührt nach Johann Nestroys Hand:

„Bist ein Ehrenmann!“

„Was man halt so nennt. Aber laß mich schon los, du weißt, für das Ergreifende hab' ich keinen Sinn — schau' lieber, daß d' dich umziehst, es is die höchste Zeit!“

Wenzel Scholz ging, Johann Nestroy war wieder allein.

Alle Fröhlichkeit war von ihm gewichen. Eine Todesnachricht ging ihm eben stets auf die Nerven, und gar, wenn sie, wie jetzt, einen betraf, den er gekannt hatte,

in dessen Stücken er oft und oft aufgetreten war. So allein erklärte er sich seine Verstimmung. Andere, tiefere, edlere Gründe wollte er nicht vor sich selbst gelten lassen.

Draußen auf den Gängen wurde es nun immer lebhafter, der baldige Beginn der Vorstellung kündigte sich lärmend an. Abgerissene Rufe, heiteres Gelächter schollen dumpf oder schrill herein, Garderoben- und Logentüren wurden aufgerissen, zugeschlagen. Brausendes Gemurmel schwoll für einen Augenblick an, um im nächsten zu ersterben.

Wie oft wohl war Gleiches beklemmend und befeuernd dem armen Raimund ans Ohr gedrungen, der nun auf der Bahre lag, stumm und taub! Wie oft auch hatte er, Johann Nestroy, sich von diesem Getümmel behaglich umschmeicheln lassen, das ihm Element war wie dem Fisch das Wasser!

Heute nur störte es ihn. Er ging, die Tür fester zuzudrücken, allein sie war ohnehin spaltenlos geschlossen.

Da wendete er sich wieder zurück, wendete sich zum Fenster, lehnte die Stirn an die kühle Scheibe und starrte in die schwarze Nacht der engen Vorstadtgasse hinaus. Was hat das Leben für einen Zweck, fragte nun plötzlich auch er, der Zyniker. War nicht die Welt im Grund bloß eine Armensünderzelle? Und das Schicksal eine infame Bestie? Und die Menschen arme Blindgeborene — keiner den anderen kennend, stets nach dem Scheine urteilend, niemals zum Kern und zur Wahrheit vordringend?

Und wieder wanderten seine Gedanken zu dem toten Kollegen, der ihn gehaßt und mißachtet und auf dessen Liebe und Achtung er doch zutiefst im heimlichsten Innersten schier mehr Wert gelegt hatte als auf die irgend eines anderen Mannes. Vielleicht, wenn er alles hohle Selbstbewußtsein, alle eitle Verletztheit von sich geworfen hätte, wenn er offen vor jenen hingetreten wäre und Aug' in Aug', Mann gegen Mann zu ihm geredet hätte — vielleicht hätte dann doch der Raimund des Nestroy Freund werden können ... Vielleicht ... Damit war es nun vorbei! Vorbei — in alle — Ewigkeit ...

Da klopfte es abermals an die Tür.

Direktor Carl, parfümiert und geckenhaft gekleidet, tänzelte herein:

„Grad hör' ich's vom Scholz, daß der Raimund ... Gratuliere!"

Johann Nestroy sah ihm starr ins Gesicht:

„Sie — gratulieren? Wem?"

„No, Ihnen!"

In Nestroys Miene malte sich maßlose Verachtung:

„Zu was denn?"

„No, no, verstellen Sie sich nur nicht! Jetzt sind Sie auf der Höh'! Jetzt sind Sie endlich der Erste und Einzige in Wien!"

Johann Nestroy ballte die Fäuste, als wollte er sich auf seinen Direktor stürzen. Aber sogleich besann er sich, drehte ihm den Rücken und kicherte höhnend vor sich hin:

„Nein, aber so ein Aff', wie Sie, gnädiger Herr! So ein vollkommener, ausg'machter Aff' ist noch gar nicht

dagewesen! Da kann sich die ganze Naturg'schicht' heimgeignen lassen!"

„Was reden Sie da?" brauste Carl auf. „Was soll das heißen?"

„No, meine Roll'n repetier' ich halt", sagte Nestroy, ohne sich umzudrehen, „und putz' sie noch ein bißl auf — grad in dem Augenblick, wo Sie mir zum Tod vom Raimund gratuliert hab'n, sind mir ein paar gute Gedanken dazu 'kommen, grad in dem Augenblick."

Direktor Carl rollte wütend die Augen gegen den breiten Buckel des besten und gewinnbringendsten Mitgliedes seiner Bühne. Dann schoß er, seine Ohnmacht erkennend, hinaus.

Hinter der geschlossenen Tür aber murmelte er grimmig:

„Wann ich den Kerl nur nicht so notwendig brauchet! Wann ich ihn nur hinausschmeißen könnt'! Der wird mir noch manches aufzulösen geben, der scheinheilige Bosnickel, der . . . Da war mir ja der Raimund mit samt seiner Verrucktheit noch zehnmal lieber! . . . Ah was, ich denk' mir einfach, das is halt nach seiner Fasson auch so ein — so ein Rappelkopf!"

Ende.

## Verzeichnis der Bilder.



---

Der Titel wurde gezeichnet nach J. Haßlwanders Allegorie „Ferdinand Raimund".

Die Initialen von Fritz Gareis.

Im selben Verlage ist erschienen:

# Wiener Wandelbilder

## Ernstes und Heiteres von heut und eh'.

### Von Fritz Stüber-Gunther.

### Mit Umschlagbild von Fritz Gareis und einem Bildnis des Verfassers.

Die vielfältigen Wandlungen, die Wien und wienerische Verhältnisse in den jüngsten Jahrzehnten, besondes aber in den letztvergangenen Jahren, durchgemacht haben, schildert Fritz Stüber-Gunther hier in einer Reihe teils launig heller, teils dunkler gefärbter Ausschnitte aus dem Wiener Leben, die sich bei aller Verschiedenheit im Einzelnen zu einem vollen Ganzen runden. Das Bauernfeldpreis-Kuratorium hat seinerzeit den Verfasser unmittelbar neben Vinzenz Chiavacci und Eduard Pötzl gestellt; den Literaturhistorikern, auch norddeutschen, gilt er heute als „der beste lebende Wiener Humorist". Tatsächlich strahlt sein gesunder, natürlicher, keineswegs gewaltsamer — leise satirischer, doch niemals verletzender Humor wiederum erwärmend wie nur je aus diesem Buche, so aus den urlustigen Skizzen „Ist die Katz' aus dem Haus", „Der fliegende Reiter", „Ein kleines Mißverständnis" u. ä. Daß aber sie und alle anderen ein Dichter geschrieben hat, das beweist außer tief nachdenklichen Novelletten wie „Schwester Eusebia" oder „Die letzte Stunde" oder „Die Brücke" namentlich das Eingangsstück, das ergreifende Widmungsgedicht „An Wien". Wer dies Buch sich oder andern beschert, erwirbt und schenkt Stunden voll ungetrübten Genusses ohne schalen Nachgeschmack. Wer es gelesen hat, der muß zur tröstlichen Überzeugung gekommen sein, daß echtes, altes, deutsches Wienertum trotz harter Bedrängnis und äußerer Wandlung noch immer lebt und — in gutem Sinne — noch lange „nicht untergeht".

## Die Romane der Wila.

### Artur Anders
# Wien.

Ein erschütterndes Buch! Eine Kulturtat ohne Tendenzwillen, eine Kulturtat aus sich selbst heraus, aus dem heißen ursprünglichen Gefühl eines Dichters.
(Mannheimer Generalanzeiger.)

### Paul Busson
# F. A. E.

Ein deutscher Roman

Wer aufrechtes Deutschtum, umsponnen von kühnsten Träumen, erleben will, greife zu dem Buch.
(Magdeburgische Zeitung.)

### Kurt Frieberger
# Danae.

Die Wendung des Schiebertums in das Gebiet des Sentimentalen wird höchst talentvoll erzählt in einem lebhaft erregten Stil, der den Leser fortreißt, und mit ausgezeichneter Charakteristik der Figuren . . .
(Kölnische Zeitung.)

### M. E. delle Grazie
# Homo . . . .

Der Roman einer Zeit

Es ist viel Ausgezeichnetes, viel in die Tiefe gehendes und von poetischen Schauen Durchdrungenes in diesen oft sehr realistischen Schilderungen.
(Leipziger Illustrierte Zeitung.)

# Der Liebe und des Ruhmes Kränze.

Ein Roman auf der Viola d'amour.
2 Bände.

Ein köstliches Stück Alt-Wien. Der Reiz und die Stimmung des Buches wird noch erhöht durch die der Zeit angepaßte Sprache. So glaubt man wirklich in einer längstentschwundenen, schöneren Zeit zu leben.
(Berliner Börsenzeitung.)

### Irma Höfer
# Fanny Elßler.

Friedrich von Gentzes letzter Liebestraum

Ein Buch, das man beim ersten Lesen liebgewinnt und zu dem man gern immer wieder zurückgreift.
(Kieler Zeitung.)

### Emanuela Baronin Mattl-Löwenkreuz
# Rebe Trau.

Ein Gegenwartsroman aus der Zeit des beginnenden Kulturzerfalles, der ein treffendes Bild der Verhältnisse darstellt, in denen wir heute leben.
(Berner Tagblatt.)

### Theodor Heinrich Mayer
# Typhus.

Ein wilder Rausch von Fieber und Leidenschaft. Prosa und gebundene Rede schlagen den Leser in Bann.
(Tagespost, Graz)

Edgar Mojsisovics

## Der Berg.

Wohl selten hat noch ein Mann der Selbstsucht des eigenen Geschlechts so tief und unbestechlich in die Augen geschaut, wie der Verfasser dieses Romanes. (Neue Freie Presse, Wien.)

Hans Nüchtern

## Der Haß gegen die Stadt.

Quaderngefügt steht Satz an Satz, Charakter an Charakter. Hier ist Wille und Können. (Deutsche Tageszeitung, Wien.)

Gustav Renker

## Der Abend des Heinrich Biehler.

Es tut wohl, ab und zu ein Buch von solcher Klarheit und Ruhe zu lesen. Umsomehr, wenn es auf einer Höhe des Ausdruckes steht wie dieses. (Wiener Zeitung.)

Werner Scheff

## Juan Fernandez.

Glühende Phantasie ließ den Autor Situationen ersinnen, die den Leser in fieberhafte Spannung versetzen. (Deutsches Volksblatt, Wien.)

Herbert Schüler

## Sieger des Lebens.

Die natürliche Sprache, das Bodenständige der Handlung, die treffliche Charakterisierung verleihen dieser Arbeit Wert als vorzügliches Unterhaltungsbuch. (Kieler Neueste Nachrichten.)

Georg Terramare

## Das Mädchen von Domremy.

2 Bände.

Endlich einmal wieder ein historischer Roman, der als literarisch wertvolles Erzeugnis anzusprechen ist. (Düsseldorfer Nachrichten.)

Albert Trentini

## Deutsche Braut.

Ein deutscher Roman aus Welschtirol.

Nicht alltäglich, auch nicht überschwenglich erzählt, bleibt das Buch ein Lied von schönem Menschentum und deutscher Treue. (Bonner Zeitung.)

Grete von Urbanitzky

## Die Auswanderer.

In diesem Roman offenbart sich die bildnerische und psychologische Fähigkeit der Verfasserin in seltenem Maße. (Literarisches Echo, Berlin.)

Robert Weil (Homunkulus)

## Rück' näher Bruder.

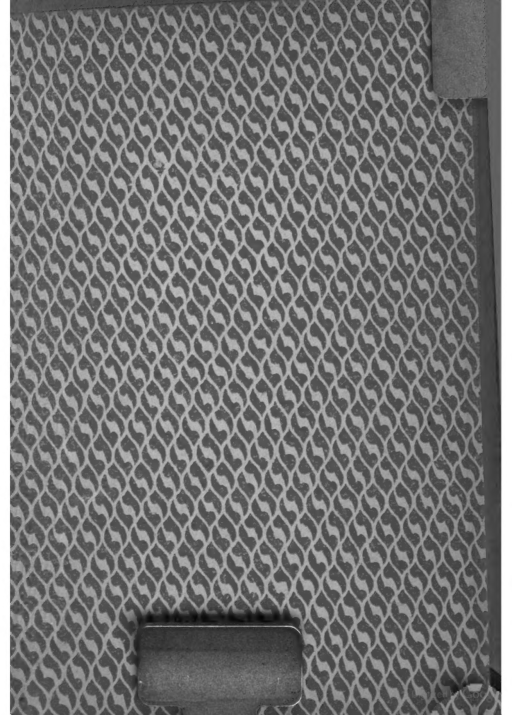
Das klingt wie ein neues Evangelium der Menschenliebe. Wie viele feinste Stimmungen, wie viele tiefste Gedanken sind hier eingefangen! (Liter. musikal. Rundschau, Wien.)

Digitized by Google

89006647101

b89006647101a

Digitized by Google




89006647101
b89006647101a